

*Walter Bosshard*

**DURCH  
TIBET  
UND  
TURKISTAN**



125

Gunnar Jonsson

Sept 1930



Durch Tibet und Turkistan

Learned from the ...







Das weiße Kamel mit Gorbhan Akhun

*Walter Boßhard*

Durch  
Tibet und Turkistan

Reisen im unberührten Asien

Mit  
109 ein- und mehrfarbigen  
Abbildungen auf Tafeln,  
2 Panoramen  
und 11 Kartenskizzen

•

---

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Deposition från  
KUNGL. VITTERHETS HISTORIE  
och ANTIKVITETS AKADEMIEN

Alle Rechte vorbehalten / Copyright by Strecker und Schröder in Stuttgart 1930  
Gedruckt auf holzfreies Papier im Herbst 1930 bei Strecker und Schröder in Stuttgart  
Einband und Schutzumschlag zeichnete Karl Sigrist, Stuttgart-Kaltental  
Printed in Germany

UNIVERSITÄT  
STUTTGART

Meinem lieben Freunde H. K. gewidmet



# Inhalt

	Seite
Vorwort . . . . .	XIII
Ausreise — Indien . . . . .	1
In Kaschmir, der Indischen Schweiz . . . . .	10
Über die Pässe des Himalaja . . . . .	18
Das Land der Lamas . . . . .	24
An den Seen des unerforschten Hochlandes . . . . .	38
Wieder unter Menschen! . . . . .	64
Auf der höchsten Karawanenstraße der Welt . . . . .	71
Gäste — Gefangene? . . . . .	75
In gastfreien Häusern . . . . .	82
Wüstenreisen in der Takla-Makan . . . . .	103
Chotan . . . . .	113
Irrfahrten in der Wüste . . . . .	120
Spuren buddhistischer Kunst . . . . .	127
Mißtrauen überall . . . . .	132
Ungewißheit . . . . .	142
Gerüchte und Tatsachen . . . . .	147
Bei den Kirgisen-Nomaden im Pamir-Randgebiet . . . . .	159
Wieder drei Monate in Kaschgar . . . . .	172
Rußland entgegen . . . . .	196
In Asiatisch-Rußland . . . . .	204
Die Fahrt nach Moskau . . . . .	222
Drei Wochen in Moskau . . . . .	229
Abreise von Moskau — Rückkehr . . . . .	238
Register . . . . .	240



# Verzeichnis der Tafelbilder und Karten

a) Tafelbilder		Nach Seite
Farbige Tafel: Der Sirigh-Jilganang . . . . .		8
Farbige Tafel: Kirgisenzelte . . . . .		68
Titelbild: Das weiße Kamel mit Gorbhan Akhun		
1. Straße in Port Said: Arabercafé . . . . .		16
2. Massaua: Der neue Stadtteil . . . . .		16
3. Die ärmlichen Hütten von Edagabarai . . . . .		16
4. Die Wassertanks von Aden . . . . .		16
5. Buddhastatue in Taxila . . . . .		32
6. Srinagar, die Hauptstadt von Kaschmir . . . . .		32
7. Kohala, am Dschilumfluß, ein Dorf an der Straße nach Kaschmir . . . . .		32
8. Satara, der Barbier und Masseur . . . . .		32
9. Briefträger im Himalaja . . . . .		32
10. Angehörige eines unabhängigen Stammes an der afghanischen Grenze . . . . .		32
11. Eingeborenenhäuser mit Wachttürmen am Khaiberpaß . . . . .		32
12. Pferdekarawane im Himalaja . . . . .		48
13. Eingeborene aus Kargil . . . . .		48
14. Kurram sieht sich die Lamayuruschlucht an . . . . .		48
15. Junge Nonne . . . . .		48
16. Mönche der Z'hamspa-Sekte . . . . .		48
17. Der „Skuschok“ von Hemis mit den Würdenträgern des Klosters . . . . .		48
18. Lamalänze im Kloster Hemis . . . . .		48
19. Der alte König von Ladakh . . . . .		64
20. Der König von Ladakh, die Königinmutter und die junge Königin mit der kleinen Prinzessin . . . . .		64
21. Die königliche Küche . . . . .		64
22. Leh mit dem Schloß der Könige von Ladakh . . . . .		64
23. Das Kloster Tikze . . . . .		64
24. Die längste Gebetsmauer von Westtibet . . . . .		64
25. Tibetische Frauen während der Lamalänze in Hemis . . . . .		64
26. Der kleine Skuschok von Spitok mit seinen beiden Lehrern . . . . .		64
27. Tibetische Familie . . . . .		80
28. Sabur Malik . . . . .		80
29. Schafhirte in Westtibet . . . . .		80
30. Zelt der Tschangpaleute . . . . .		80

	Nach Seite
31. Tschangpafrauen am Webstuhl . . . . .	80
32. Die Yakkarawane . . . . .	80
33. Blick auf Lingzi-tang-Plateau und Sirigh-Jilganang-See im Hintergrund	80
34. Morgenstimmung im Karakaschtal . . . . .	80
35. Erlegter wilder Yak . . . . .	96
36. Rückblick vom Khitai-Dawan . . . . .	96
37. Der letzte Yak . . . . .	96
38. Kirgisengräber im oberen Karakaschtal . . . . .	96
39. Kirgisenfrau . . . . .	96
40. Kirgisen hören andächtig die Klänge eines veralteten europäischen Schlagers . . . . .	96
41. Yaks als Reittiere über den Sandschupaß . . . . .	96
42. Als Gast beim Amban von Guma . . . . .	96
43. Wache mit Gabelflinte am Tor des chinesischen Forts von Suget-Karaul	112
44. Der Amban von Jarkent . . . . .	112
45. Bei den Schweden in Jarkent . . . . .	112
46. „Mepa“, der Reisewagen in Chinesisch-Turkistan . . . . .	112
47. Mädchen aus Jarkent . . . . .	112
48. Serai, das Hotel Zentralasiens . . . . .	112
49. Kamelhändler in Kargalik . . . . .	112
50. Ein Fakir und Hofsänger . . . . .	112
51. Fähre am Scrawschanfluß . . . . .	128
52. Die Beschützerin des Augenlichtes im Tempel von Kargalik . . . . .	128
53. In der Tamariskenzone . . . . .	128
54. Vom Sand bis zur Krone zugedeckte Pappeln . . . . .	128
55. Tote Pappelwälder in der Takla-Makan . . . . .	128
56. In der sterilen Wüste . . . . .	128
57. Lager in der Wüste . . . . .	128
58. Mohammedaner beim Morgengebet in der Takla-Makan . . . . .	128
59. Brücke über den Karakaschfluß, ehe er in der Wüste versiegt . . . . .	144
60. Der Amban von Chotan, Badrudhin und Kerim Beg . . . . .	144
61. Der Diener des Ambans von Guma . . . . .	144
62. Patienten in Chotan . . . . .	144
63. Das Geschenk des Generals in Chotan . . . . .	144
64. Der Arzt hält Sprechstunde . . . . .	144
65. Rawak-Stupa mit Lager . . . . .	144
66. Die letzten Überreste einstiger Häuser in Dandan-Oilik . . . . .	144
67. Funde aus Pialma . . . . .	160
68. Der Sekretär des Ambans von Lop . . . . .	160
69. Alter Führer in der Wüste . . . . .	160
70. Seidenraupen . . . . .	160
71. An der Arbeit in Rawak-Stupa . . . . .	160
72. Papierfabrikation in Chotan . . . . .	160

	Nach Seite
73. Buddhakopf von Rawak-Stupa . . . . .	160
74. Malerei von Rawak-Stupa . . . . .	160
75. „Potai“, Meilenstein in Chinesisch-Turkistan . . . . .	176
76. Vorgebirge des Kuen-lun . . . . .	176
77. Chotanteppich . . . . .	176
78. Die Zolldeklaration . . . . .	176
79. Ma-Schao-Wu, der Tao-Tai von Kaschgar . . . . .	176
80. Jang-Tsen-Hsing, der Generalgouverneur von Chinesisch-Turkistan . . . . .	176
81. General Ma, der frühere Ti-Tai von Kaschgar, mit seiner Familie . . . . .	176
82. Aufnahmen des chinesischen Photographen . . . . .	176
83. Marktplatz von Kaschgar . . . . .	192
84. Trauerfeier für den ermordeten Generalgouverneur . . . . .	192
85. In der Heimat der Kirgisen: das obere Bostan-Terek-Tal . . . . .	192
86. Kirgisenzelte . . . . .	192
87. Inneres eines Kirgisenzeltes . . . . .	192
88. Die Lieblingsbeschäftigung der Kirgisen . . . . .	192
89. Kirgisenfrau . . . . .	192
90. „Yailik“, das Kirgisendorf . . . . .	192
91. „Ugelik“, das beliebte Reiterspiel der Kirgisen . . . . .	208
92. Kirgisen beim Pilau . . . . .	208
93. Abduls Frau und ihre Mutter . . . . .	208
94. Auf dem britischen Konsulat . . . . .	208
95. Der Tao-Tai beim Krähenschießen . . . . .	208
96. Der Mützenmarkt in Kaschgar . . . . .	208
97. Auf dem Weg zum Melonenmarkt in Kaschgar . . . . .	208
98. Kaschgar im Winter . . . . .	208
99. Die Hazrat-Apak-Moschee . . . . .	224
100. Kaufladen mit der neuen chinesischen Flagge . . . . .	224
101. Hauptmann Walz reist nach Indien . . . . .	224
102. Auf dem Weg nach Rußland . . . . .	224
103. Der chinesische Grenzposten in Irkestam . . . . .	232
104. Mein Reisewagen nach der Station Karasu . . . . .	232
105. Fischer auf der Wolga . . . . .	232
106. Moskau: Blick auf den Kreml von der Erlöserkathedrale aus . . . . .	232
Zwei Panoramen der Kuen-lun-Berge im oberen Karakaschtal . . . . .	am Schluß

#### b) Karten

1. Srinagar—Leh . . . . .	24
2. Leh—Aksai-Tschin . . . . .	40
3. Aksai-Tschin—Sugut-Karaul . . . . .	56
4. Sugut-Karaul—Guma . . . . .	72
5. Guma—Kaschgar . . . . .	88
6. Kargalik—Wüstenreise—Chotan . . . . .	104

	Nach Seite
7. Chotan—Rawak-Stupa—Dandan-Oilik . . . . .	120
8. Chotan—Duwa—Sandschu—Kiljang—Koek-yar—Kargalik . . . . .	136
9. Kaschgar—Bostan-Terek . . . . .	168
10. Kaschgar—Irkestam—Osch—Andidschan . . . . .	200
Übersichtskarte der Reise des Verfassers . . . . .	am Schluß

## Vorwort

**D**ie Deutsche Zentralasien-Expedition, deren Mitglieder Dr. E. Trinkler, der wissenschaftliche Leiter derselben, der Geologe Dr. H. de Terra und der Verfasser waren, bezweckte die geographische, geologische und archäologische Erforschung eines Teiles des tibetischen Hochlandes, der gewaltigen zentralasiatischen Gebirgszüge, sowie der Takla-Makan-Wüste. Als Nichtwissenschaftler wurden dem Verfasser die technischen und materiellen Aufgaben, die während der Reise gelöst werden mußten, zugewiesen.

Als ich mit meinen beiden deutschen Reisekameraden Nordindien verließ, begann ich mit Feder und Kamera ein Tagebuch zu führen, nicht mit der Absicht, diese Aufzeichnungen vor ein kritisch veranlagtes Publikum zu tragen, sondern einzig, um später im engeren Freundeskreis Eindrücke und Erlebnisse in ihrer ursprünglichen Frische und Originalität wieder erzählen zu können. Auf Grund dieser Tagebuchblätter ist auf Veranlassung verschiedener Kreise dieses Buch entstanden.

Ich habe in diesem Tagebuch weder politische, philosophische noch wissenschaftliche Betrachtungen angestellt, sondern nur Tatsachen registriert; ich stellte mir die Aufgabe, in schlichten Worten das zu sagen, was ich selber erlebt habe.

Nicht daß Wissenschaft, Politik und Philosophie mich nicht interessieren würden, niemand, der mit offenen Augen und Ohren irgendwo in Asien reist, wird diesen Problemen ausweichen können. Wer jedoch, wie ich, Asien erst seit zehn Jahren aus persönlicher Anschauung kennt, der weiß zugleich, wie unendlich groß und vielseitig dieser Kontinent ist und welch Stückwerk jede wissenschaftliche, politische oder philosophische Betrachtung über dieses Land bleiben muß.

Der Regierung meines Heimatlandes, insbesondere den Herren Bundesrat Motta, Bern, und Minister Rufenacht, Berlin, schulde ich für die mir gewährte Unterstützung großen Dank. Ferner haben die Regierungen von Deutschland, Großbritannien, Indien, China und Rußland meinen beiden Reisekameraden und mir das allergrößte Entgegenkommen gezeigt. Die Schwierigkeiten, die uns zeitweise durch die Beamten in Chinesisch-Turkistan gemacht wurden, hängen mit einer Reihe politischer und anderer Umstände zusammen, sie müssen als eine Folge der neuen Strömungen in China angesehen werden.

Zu Dank bin auch meinen zahlreichen Freunden verpflichtet, die meine Erlebnisse mit so großem Interesse verfolgten, unendlich dankbar bin ich Dr. Trinkler und Dr. de Terra für die gute Kameradschaft und die vielen Anregungen, die sie mir in diesen zwei Jahren gegeben haben.

Wertvolle Ratschläge und tatkräftige Unterstützung wurden mir durch Sir Filippo de Filippi, Florenz, E. B. Howell, Delhi, Major Hadow, Srinagar, Bischof Peter, Leh, Generalkonsul F. Williamson und Capt. Sherriff, Kaschgar, Generalkonsul B. Postnikoff und Vizekonsul Kazasse, Kaschgar, K. Moldavak, Chotan, sowie durch die Mitglieder der schwedischen Mission in Kaschgar, Jangi-hissar und Jarkent gewährt. Ihnen allen spreche ich hiermit meinen großen Dank aus.

Besonders verpflichtet fühle ich mich auch der Meta A.-G. Basel, die uns in hochherziger Weise unterstützte. Ohne den Meta-Brennstoff und die -Kocher wäre meine Rückreise über das verschneite Alagebirge außerordentlich mühsam gewesen.

Um die Durchsicht meines Manuskriptes bemühten sich Frau G. Kunz, Frau A. Leuthold-Sprecher, die Herren A. Buerdeke, H. Hofer, Prof. Dr. Lehmann, Dr. O. von Niedermayer, L. Schneider, Prof. Dr. Zeller. Dank ihrer zahlreichen Anregungen und Vorschläge konnte vieles abgeändert und verbessert werden.

Zum Schlusse muß ich noch meinem Freunde H. Rüdi, Lugano, meinen tiefsten Dank aussprechen für die große Mühe, die er sich mit meinen Negativen gegeben hat, die ich ihm aus Zentralasien, wenn immer sich eine Gelegenheit bot, zustellen durfte. Vor

meiner Abreise hat er mir in uneigennützigster Weise sein ganzes Wissen und Können zur Verfügung gestellt und mich in die tieferen Geheimnisse der photographischen Kunst eingeweiht.

Die Routenskizzen wurden auf Grund des bisher veröffentlichten Kartenmaterials von Herrn Kartograph Ernst Monzert in Stuttgart entworfen. Für die Namensschreibung diente Stieler's Handatlas als Unterlage.

In liebenswürdiger Weise hat sich Herr Prof. Dr. Zeller, Bern, bereit erklärt, während meiner Abwesenheit in Britisch-Indien die Korrekturbogen durchzusehen. Ich schulde ihm dafür meinen größten Dank.

Und nun hoffe ich, daß dieses Buch vom Leser als das genommen wird, was es sein soll: die Schilderung einer Reise in wenig bekannte Gebiete. Wer sich für die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Expedition interessiert, wird auf die Veröffentlichungen warten müssen, die Dr. Trinkler und Dr. de Terra gegenwärtig vorbereiten und die im Laufe der nächsten zwei Jahre erscheinen werden.

Indien, im Oktober 1930.

W. B.



## Ausreise — Indien

**A**ls ich am 27. Januar 1927 mit dem prächtigen Dampfer Remo des Lloyd Triestino von Brindisi nach Indien fuhr, hatte ich in meinem Koffer wohlverwahrt den Paß der chinesischen Regierung, der für die geplante Reise nach Zentralasien notwendig war. Die Bewilligung der zuständigen britischen Behörden stand noch aus, ich zweifelte jedoch nicht daran, daß dieselbe erteilt würde. Voll großer Pläne und Hoffnungen fuhr ich nun Asien entgegen. Der düstere Himmel, der seit Wochen über Italien gelegen hatte, hellte sich bald auf, schon nach zwei Tagen erstrahlte der Sonnenuntergang im satten Farbenreichtum des Orients.

Port Said, vor sechzig Jahren noch ein kümmerliches Fischerdorf, durch eine Großtat der Technik jedoch zum weltbekannten Hafen gemacht, musizierte, tanzte und sang. Ein P.-und-O.-Dampfer war soeben angekommen. Simon Arzt, dieser Allerweltsladen, hatte die Tore weit geöffnet und ließ sich für seine Waren die fremden Münzen und Scheine der hastig einkaufenden Reisenden geben; Agenten kleiner Spelunken machten sich an die sorglose, draufgängerische Jugend heran, für welche der Orient ungebundene Freiheit und volles Genießen bedeutet, und suchten ihre Sinne für spanische Nackttänze und schleierlose Araberinnen zu entflammen; die Galé-Galé-Galé-Leute, zur Zunft der Fingerfertigen gehörend, zeigten ihre alten und doch immer wieder amüsanten Tricks mit Karten, Kücken, Eiern — am liebsten jedoch mit den Geldstücken der verblüfften Zuschauer.

Ich hasse Port Said, weil ich dort, wenn ich aus Europa komme und mich auf Asien freue, all dem Abschaum des Ostens begegne und weil es mir auf der Heimreise schon wieder die Laster Europas zeigt.

Der Suezkanal, einer der Angelpunkte britischer Politik, lag wie ein schwarzes Schlangenmonstrum zwischen Asien und Afrika, die beide von derselben gelben, öden Sandwüste bedeckt sind, über der noch die Schatten der Nacht lagen. Häuser tauchten in der Ferne auf, die ich erst für diejenigen von Ismailia oder El Kantara hielt. Aber wir waren schon viel weiter. Suez und das Ende des Kanals lagen vor uns. Golden stieg die große Scheibe der Sonne über dem asiatischen Kontinente auf und verkürzte von Minute zu Minute die wenigen Schatten auf dem afrikanischen Erdteil.

Rasch ging der Tag dahin. Die letzte Kanalzone glitt vorüber, das Denkmal der im Kriege Gefallenen wurde sichtbar: ein massiver Steinquader mit einer Terrasse gegen den Golf von Suez, die auf beiden Seiten durch zwei sprungbereite Tiger abgeschlossen wird. Welch kühne Symbolik, Welch brutaler Machtgedanke zugleich!

Das Leuchthaus der Meerenge von Djobal wies uns den Weg. Kurz war die Dämmerung gewesen, rasch hatten die tiefsatten Farben am Sinaigebirge und am Berge Akrab auf der afrikanischen Seite gewechselt, bald waren die scharfen Umrisse der Gebirge verschwunden; die Nacht brach über das Rote Meer herein, schwer, herrlich, erhaben schön.

Ein frischer Wind wehte am folgenden Morgen über dem Meer, er brachte uns rasch ans Land. Massaua, die italienische Kolonie an der afrikanischen Küste des Roten Meeres, erwartete unseren Dampfer mit all der Unruhe eines wenig besuchten Hafensplatzes. Männer, Frauen und Kinder, Verwandte der Askaris, der afrikanischen Soldaten, die wir an Bord hatten, jubelten und verwarfen ihre Arme; starke, schwarze Arbeiter mit sehnigen Muskeln eilten zwischen aufgestapelten Warenballen hin und her, vor denen gelassen und selbstbewußt einige Europäer im Tropenhelm und weißen Hemdärmeln standen. Wie Feldherren sahen sie aus, weit erhaben über der Hast und Aufregung des arbeitenden Eingeborenen.

Vor wenigen Jahren vom Erdbeben zerstört, ist Massaua neu und schön, aber wieder mit engen Gassen und einem schmutzigen Marktplatz aus den Ruinen erstanden. Die einzige breite Straße

führt dem Meere entlang, nach dem marmorleuchtenden Palast des Gouverneurs; aber auch sie ist noch nicht für den lebhaften Autoverkehr gebaut, der sich tagsüber darauf abwickelt. An ihr liegen die bedeutendsten Geschäfte italienischer Emigranten und eingeborener Handwerker, da sind die Restaurants mit ihren wohlklingenden Namen und der ärmlichen Ausstattung; „ganz Massaua“ trifft sich in den kühlen Abendstunden vor dem Sonnenuntergange unter den engen Arkaden dieser einen Straße.

Der Palast des Gouverneurs, von zwei der bekannten Bündel der Faschistenabzeichen gekrönt, steht der herrlich kühlen Brise des Meeres offen. Was aus der Ferne und unter der afrikanischen Sonne Marmor schien, ist nichts als weiße Tünche; wo man große weite Räume vermutet hatte, findet man kleine Zimmer, die um eine halb europäische, halb afrikanische Halle gruppiert sind, deren eine Wand mit dem Gemälde König Umbertos zu Pferd geschmückt ist. Das Schönste aber am ganzen Palast, der nur vorübergehend bewohnt wird, denn der Gouverneur residiert in der höher gelegenen und kühleren Hauptstadt Asmara, sind die geschnitzten Tore, die in ihrer braunen Farbe prächtig aus den weißen Einrahmungen hervortreten. Ein schattiger Garten umschließt diese leuchtenden Mauern; nur mit großer Mühe und einer Schar von Eingeborenen werden die Bäumchen und Sträucher am Leben erhalten.

Am andern Stadtende liegen die Bordelle. Häuser, Bretterbuden ähnlich, in deren Höfen die dicken plumpen Abessinierinnen im hellen Gewande, die hübschen schlanken Araberinnen, Jüdinnen mit ihren betonten Ausrufzeichen im Gesicht und funkelnden Steinen an Fingern und Ohren, kurzum Weiber aller möglichen Rassen tagsüber auf den primitiven Betten ausruhen, auf denen sie nachts um wenig Geld der Lust frönen.

Und vor den Toren der Stadt liegt Edagabarai, ein Armenviertel aus Schilf, alten Brettern, verrosteten Benzinkannen, verdorrten Palmenzweigen und Lumpen. „Meschinopolis“ nennen es die Italiener. „Mesching — Mesching!“ rufen mir die mich umzingelnden schwarzen und braunen Kinder bettelnd zu. „Ich bin arm — ich bin arm!“ Gewiß sind sie arm, und

doch welch beneidenswertes, glückliches Dasein führen diese Menschen.

Rasch fällt die Nacht herein. Während das Meer in den buntesten Farben phosphoresziert, gleitet unser Dampfer aus dem weiten Hafen hinaus, Aden entgegen. Wie eine Fata Morgana erscheinen die hellblauen Umriss der Küste Arabiens am Horizonte, bald deutlich mit ihren Tälern und Schluchten hervortretend, bald wieder ganz im fernen Dunst verschwindend.

Massaua macht mit seiner wüstenähnlichen Umgebung und dem spärlichen Grün einen trostlosen Eindruck, und doch erinnert man sich gerne dieser Stadt beim Betreten von Adens staubigen Straßen. Die zahlreichen englischen Soldaten, die Batterien, die den Hafeneingang beherrschen, erinnern an die strategische Bedeutung dieser kahlen wasserlosen Felsenhalbinsel, die den alten Römern unter dem Namen „Arabia felix“ bekannt war. Das glückliche Arabien! — Heute ist es nichts als eine gebirgige Einöde, ein altes Vulkan-eiland, in dessen Krater die Stadt Aden gebaut wurde und durch deren Straßen das Wasser in Kamelkarren herbeigeführt wird, das die wenigen Bäumchen und Pflanzen in der kümmerlichen Gartenanlage am Leben erhalten soll. Araber, Jemeniten, Türken, Ägypter, häßliche Suahelis von der afrikanischen Küste, krausköpfige, ungezähmt aussehende Somalis, Juden der verschiedensten Sekten, Inder niederer Kasten, reiche Parsis aus Bombay, Maharatis — Leute von der Malabarküste —, englische Tommy in Khakiuniformen und Kniehosen, finster dreinschauende Sikhs mit schwarzem Bart und hohem Turban durchfluten die breiten Straßen, in denen sich das tägliche Leben abspielt; wo der Händler seinen Klienten, der Freund den Freund, der Handwerker seine Arbeit und die zahlreichen bettelnden Jungen eine mitleidige Hand finden, die ihnen den „Bakschisch“ reicht. Würdig, erhaben, beinahe unnahbar überragt die kleine englische Kirche die flachen Dächer; sie ist auch schuld, daß die Hotelgäste am Sonntagabend nicht im üblichen schwarzen Anzug zum Diner erscheinen, sondern nach alter Überlieferung sich in derselben Hose zu Tisch setzen dürfen, in der sie den Gottesdienst besuchen.

Wer in Aden war, mußte auch die Tanks besuchen, die Wasser-

behälter, die noch aus der Zeit der „Arabia felix“ stammen mögen. Zwanzig Millionen Imperial Gallons sollen sie fassen, also mehr als neun Millionen Hektoliter, aber selten sieht man heute einen Tropfen Wasser darin. Die ganze Anlage, in der einst durch ein klug ausgedachtes System das Regenwasser der umliegenden Felsabhänge vereinigt wurde, liegt heute als monumentales Bauwerk einer vergangenen Zeit vor uns; weder seine Entstehung, die Baugeschichte, noch der Name des kühnen Erbauers sind der Nachwelt überliefert worden. Der kleine Garten, der beim Eingang zu dieser kahlen Anlage sich befindet, verdankt seine Existenz dem spärlichen Wasser eines vierzig Meter tiefen Brunnens, das unter dem monotonen Singsang von zwei Kulis und der Aufsicht eines alten Mannes aus der schwarzen Tiefe geholt wird.

Der Indische Ozean war wie ein Spiegel. Es gab Tage, an denen man überhaupt keine Unebenheit, keine Welle auf der gewaltigen Wasserfläche sehen konnte. Die arabische Küste war nun vollständig verschwunden. Das Schiff befand sich bereits im Golf von Oman, der dem Persischen Meerbusen vorgelagert ist. Meine Seereise ging rasch ihrem Ende entgegen.

Indien zeigte sich im prächtigsten Gewande. Strahlender Sonnenschein begrüßte uns im weiten, für die Zukunft angelegten Hafen von Karachi. Kaum setzt man den Fuß ans Land, so hat man den Eindruck, eine in starker Entwicklung begriffene Stadt vor sich zu haben. Weite Straßen, die auch dem Verkehr in fünfzig Jahren noch gewachsen sein werden, bunte Blumenbeete, niedere Häuser mit breiten Veranden und schattigen Gärten kennzeichnen das Europäerviertel dieser Stadt.

Aber erst wenn ich auf der Veranda des Hotels beim Nachmittagstee mit Toast und Banane sitze und die weißgekleideten Diener mir aufmerksam die Wünsche von den Augen zu lesen versuchen, dann weiß ich wiederum, daß ich in Indien bin, Indien, dem Lande der höchsten Gebirge und der fruchtbarsten Ebenen, der märchenhaft reichen Maharadschas und der Kastenlosen, den Ärmsten unter den Armen. Wiederum liegt Indien mit seinen großen Lichtern und den dunklen Schatten vor mir; bei einem

Besuche der Eingeborenenstadt fühle ich das pulsierende Leben und das bunte Völkergemisch der gewaltigen indischen Halbinsel an mir vorüberfluten. Wie lange werden diese, durch Weltanschauung und Erziehung einander so fremd gegenüberstehenden Rassen, Religionen, Kasten und Gemeinden weiterhin unter dem ordnenden Zwange britischer Herrschaft sich miteinander vertragen? Könnte nicht morgen schon ein Funke die keimende Glut zu einem gewaltigen Feuer auslösen? Alles ist möglich in diesem Indien der krassen Gegensätze, für das ich mich schon in meiner Jugend begeistert hatte und das ich auf jeder Fahrt neu entdeckte.

Eine lange Eisenbahnreise durch weite Felder längs breiten Flüssen und durch Wüstengegenden brachte mich nach dem Norden. Und während der Zug in der frühen Morgendämmerung durch die kahlen, vom letzten Regen verwaschenen Wiesen fuhr, deren „Nullahs“ und „Gullies“\* wie eine kleine Dolomitenlandschaft aussahen, näherten wir uns langsam den Salzhügeln, die außerhalb Rawalpindi liegen.

Ein frischer Wind wehte mir auf der Station entgegen. Halb-nackte Kulis sprangen dem Zuge entlang, Männer mit einer Wolldecke und einem kleinen Kinde auf dem Arm trieben ihre, das ganze Gepäck hinter ihnen her schleppenden Frauen mit lautem Geschrei zur Eile an. Viele von ihnen hatten die ganze Nacht hier gewartet, um endlich in einem Dritteklassewagen Platz zu finden. Und während die vor dem Wagen stehenden Gepäckträger sich um meine Koffer rissen, erinnerte ich mich eines Vorfalles, den ich vor einigen Jahren auf einem Bahnhof des Nordens gesehen hatte. Der nach Benares fahrende Expreszug kam an, ein Vater versuchte seine zahlreiche Familie in einem Wagen dritter Klasse unterzubringen. Kaum hatte er jedoch die Türe geöffnet, als aus dem Wageninnern Proteste laut wurden. Die neuen Fahrgäste waren von niederer Kaste und deshalb verachtet, verstoßen; niemand wollte mit diesen Menschen, deren Schatten allein schon unglückbringend war, im selben Abteil sitzen. Zwei englische Offiziere sahen den Vorfall, erkundigten sich nach dessen Ursache und befahlen ihren Dienern, das Bedientenabteil,

\* Indische Bezeichnung für eine von Regenrinnen dicht zertalte Landschaft.

das zu jedem Wagen erster Klasse gehört, für diese arme Familie zu räumen, die vor zwei Tagen auf der Station angekommen war und seither vergeblich versucht hatte, einen Zug zur Wallfahrt nach Benares zu besteigen.

Seit meiner Ankunft in Rawalpindi (7. Februar 1927) war der Himmel bedeckt. Nur für kurze Zeit erschien das tiefe Blau. Regen herrschte vor, und in den Kaschmirbergen fiel Schnee. Eines Tages, unerwartet und unangemeldet, erschienen am Himmel gewaltige Heuschreckenschwärme. Ich war in meinem Zimmer, als ich plötzlich ein gleichmäßiges Geräusch auf dem Wellblechdache über mir hörte, das mich an fallenden Hagel erinnerte. Draußen schien jedoch die Sonne, und als ich unter die Türe trat, gewahrte ich Millionen von Heuschrecken in der Luft, getrieben vom Winde, der aus dem Osten kam. In wenigen Minuten war die Straße schwarz, die Bäume bogen sich unter der Last der gefräßigen Tiere, die auf den Mauern und Dächern, an Türen und Fenstern herumkrabbelten und nach etwas Eßbarem suchten. Die Rosensträucher im Garten, das junge Gemüse, kurzum alles Grüne war binnen wenigen Minuten kahl gefressen, einzig die zähen Palmblätter leisteten Widerstand. Am Nachmittag fuhr ich zur Stadt hinaus. Um das Vorrücken dieser gewaltigen Schwärme, deren Länge auf etwa zwanzig Kilometer geschätzt wurde, zu verhindern, hatten die Bauern in den Feldern breite Gräben gezogen, in denen sie Feuer unterhielten. Allein die beabsichtigte Wirkung war von kurzer Dauer. Die Heuschrecken, deren Flügel versengten, fielen zu Tausenden in die Gluten, die unter den ungeheuren Massen bald erstickten, worauf die verheerenden Schwärme weiter in die jungen Felder ziehen konnten, um dort binnen wenigen Stunden das letzte grüne Blatt aufzufressen.

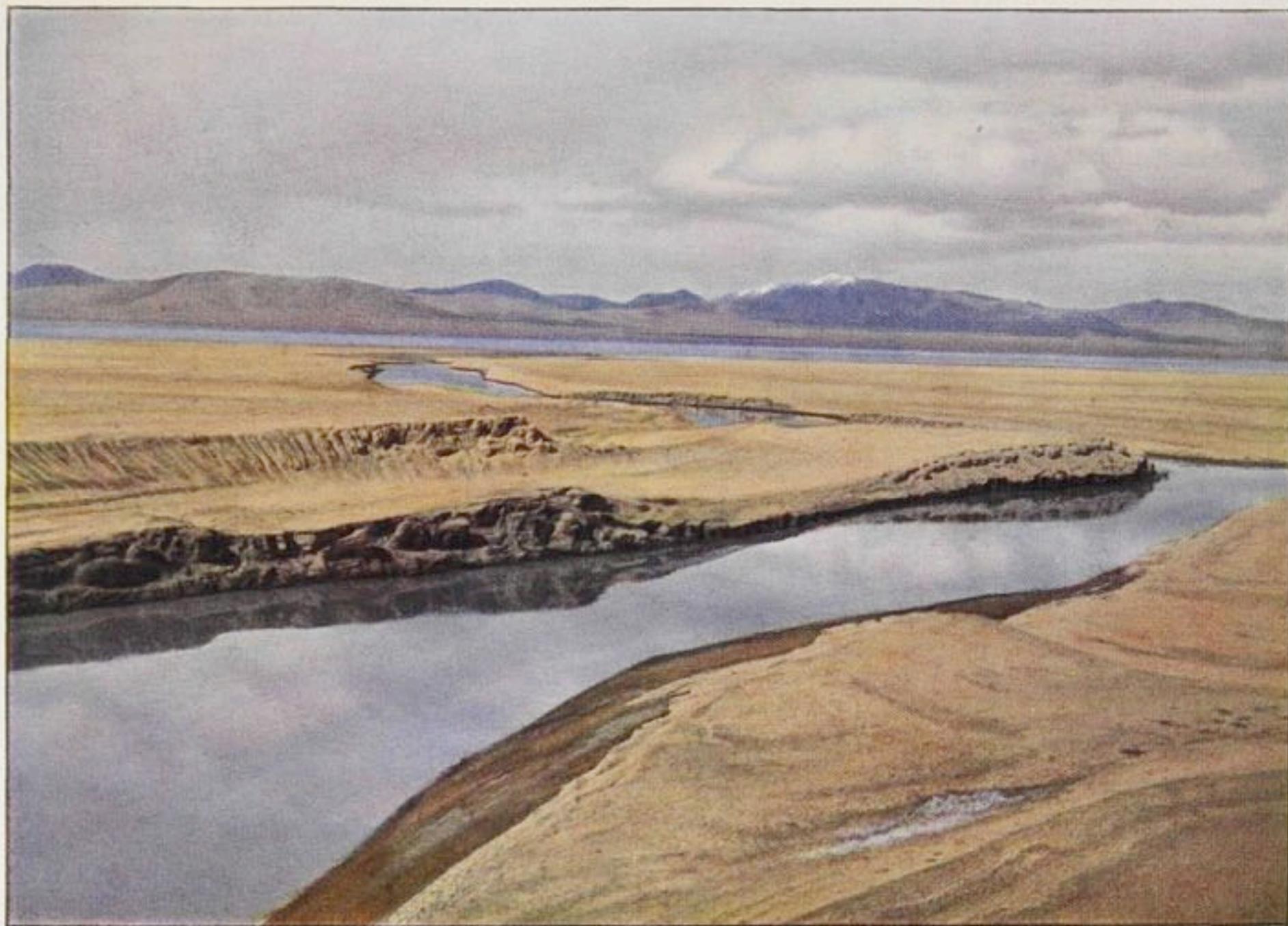
Den großen Heuschreckenschwärmen folgten Hunderte von Raben, die sich ihren Magen mit Leckerbissen füllten; bald jedoch sah ich diese Vögel auf den Dächern herumsitzen, den Schnabel weit offen und kaum mehr fähig zu atmen. Hunderte von Heuschrecken waren in ihrer nächsten Nähe, und die schwarzen Burschen konnten einem leid tun, daß sie keine Reserven für die mageren Tage anzulegen imstande waren.

Taxila, die alte Griechenstadt, unweit von Rawalpindi, liegt inmitten eines fruchtbaren Talbeckens an der alten Karawanenstraße, die Zentral- und Westasien mit Indien verband; sie war die größte Stadt diesseits des Indusflusses zur Zeit Alexanders des Großen. Ein Ruinenmeer von Häusern und Palästen, an Pompeji erinnernd. Überreste einstiger Klöster, auf steilen Bergkuppen gelegen, da ein Stupa, ein Heiligenschrein, dort Skulpturen von einer ungeahnten Schönheit, Buddhafiguren — Schöpfungen allergrößter Künstler, der Nachwelt ungenannt und unbekannt geblieben: das ist Taxila, wie es sich während eines flüchtigen Nachmittagsbesuches zeigt.

Kaschmir entgegen. Noch hat der Maharadschah der Bahn nicht erlaubt, ihre Fangarme nach dem herrlichen Tale auszustrecken. Das Automobil brachte mich über Berge und Brücken, durch Felder und Wiesen oder öde Felslandschaften höher und höher, bis ich plötzlich mitten im größten Schneesturm war. Der Chauffeur hielt an; aus der Tiefe des Gepäckbehälters holte er ein Paar warme Hosen hervor, die er über seine einst weiß gewesenen Beinkleider anzog; Handschuhe und ein pelzverbrämter Mantel vervollständigten den Anzug, und unter zunehmenden eisigen Winden setzten wir die Fahrt fort. Dichte Nebel brauten sich zusammen und wetteiferten mit dem mich umgebenden Schneegestöber. Unterwegs stiegen zwei neue Fahrgäste ein: ein junger, prächtig gebauter Inder im Pelzmantel und blauen Turban und seine Frau, die, so oft ich versuchte, mir ein Urteil über ihr Aussehen zu bilden, das Gesicht rasch hinter dem stets bereiten Schleier verbarg.

An Dörfern zog das Auto vorüber. Brückengelder wurden verlangt, und endlich war die Grenze des Kaschmirstaates erreicht. Ein Schlagbaum außerhalb des Dorfes Domel wurde nach kurzen Formalitäten geöffnet, und weiter ging's durch das gleichmäßige Grau des in Regen gehüllten Tales dem Rasthaus von Garhi entgegen, in welchem ich übernachtete, um folgenden Tages die Reise auf übel zugerichteter, ausgewaschener Straße fortzusetzen.

Zwischen kahlen, weißrindigen Pappeln sauste das Auto am späten Nachmittag des 20. Februar über die lange, gerade Straße,



Der Sirigh-Jilganang,  
ein See auf der Hochebene von Tibet, 5200 Meter über dem Meer. Die Gebirgszüge im Hintergrund  
erreichen eine Höhe von 6—7000 Meter



an alten Tempeln vorbei, durch die schmutzigen Wege des Dorfes Patan, dann wieder zwischen weiten Feldern und brachliegenden Äckern dem Ziele entgegen. Je mehr wir uns Srinagar, der Hauptstadt, näherten, um so mehr wich der Schnee. Schon wagten sich Narzissen und Krokusse an sonnigen Stellen hervor. Durch das braune Gras drängten die grünen Spitzen der nach Sonne suchenden Veilchen; vereinzelt Schmetterlinge flatterten um die in Blüte stehenden Aprikosenbäume, aus denen das Gezwitscher der Vögel erklang. Durch die engen Straßen, am Palast des Maharadschas von Kaschmir und Jammu vorbei, gelangten wir über die Brücke nach Nedous Hotel, und damit war die erste Etappe meiner Reise nach dem Innern Asiens zurückgelegt.

## In Kaschmir, der Indischen Schweiz

Nun galt es Vorbereitungen für die große Reise nach Zentralasien zu treffen. Ramzana war mir in Europa zur Zusammenstellung der Expeditionsausrüstung empfohlen worden, allein ich schätzte sein Geschäftsgebaren nicht sehr hoch ein, und schließlich wurde Ahamdoo Siraj zum Lieferanten der Expeditionsausrüstung ernannt. Täglich, wenn ich im Hotel ein- oder ausging, wartete eine Gruppe Eingeborener beim Portal auf mich. Unter dem weiten Gewande zogen sie ihre Geschäftskarten hervor; Zelte, Feldbetten, Schuhe, Holzschnitzereien, Hausboote, Stickereien wurden mir in wirrem Durcheinander angeboten. Ein jeder dieser Agenten behauptete, der Beste und Billigste zu sein. Jeder führte Hunderte von Zeugnissen mit sich, die manch europäischer Sammler als wertvolle Autographenblätter geschätzt hätte. Menschen aller Nationalitäten tauchten beim Durchblättern dieser abgegriffenen Papiere aus der Vergangenheit auf; die Reihe der indischen Vizekönige war vollständig von Lord Curzon bis zu Lord Irwin, die klingenden Namen der Prinzen von Wales und Orleans, der Herzöge von Connaught und der Abruzzen, der Prinzessin Mary und der Brüder Roosevelt standen schwarz auf weiß vor mir: sie alle bezeugten, welch vorzügliche Ware der glückliche Inhaber zu liefern imstande war.

Man erlebt köstliche Dinge bei der Durchsicht dieser Zeugnisse. Da erklärt Mrs. K. Roosevelt durch ihre Unterschrift, daß Satara, der Eingeborenenbarbier, ihr die Haare ebenso gut geschnitten hat wie irgendein Coiffeur in der Rue de la Paix; Hauptmann Fellen empfiehlt einen alten Gaul als das beste Reitpferd; Herr P. Visser versichert durch zwei lange Seiten hindurch, daß Ramzana der einzige Mann in Kaschmir ist, der eine Expedition ausrüsten kann, und Frau Jenny Visser-Hoofd beglaubigt die

Unterschrift ihres Mannes! Einem solchen Zeugnis verdanke ich auch ein Erlebnis, über welches ich seither schon so oft mit meinen Freunden gelacht habe. Ich hatte meinen Fuß leicht übertreten und dachte, daß eine Massage die verstreckten Muskeln wieder in Ordnung bringen könnte. Mein Diener brachte mir deshalb eines Morgens Satara, den Coiffeur, der behauptete, auch im Massieren ein großer Künstler zu sein. Statt einer einfachen Fußmassage riet er mir zu einem „türkischen Bade“, und da er offenbar den etwas zweifelnden Blick in meinen Augen las, holte er unter seinem weiten Kleide wiederum das dicke Buch mit den Zeugnissen hervor. Alle lauteten höchst befriedigend. Rheumatismus und Gicht verschwanden nach einem solchen „türkischen Bade“. Wer müde von einer strengen Bergtour zurückkam, erlebte durch eine Massage geradezu eine Verjüngung und war imstande, die ganze Nacht auf den Tanz zu gehen. Ein Optimist hätte nach all diesen Beweisen zur Überzeugung kommen müssen, einen wunderwirkenden Mann vor sich zu haben. Als letzten Trumpf drückte er mir unauffällig einen Briefbogen in die Hand, auf dem K. Roosevelt, einer der Söhne des ehemaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, niederschrieb, daß „das türkische Bad in Srinagar eine seltsame Erfahrung für ihn gewesen, die zu erwerben wohl der Mühe wert sei“!

So ließ ich mich überreden, am nächsten Morgen nach dem Frühstück den Fluß hinunter zur vierten Brücke zu fahren. Von dort führte der Weg wie üblich um einige Hausecken, die Gassen wurden zu Gäßchen, und ich war beinahe daran, dem übelriechenden Viertel meinen Rücken zu kehren, als mein Begleiter auf ein offenes, riesiges Feuer unter einem Hause deutete und mir erklärte, daß damit das „türkische Bad“ geheizt würde. Ich zögerte einen Augenblick, ehe ich eintrat. Doch war ich meinem Masseur schon bis dahin gefolgt, so wollte ich die Sache zu Ende sehen. Der Vorraum war mit bunten Tüchern ausgeschlagen — zu meinen Ehren —, ein Stuhl mit einem Handtuch und einem Paar Holzschuhen davor war das einzige Möbelstück in diesem seltsamen Raume. Mein Masseur bedeutete mir, daß ich mich nun zu entkleiden hätte, während er das Bad vorbereitete. In-

zwischen kontrollierten ein Dutzend Augenpaare durch die verschiedenen Löcher in den Holzwänden, wie lange ich brauchte, um mich meiner Kleider zu entledigen!

Nach einigem Warten wurde ich durch ein halbdunkles Zimmer nach dem eigentlichen Bade geführt. Meine Augen hatten sich erst an das schwache Licht, das durch die dicken, kleinen Glasscheiben drang, zu gewöhnen. Der Raum, in welchem ich mich befand, hätte ebensogut im alten Rom oder Pompeji sein können; der mit Steinplatten belegte Boden war angenehm warm; längs der einen Wand befand sich das Bad, in welchem ich in hockender Stellung Platz nehmen mußte. Nun wurde ich in diesem ziemlich großen Raume einige Zeit allein gelassen. Der Stein, der meine Sitzgelegenheit war, mußte offenbar direkt über dem Feuer sein, das ich bei meinem Eintritt gesehen hatte. Die Sache fing an ungemütlich warm zu werden. Nach und nach betraten fünf halbnackte Männer den Raum und begossen mich mit heißem Wasser. Endlich durfte ich das Bad verlassen, mußte mich flach auf den Boden legen, und langsam begannen sie zu massieren: zwei an den Beinen, zwei an den Armen und der letzte an Brust und Bauch. Mit Füßen und Händen kneteten mich diese fünf Männer, bis mir beinahe Hören und Sehen verging.

Bald legten sie mich auf den Bauch, dann wieder auf den Rücken, und von Zeit zu Zeit fragte mich einer der Männer „Thik hai?“ Da ich aber nicht wußte, was „Thik hai“ heißt, schüttelte ich den Kopf, worauf die fünf mit erneuter Kraft und Energie einsetzten, bis ich schließlich der Erschöpfung nahe war. Durch ein Zeichen gab ich zu verstehen, daß die Sache zu einem Ende zu kommen hätte. Langsam wurde ich hierauf mit Wasser abgekühlt und in den Vorraum zurückgeführt, in welchem meine Kleider lagen. Sei es, daß der Luftwechsel zu rasch erfolgte oder die einstündige Massage durch fünf kräftige Männer zuviel für meinen Körper war, kurzum ich konnte mit Mühe den Stuhl erfassen, in den ich, mit kaltem Schweiß auf der Stirn und tanzen- den Regenbogenfarben vor den Augen, sank. Und während ich mich ankleidete, erschien mein Barbier mit einem Blatt Papier, Tinte und der Feder und wünschte ein Zeugnis von mir. Meine

Energie reichte so weit, daß ich ihm zu seiner großen Überraschung einen Fluch anhängen konnte, der mit dem wenig freundlichen Wunsche: „Go to hell!“ begann!

Erst beim Verlassen des Hauses und in der frischen Luft bemerkte ich, daß meine Haut nach Jauche roch; ins Hotel zurückgekehrt, bestellte ich sofort ein heißes Bad, in welches ich eine Flasche Lysol schüttete. Der Badewasserduft verfolgte mich jedoch während vier Tagen derart, daß ich noch eine große Flasche Kölnisches Wasser zur Betäubung meines Geruchsinnes opferte.

Wenige Tage später erfuhr ich, daß „Thik hai“ soviel wie: ist's recht so — genügt es — heißt. Mein Hindustanisprachschatz war wiederum durch eine seltsame Erfahrung um zwei Wörter reicher geworden!

So gingen die Tage dahin, immer wieder gab es Neues zu sehen oder zu tun, die Kampaurüstung mußte kontrolliert werden; dazwischen kamen Besuche, Einladungen, Maskenbälle im Klub und schließlich eine Woche auf den Skiern in Gulmarg, der eine zweite in Peshawar und längs der afghanischen Grenze folgte, wohin ich als Gast meines Freundes Wing-Commander Walser ging.

Gulmarg, ein indischer Höhenkurort, im Sommer voller Snobs, die im blauen Blazer und der abgenützten Flanellhose tagsüber zwischen dem Klub, dem Golf-course und Nedous Hotel hin- und herpendeln und abends in Lackschuhen, die Perle in der schneeweißen Hemdenbrust und den kühn gebundenen Schlips um den steifen Kragen, die zierlichen Dämchen umschwärmen. Geistreiche Konversationen über Tennis und die Größe des Golfloches werden versucht; man lächelt mitleidig über die Aussprache eines amerikanischen Ehepaares und trinkt dazwischen die Flips und anderen Erfindungen, mit denen uns das Land Amerika vor der Prohibition beglückte.

Anders sah es im März in Gulmarg aus, als wir in langer Karawane durch den Schnee stapften. Metertief lag die weiße Decke über dem Hotel und dem Klubhause; die Kirche und der Hindutempel sahen märchenhaft und verschlafen aus; die Ein-

geborenen, die nur im Sommer ins Gebirge zogen, waren abergläubisch und behaupteten, daß man im Winter in dieser Höhe wegen des vielen Schnees nicht leben könne; die Europäer, die mit Begeisterung von Arosa, St. Moritz und Adelboden sprachen, schüttelten den Kopf und erklärten die Gegend als ungeeignet für den Wintersport. Allein wir haben ihnen das Gegenteil bewiesen.

Skier in Indien klingt paradox, und erst wenn man daran denkt, daß einige hundert Kilometer weiter südlich die Menschen bei vierzig Grad Celsius nach jedem kühlen Windhauch lechzen, erst dann weiß man diese Wintersportfreuden in einer großartigen Gebirgswelt so ganz zu schätzen. Wir lebten einfach und sorglos in Mr. Moons Bungalow. Major Hadow sah nach der Küche; abends sang seine Schwester zur Laute. So verbrachte ich eine Woche in Gulmarg, sieben schöne Tage! Als wir endlich am letzten Morgen alles zusammenpackten und unsere Habe wiederum den Trägern, diesen genügsamen Eingeborenen, anvertrauten, erglänzten die Wälder und Halden herrlicher denn je, jeder Baum und Strauch schien uns zu fragen: warum schon wieder zurück?

Schön und ereignisreich war auch die Fahrt nach Peshawar. Kohat, Parachinar, Thal — Namen, die wegen der dort üblichen nächtlichen Überfälle, Entführungen und Blutrache keinen guten Klang hatten! Für mich, der ich von einem gastlichen Hause zum andern kam, bald im Auto über den Khaiberpaß an die afghanische Grenze, dann wieder durch das Gebiet der wilden, unabhängigen Stämme fuhr, war es, als ob ein Film größten Formates gezeigt würde, ein Bildwerk krasser Gegensätze. Hier Männer, Räuber würde man sie anderswo nennen, die alles verachten, was aus dem Westen kommt, mit Ausnahme des treffsicheren Gewehres; die ihre Frauen wie Vieh behandeln und seit drei, oft mehr Generationen mit ihren Nachbarn in Fehde leben, die blindlings morden und rächen, ohne den eigentlichen Grund ihrer Blutrache mehr zu kennen. Und dann die englischen Forts, mit ihrem kleinen Kreis gebildeter Offiziere, die stattlichen Häuser der Political Agents und Commissioners, in denen die englische

Dame einen die wilde, bedrückende Umgebung vergessen läßt, wo man abends einzig durch die weißgekleideten Diener daran erinnert wird, daß man nicht in einem englischen Landhause, sondern mitten im unruhigsten und gefährlichsten Landstriche Asiens wohnt. Es sind Gegensätze, wie sie nur der Engländer zu überbrücken imstande ist.

Aus Parachinar im Kurramtale stammte Kurram, mein Hund, ein Halbblut-Afghane, mit einem schönen Kopf und einer schlechten Erziehung, die man ihm, je nach den Umständen, als Plus oder als Minus in Anrechnung brachte.

Wenige Tage später war ich wieder in Srinagar zurück.

Noch ein kurzer Besuch der berühmten Gärten, welche die Moghul-Kaiser des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts anlegten, jene Herrscher, die der Nachwelt eine Reihe der herrlichsten Baudenkmäler hinterlassen haben. Die bedeutendsten Gärten liegen am Dalsee, ein jeder von ihnen ist ein Kunstwerk für sich: der Nasim-, der Schalimar- und der Nischat-Bag.

Kaiser Jehangir ließ 1619 die Gartenanlage erstellen, welcher er den Namen „Schalimar — Wohnung der Liebe“ gab. Sie besteht aus vier übereinanderliegenden Terrassen, deren Springbrunnen durch das Wasser des nahen Flusses gespeist werden. Die oberste Terrasse war in den früheren Zeiten für die Frauen des Harems bestimmt und jedem fremden Besucher verschlossen. Man muß sich den Glanz der prachtliebenden Moghul-Kaiser vorstellen und den Garten mit den Herrschern in Gold gestickten Gewändern und zahllosen Bedienten, den verschleierten Frauen und ihren Sklavinnen beleben können, um sich ein Bild von seiner ganzen großen Schönheit zu machen. Heute ist der Schalimargarthen der schönen Frauen und früheren Pracht beraubt, und nur bei besonderen Anlässen, wenn der Fürst von Kaschmir seine Einladungen versendet, erblüht auf den Wegen und in den Pavillons neues Leben.

Unweit des Schalimar liegt der Nischat-Bag, der Garten der Lust, der ungefähr zur gleichen Zeit entstand. Asaf Khan, der Bruder der schönen Königin Nur Jehan, fand diesen Ort und schuf hier ein Kleinod, dessen Schönheit von persischen Dichtern

besungen wurde. Im Jahre 1633 besuchte der Kaiser Schah Jehan, der Sohn des Erbauers des Schalimargartens, diesen Ort und war von seiner Schönheit so entzückt, daß er ihn zu besitzen wünschte. Dreimal pries der Kaiser die Herrlichkeit der Anlage, und nach damaliger Sitte sollte Asaf Khan auf seinen Besitz verzichten. Er schwieg jedoch, da er sich nicht von seinen geliebten Blumenbeeten und den plätschernden Springbrunnen trennen konnte. Zornerfüllt ging der Kaiser weg und erteilte seinen Dienern den Befehl, daß in Zukunft alles Wasser des Flusses in den Schalimar-Bag geleitet und die Zuflüsse zu andern Gärten — und damit war der Nischat gemeint — abgeschnitten werden sollten.

Rasch schwand die Herrlichkeit dahin, die Blumen verwelkten, die Brunnen und Wasserfälle schwiegen, und die Blätter der Bäume wurden gelb und dürr, und Asaf Khan, der das alles mit ansehen mußte, schlief eines Nachmittags in tiefem Kummer in einer Ecke des Gartens ein, der nun braun und welk und mit ausgetrockneten Kanälen dalag. Wie ein Traumbild belebten sich vor ihm die Springbrunnen, Wasser rauschte durch die Kanäle von Terrasse zu Terrasse, und Asaf Khan traute seinen Augen kaum, als alles Wirklichkeit wurde. Ein Diener, der den großen Schmerz seines Herrn gesehen, hatte die Steinmauer im Oberlauf des Flusses, die auf Befehl des Kaisers erstellt worden war, weggeräumt und so dem Wasser wiederum Zutritt zum Garten gegeben. Als Asaf Khan das hörte, fürchtete er den Zorn seines Herrschers neuerdings auf sich zu laden und ließ den Fluß wieder vermauern. Kaiser Schah Jehan erhielt Kenntniss von diesem Vorfall und beorderte den schuldigen Diener in den Palast. Mit gefalteten Händen und zitternden Knien, seines Kopfes nicht mehr sicher, erzählte dieser von dem Kummer und Schmerz seines Herrn. Schah Jehan war vom Eifer und der Ergebenheit derart gerührt, daß er dem pflichtgetreuen Diener eine Belohnung und Asaf Khan für ewige Zeiten das Recht gab, das Wasser aus dem Fluß zur Bewässerung seines Gartens zu verwenden.

Ein späterer Kaiser hatte oft von der Pracht der blühenden Bäume im Frühling gehört, ohne sie jedoch selber gesehen zu haben, da er erst zu Beginn des Sommers über die verschneiten



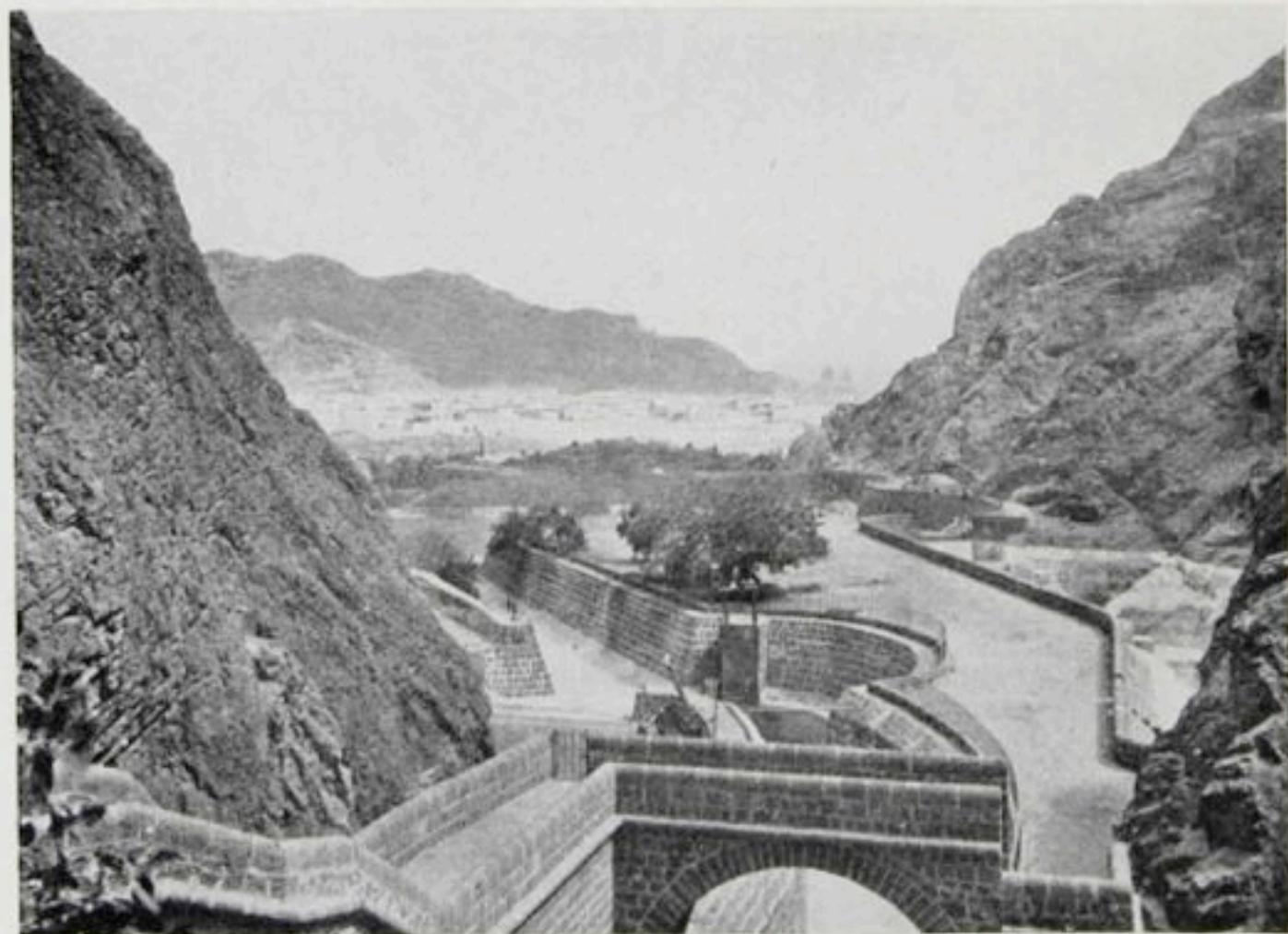
1. Straße in Port Said: Arabercafè



2. Massaua: Der neue Stadtteil



3. Die ärmlichen Hütten von Edagabarai



4. Die Wassertanks von Aden. Im Hintergrund das Militärlager

Gebirgspässe aus dem heißen Indien kommen konnte. Er gab Befehl, daß der Garten bei seinem nächsten Besuche in voller Blüte zu stehen habe, und drohte mit der Enthauptung der bedeutendsten Männer des Tales, falls dieser Wunsch nicht erfüllt werden sollte. Die Lage war kritisch, doch ein findiger Kopf wußte einen Ausweg. Zu Beginn des Frühlings wurde aus den schattigen Tälern und den weißen Höhen Schnee herbeigeschafft und der ganze Garten damit so lange bedeckt, bis die Ankunft des kaiserlichen Herrn gemeldet wurde. Die Bäume, durch ihre winterliche Umgebung in ihrem Triebe nach erwachendem Leben zurückgehalten, prangten beim Besuche des mächtigen Fürsten in ungeahntem Glanze, und der herrliche Duft ihrer Blüten, die summenden Bienen, die Veilchen, Tulpen und Narzissen retteten die Köpfe der angsterfüllten Bewohner!

Es ist schwer zu sagen, welcher dieser beiden Gärten der schönere ist; bald war es der Schalimar-Bag, der durch seinen Blumenreichtum und die Aussicht auf die fernen Schneeberge mich anzog, dann wieder schienen mir die zahlreichen Kaskaden und die rauschenden Wasser des Nischat lieblicher.

Mitte Mai kamen meine beiden Reisekameraden, Dr. Trinkler und Dr. de Terra, an, zwölf Tage später war alles zum Aufbruch bereit.

## Über die Pässe des Himalaja

Seit fünf Tagen waren wir unterwegs, der berühmte Zodschi-la-Paß lag bereits hinter uns; es war ein mühsamer Übergang gewesen. Schon am frühen Morgen des 29. Mai hatte es nämlich in Strömen geregnet. Von den Höhen reichte der Schnee bis tief ins Tal hinab, und unsere Karawanenleute fanden es wenig ratsam, bei einem solchen Wetter den Aufbruch über die Himalajakette zu wagen. Als sich jedoch nach Mittag der Himmel aufhellte, beschlossen Dr. de Terra und ich, uns den Weg ein Stück weit anzusehen. In den nahen Wiesen blühten Primeln, Lilien, letztjährige Edelweiß und diesjährige Erdbeeren nebeneinander. Über Schneebrücken und durch enge Schluchten zogen wir aufwärts. Adler und Geier kreisten in großer Zahl über uns, ein abgestürztes Pferd lag am Wege, und sobald wir um einen Felsvorsprung verschwunden waren, stürzten sie sich auf ihren Schmaus, an dem wir sie unterbrochen hatten. Als wir sahen, daß der Weg keine besonderen Schwierigkeiten bot, sandten wir durch einen unserer Begleiter Nachrichten an Dr. Trinkler zurück. Er sollte so rasch als möglich aufbrechen und uns mit der Karawane folgen. Langsam stiegen wir auf dem Winterwege, der durch die Schlucht führt, aufwärts und begegneten an der Stelle, wo der Sommerweg den lawinengefährlichen Hang hinuntersteigt, dem Postmann, der aus Ladakh kam. In der Nähe des gefrorenen Sees, unterhalb der Paßhöhe, trafen wir eine Ladakhi-Karawane, deren Pferde sich mühsam durch den weichen Schnee hindurcharbeiteten. Kurz vor zwei Uhr erreichten wir den höchsten Punkt bei schönstem Wetter. Aber kaum eine Viertelstunde später setzte ein heftiger Wind ein; schwarze Wolken schossen hinter den weißen Schneegipfeln hervor; Gewitter- und Schneestürme waren im Anzuge. Wir hatten unsere beiden Reit-

pferde vorausgesandt und suchten nun im Schneegestöber des sinkenden Tages den Weg nach der Telegraphenhütte, die als Unterkunft für die den Draht reparierenden Beamten erbaut worden war. Man konnte kaum einige Schritte vor sich sehen; der Wind glich alle Unebenheiten des Weges aus. Plötzlich sank ich bis an die Hüfte in einen kalten Gebirgsstrom, der von einer dünnen Eisschicht überzogen und durch die weiße Schneedecke unkenntlich gemacht worden war. Als erstes konnte ich die Kinokamera ans Ufer werfen, dann half mir de Terra aus dem nassen, ungemütlichen Bade heraus.

Vor uns tauchte das kleine Haus auf, dessen Treppe am Eingange von den durchziehenden Karawanen wahrscheinlich als Brennholz verwendet worden war. Wenige Meter entfernt lag eine tote Kuh, die bereits halb in Verwesung übergegangen war. Wir hofften, vorerst hier auf die Karawane warten zu können; als sie jedoch bis um halb sechs Uhr nicht erschien und wir keinerlei Decken noch Holz mit uns hatten, entschlossen wir uns, den Weg nach dem nächsten bewohnten Rasthause von Matschoi zu unternehmen. Kaum waren wir einige hundert Meter weit gegangen, als das Schneetreiben immer toller und toller wurde. Das Gehen war mühsam, aber es gab nur eine Losung: Vorwärts! Denn es war leichter, die auf einem Hügel liegenden Häuser von Matschoi zu finden, als die Telegraphenhütte, die unseren Augen schon längst entschwunden war und die zudem in einer weiten Ebene lag, auf der man sich leicht verirren konnte. Wir waren überzeugt, daß die Karawane bei einem solchen Schneesturme nicht kommen oder, falls sie schon unterwegs sein sollte, wieder umkehren würde. Es war bereits Nacht, als vor uns die dunklen Umrisse des lang gesuchten Rasthauses auftauchten. Bald brannte ein Feuer im kleinen Raume, und da wir ohne Lebensmittel und Decken waren, versuchte ich von den übrigen Karawanen, die aus Ladakh kamen, etwas zu erstehen. Außer Mehl und wenig Butter war nichts für uns Genießbares aufzutreiben. Ich schälte die drei vom Mittagessen übriggebliebenen Kartoffeln und briet sie in Butter über dem Feuer. Während wir uns eben zu dem spärlichen Essen hinsetzen wollten, ging die Türe auf: unser

Tibeter erschien und hinter ihm Dr. Trinkler. Sie hatten die Karawane über den Zodschi-Paß hinübergebracht und sie in der Telegraphenhütte zurückgelassen. Das Nachtessen war wirklich spärlich. Wir schliefen auf dem Boden des kleinen Raumes und deckten uns mit dem halben Dutzend Vorhänge zu, die als Gardinen an den Fenstern hingen, durch welche die kalten Himalajawinde wehten. Als Kopfkissen diente mein Photographenetui. Es war hart, und während ich lange schlaflos dalag, mußte ich an die japanischen Frauen denken, die derartige Kistchen beim Liegen zur Schonung ihrer komplizierten Frisur verwenden. Ich war froh, als diese kalte, ungemütliche Nacht ihrem Ende entgegenging; am frühen Morgen zog ich der zurückgebliebenen Karawane entgegen, die sich mühsam durch den tiefen Neuschnee vorwärts bewegte. Es war, als ob die Natur uns entschädigen wollte für die gestrigen Unfreundlichkeiten: goldener Morgenschimmer lag über den schneebedeckten Bergen und den steilabfallenden Gletschern. Vom Rasthause aus waren die grünen Wiesen mit den bunten Blumen im Tale und an den Hängen sichtbar, zwischen denen sich der schäumende Fluß dahinwand.

Als die Karawane endlich auf der kleinen Anhöhe ankam, auf welcher die nächsten Unterkunftshäuser stehen, war ich durch die mühsame Schneestapferei derart erschöpft, daß ich mich eine Weile niederlegen mußte. Meine Reisekameraden sandten inzwischen die Pferde weiter und behielten nur zwei Tiere zurück, die mit der Küchenausrüstung beladen waren. Das Frühstück in der herrlichen Gebirgswelt tat Wunder. Gegen Mittag fühlte ich mich wesentlich besser. Die Küche war inzwischen wieder aufgeladen worden, und um halb zwölf Uhr zogen wir talwärts, begleitet von den scharfen, kurzen Pfiffen der Murmeltiere. Durch den Feldstecher beobachteten wir jenseits des Tales zwei Bären, die sich vor ihrer Höhle zu tummeln schienen. Schneegestöber setzte wieder mit gewohnter Heftigkeit ein, als wir die große Ebene durchquerten, die uns noch von den niederen Steinhäusern von Matayan trennte. Abends versuchte ich durch Jagd auf die zahlreichen Tauben etwas für unseren Tisch zu erlegen. Das Rasthaus von Matayan, in welchem wir unsere Betten auf-

geschlagen hatten, war eng und halb zerfallen. Im „Fremdenbuch“ las ich eine Reihe bekannter Namen: Sir F. de Filippi, Prof. Dainelli, Marquis Ginori, Visser und andere mehr. Draußen pfiff ein kalter Wind, während wir beim Scheine einer Kerze unsere Notizen machten. Die Ponyleute bettelten um einen Backschisch, um sich im nahen Dorfe eine Stunde am Feuer wärmen zu können.

Als ich am folgenden Morgen (30. Mai) vor die Haustüre trat, prangten die Gipfel der umliegenden Schneeberge im herrlichsten Sonnenschein. Das Tal von Matayan lag noch im Schatten, die armseligen Steinhäuser sahen noch elender aus, als sie in Wirklichkeit sind. Alles war zu Stein und Bein gefroren, Neuschnee lag auf den Dächern, die Temperatur stand am Morgen bedeutend unter dem Gefrierpunkte. Die Karawane marschierte an diesem Tage rascher als gewöhnlich. Menschen und Tiere waren froh, durch die Bewegung ihre kalten Glieder wärmen zu können. Höher und höher stieg die Sonne, immer kürzer wurden die Schatten an den steilen Felswänden. Fern lagen die Hänge des Zodschi-la, beinahe vergessen waren die Strapazen seiner Überschreitung.

Während wir talwärts marschierten, wichen die jähren Bergwände allmählich zurück, das Tal erweiterte sich zu einer schönen Ebene. Bald kamen einige Häuser in Sicht: das Dorf Pandras. Bauern pflügten den steinigen Grund. Die Frauen und Kinder mit ihrem reichen Türkis-Kopfschmucke hatten sich Krokusse und andere Frühlingsblumen ins Haar gesteckt. Ein junger Bursche zog an einem Stricke die Egge durchs gepflügte Feld. Schon deutlich kam hier unter den Menschen die Mischung des arischen und mongolischen Blutes zum Ausdrucke. Bald sah man ein typisch indisches Gesicht, dann wieder ein anderes mit der Mongolenfalte. Auf einem nahen Hügel, da wo die Erde nicht mehr fruchtbar war, standen die kahlen, fensterlosen Steinhäuser. Einige Bäume waren von einer Mauer umschlossen, damit sie nicht von dem weidenden Vieh angenagt wurden. Es waren die ersten Bäume, die ich diesseits des Passes zu sehen bekam.

Der Fluß des Tales, der auf Umwegen zum Indus kommt und

sich oberhalb des Dorfes durch den Talboden gefressen hatte, brauste und schäumte unterhalb Pandras durch eine kleine Schlucht. Ein tiefes Seitental mit schneebedeckten Bergen im Hintergrunde mündete ins Gumbertal ein, durch das wir schon seit zwei Tagen wanderten. Die Steine längs des Flusses sahen wie poliert aus. Wieder zogen wir durch Felder, an Äckern vorbei. Karawanenleute begegneten uns; sie alle fragten nach Streichhölzern. Ihre Pferde trugen Glöcklein, die fröhlich weithin klingelten. Ab und zu tauchten einige Häuser am Wegrande auf, und zu ihnen gehörte meistens ein Poloplatz, auf welchem das beliebte Reiterspiel von der Jugend des Dorfes geübt wird. Wir überquerten den Fluß und erstiegen eine kleine Anhöhe, von der aus die wenigen Wohnstätten von Dras sichtbar wurden. Hier zählten wir unsere Koffer und Kisten; die Ponyleute erhielten ihr Geld ausbezahlt; vom folgenden Tage an mußte eine neue Karawane gemietet werden. Es ging natürlich nicht ohne langes Diskutieren ab; allein der Gemeindevorsteher, der für die frischen Transporttiere zu sorgen hatte, wußte sich bald der ewig unzufriedenen Kaschmiris zu entledigen.

Tagelang wanderten wir durch vegetationslose Täler, in denen vereinzelte Dörfer weit auseinander lagen. Über Hügel und Berge ging die Reise, da durch die Schluchten kein gangbarer Weg zum Indus führt. An steilen Hängen hingen die Bewässerungskanäle, die oft stundenweit talabwärts führten und schließlich in einer kleinen Oase endeten. Mauern umschlossen die spärlichen Weidegärten. Täglich wurden nun die Transporttiere gewechselt. Die Eingeborenen, die ihre Steuern dadurch bezahlen, daß sie Pferde und Leute auf der bedeutenden Karawanenstraße zur Verfügung stellen, erregten meine Bewunderung durch ihre Anspruchslosigkeit. Ihr Leben ist hart. Ein ständiger Kampf mit der Natur zwingt sie zu einer Genügsamkeit, die für uns Entbehrung bedeuten würde. Ihnen schien dieses Wandern mit Sahibs Spaß zu machen; wenn sie abends um ihr Feuer saßen, dann konnten sie lachen und sich wundern, was diese Europäer wohl in die Einsamkeit und die Wildnis ihrer Berge getrieben haben mochte.

Endlich tauchte wieder einmal etwas Grün auf: Kargil, die Oase der herrlichen Aprikosenbäume, lag vor uns. Wir durchschritten den kleinen Basar, wo Früchte, imitierte Korallen und Artikel des täglichen Gebrauches feilgeboten wurden. Eine neugierige Menschenmenge folgte uns überallhin. Da waren Baltis, das kleine Spinnrädchen in der Hand, die Wolle unterm Arm, mohammedanische Inder, Hindus, Tibeter mit Ohrringen, Amulettketten um den Hals und langen Zöpfen; Schulkinder trugen ihre Holztafeln unterm Arm; nur Frauen fehlten.

Das Rasthaus lag auf dem andern Ufer des Baches, der wild und laut dahinschäumte; eine schwankende Brücke führte zum Fuße des Hügels, von dem aus man einen herrlichen Überblick über die zerstreuten Weiler und Höfe genoß. Wir warteten auf die neue Karawane — warteten lange und vergebens. Die Weiterreise schien mit Schwierigkeiten verbunden zu sein. Der Wazir, der Stellvertreter des Maharadschas von Kaschmir, benötigte eine große Karawane zum Transport seiner Akten und des Privatgepäckes; wir sollten warten. Spät am Abend verhandelte ich mit dem hohen Herrn; mit etwas Diplomatie und einigen Konzessionen war die Weiterreise für den folgenden Tag gesichert.

Sommerliche Hitze lag über den Tälern und Pässen, die uns nun noch von Leh trennten. Kurram, mein Hund, schien dieses warme Klima nicht sonderlich zu schätzen. Wo immer sich ein Schattenfleckchen zeigte, da legte er sich mit heraushängender Zunge hin, ließ die Karawane vorübergehen, sah jeden einzelnen mit einem vorwurfsvollen Blicke an, als ob er fragen wollte: Geht's noch lange so weiter? Sobald das letzte Tier um die nächste Straßenbiegung verschwunden war, machte er sich wiederum auf den Weg, holte die Karawane ein, ging an ihre Spitze, um sich im Schatten des nächsten großen Steines wieder hinzulegen.

## Das Land der Lamas

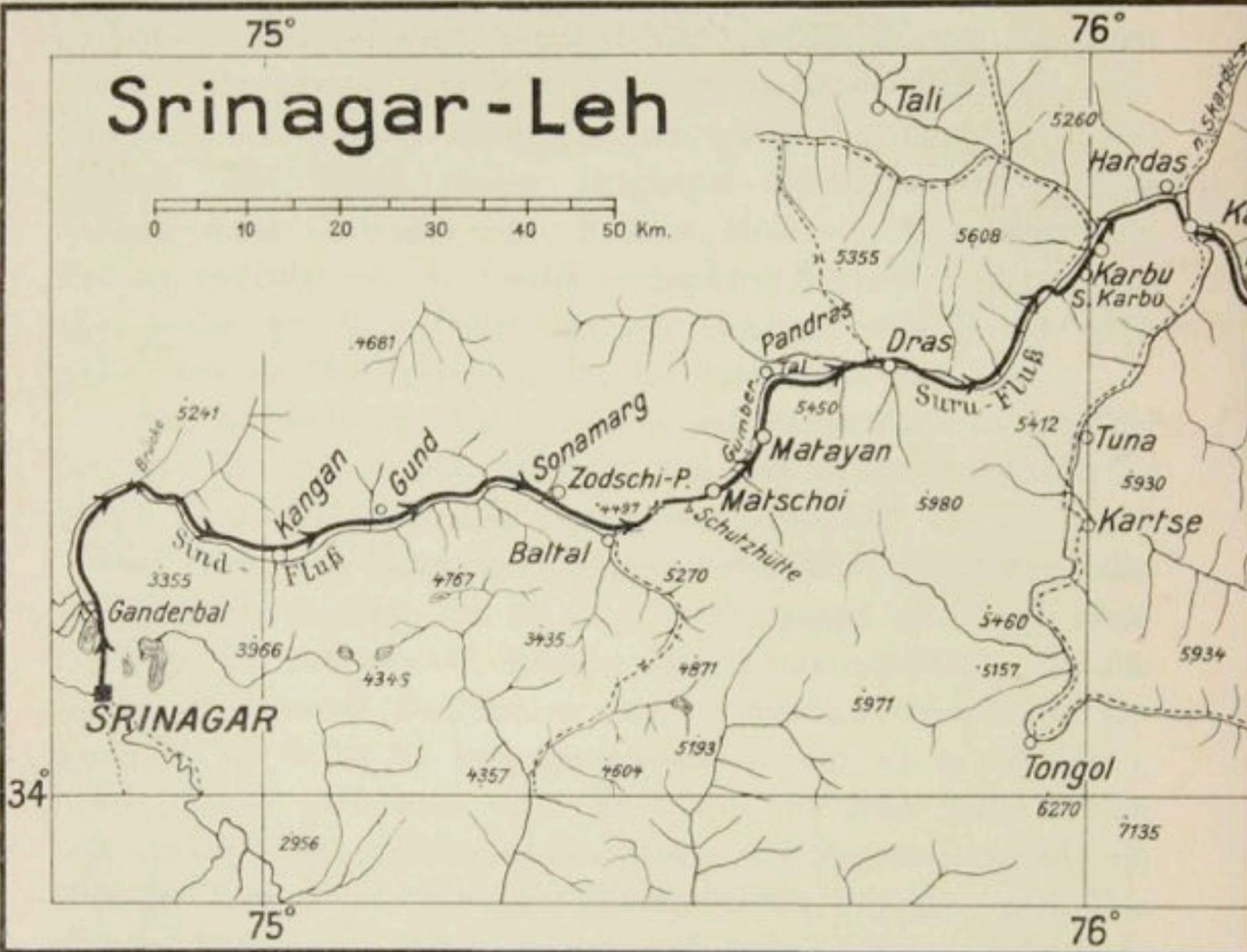
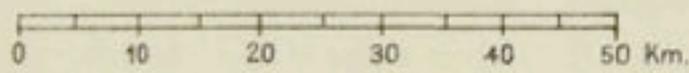
**K**ahle, kesselartige Täler, Berge, deren Konglomeratgestein ausgewittert und zu bizarren Figuren geformt war, dazwischen, kaum sichtbar, einige Wiesen mit ärmlichen Lehmhütten: das war der beherrschende Eindruck, den Ladakh oder, wie es auch genannt wird, Westtibet auf mich machte. Auf einem steilen Bergkegel leuchteten die weißen Mauern eines Gebäudes: das Kloster Mulbekh. Rot eingefasste Fenster grüßten aus den weiß getünchten Mauern heraus; aber alles schien tot, kein Lebewesen war sichtbar, kein Fensterladen offen; wie ein Märchenschloß lag die Einsiedelei dort oben.

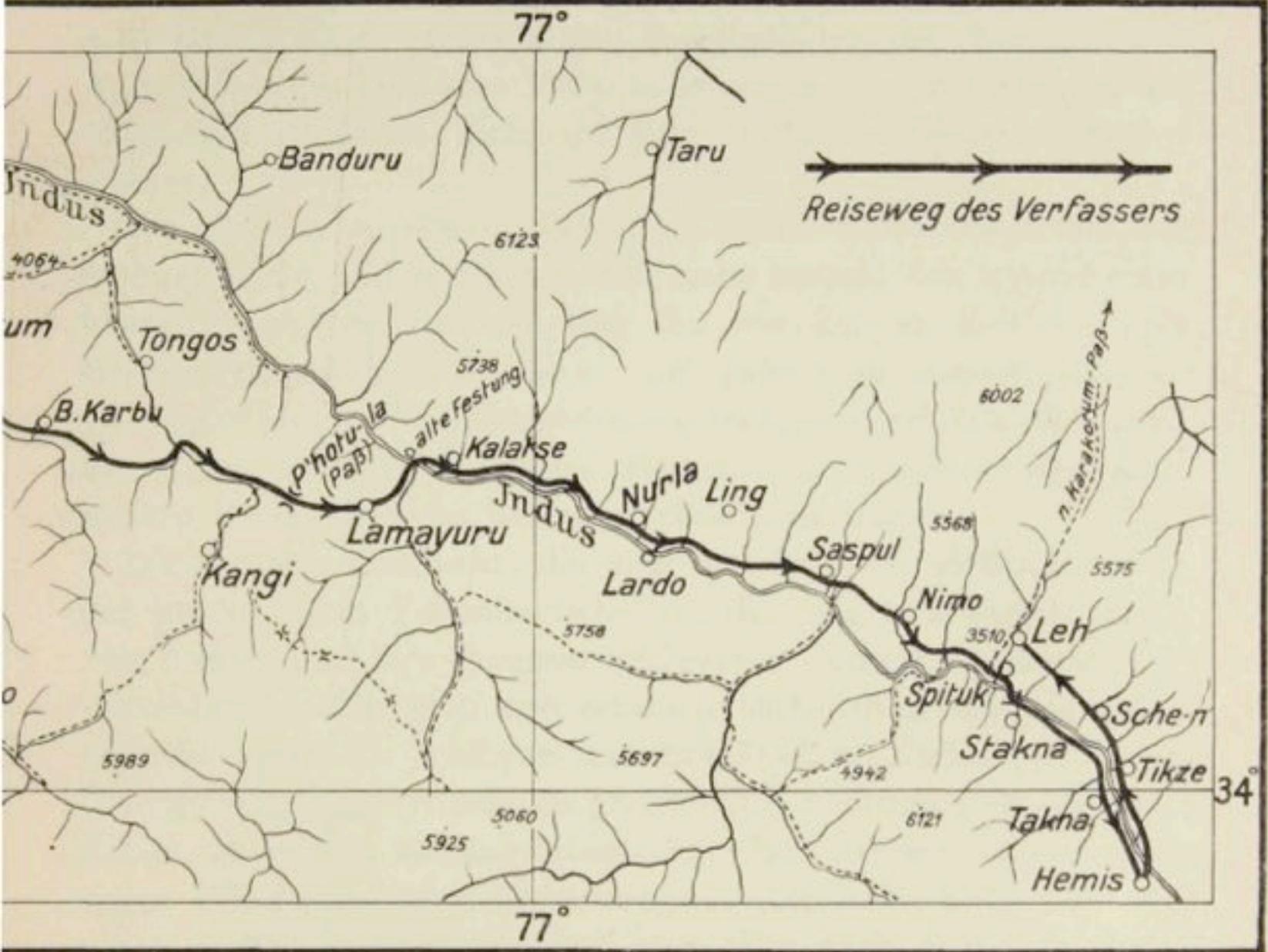
Unten, am Fuße der Felsen, waren auf Vorsprüngen und Steinterrassen die Wohnungen errichtet; von dem wenigen fruchtbaren Boden wurde nichts überbaut, nichts verschwendet.

Und dann kam Lamayuru. Einhundertundfünf Tschorten oder Heiligenschreine zählte ich bis zum Dorfeingang; am Rande einer Gebetsmauer saßen zwei Mönche der Z'hamspa-Sekte, die ihr Leben in einsamen Berghöhlen und in ständiger Meditation zubringen. Ihr Haar ist lang gewachsen und zu einem unordentlichen Zopfe geflochten; sie verzichten auf Salz und Frauen und andere Annehmlichkeiten des Lebens und kommen nur für die Zeit der Tempeltänze aus ihrer Einsamkeit zu den Menschen. Das Kloster Lamayuru lag wiederum auf hohen, bizarr geformten Felsen. Vier Gebetstrommeln waren am Eingange aufgestellt; mein Begleiter setzte sie beim Betreten des Hofes in Bewegung. Das Innere des Klosters war ein buntes Durcheinander von armseligen Hütten und soliden Tempelbauten. Ein rotgekleideter Lamapriester empfing mich, öffnete die Türe zum kleinen Tempel, in welchem eine Reihe von Buddhas aufgestellt waren, und führte mich schließlich auf eine Terrasse, die einen wundervollen, einzig-



# Srinagar - Leh







artigen Ausblick über das ganze Tal gewährte. Nonnen, deren Wohnungen etwas tiefer am Hange lagen, waren hier mit dem Sortieren von Bohnen beschäftigt. Sie trugen Schaffelle über die Schultern, ihre Gesichter waren alt und voll Runzeln; wie gelagerte Äpfel im Frühling sahen sie aus. Doch daneben standen auch hübsche, junge Nonnen, denen der Schalk in den Augen saß und die sich nicht ungerne vor meine Kamera stellten. In einer andern Ecke saßen einige junge Priester. Sie mischten die zu Mehl zerriebenen Knochen eines verstorbenen Lamas mit Tonerde und preßten daraus kleine Buddhabilder, die dann von den Verwandten des Dahingeshiedenen in einem der am Dorfe und Wegrande stehenden Tschorten oder Heiligenschreine aufbewahrt werden.

Kurram war an diesem Tage sehr müde. Seine eine Pfote war wundgelaufen, und er blieb immer mehr zurück. Ich erstand einen kleinen Korb für ihn und trug ihn von Zeit zu Zeit auf dem Rücken. Allmählich wurde er mir jedoch zu schwer, und als ich einer Gruppe von Eingeborenen begegnete, erklärte sich einer von ihnen bereit, den jungen vierbeinigen Wanderer für einen kleinen Backschisch ins nächste Rasthaus zu tragen.

Die Lamayuruschlucht, die steil ins Industal abfällt, ist eine der großartigsten Felsenlandschaften, die man sich denken kann. Alle Farben und ihre Nuancen schimmerten durch die flimmernde Abenddämmerung, grau und schwarz, backsteinrot und blaugrün; wie mittelalterliche Schlösser und turmähnliche Zacken, so hingen die von Wind und Wasser zu phantastischen Formen verarbeiteten Felsen über dem tiefeingeschnittenen Tale, dessen Wasser nach vielen Windungen und Krümmungen, über hohe Fälle und zwischen großen Blöcken hindurch den Weg nach dem Indusflusse nimmt.

Wir hatten uns sein Tal grün, fruchtbar, voll prächtiger Bäume vorgestellt, statt dessen sahen wir nichts als Steine, Schotter, Felsen, wie wir sie schon seit Tagen vom frühen Morgen bis zum späten Abend durchwanderten. Die schwankende Brücke führte zum Gagnag-Schlosse, das aus der Zeit der Eroberung des Landes durch die Dogras, die Vorfahren des gegenwärtigen Fürsten von

Kaschmir, stammt, Mani- oder Gebetsmauern tauchten auf, und endlich, endlich kamen Bäume in Sicht; die Oase von Kalatse war nicht mehr weit. Lange warteten wir an diesem Abend auf die Karawane; Gerstenbier, Tschang nennen es die Eingeborenen, ließ mich die Müdigkeit vergessen und verschaffte mir jenes Gefühl wohliger Schlawheit.

Als wir nach weiteren vier Reisetagen am 8. Juni endlich gegen das in einem Seitentale des Indusflusses gelegene Hemis-Kloster aufstiegen, war unsere Karawane bald von dem Strome der Pilger, Kaufleute und Priester aufgesogen, die alle zu dem jährlichen Feste der Tempeltänze zogen.

Der Abt des Klosters empfing uns am selben Abend zur Audienz. Wir wurden über steile, gefährlich ausgetretene Treppen höher und höher geführt, bis wir unerwartet vor einer mit rotem Lack überzogenen und von zwei Pantherfellen eingefassten Türe standen, die sich öffnete. Wir sahen uns dem höchsten geistlichen Würdenträger von Westtibet, dem Vertreter des Dalai-Lama, gegenüber, der uns mit allen Ehren empfing und sich, nachdem wir auf den bereitgestellten Stühlen Platz genommen hatten, nach unserer Reise und unserem Wohlbefinden erkundigte. Silhouettenhaft hob sich die Figur Stakzang Rapas von dem hellen Fenster ab. Er galt als die fünfte Wiedergeburt des Gründers dieses und einer Reihe anderer Klöster. Trotz des Dolmetschers, den wir benötigten, kam die Konversation bald in Fluß. Seine Heiligkeit hatte eine hohe Achtung vor der europäischen Technik; er bewunderte die Resultate der medizinischen Wissenschaft und ließ sich von Dr. de Terra ein Praktikum in angewandter Geologie geben.

Die Tempel- oder Lamatänze (die gebräuchliche Bezeichnung „Teufelstänze“ mag ich für diese schönen rhythmischen Darstellungen nicht anwenden) begannen am folgenden Tage. Ein Schauspiel seltsamster Art, oft beschrieben und doch wohl noch nie in seiner ganzen Tiefe erfaßt, zog während zwei Tagen an meinem Auge vorüber. Soll ich einen neuen Versuch unternehmen, diese Tänze zu schildern? Ich wage es nicht, denn in ihnen liegt so viel Mystisches, Buddhistisches, vermischt mit allen andern Re-

ligionen Asiens, daß nur jahrelanges Studium, nicht aber ein flüchtiger Besuch die großen Gedanken voll zu erfassen vermag, die dieser jährlich wiederkehrenden Schaustellung zugrunde liegen.

Habibullah hieß der Karawanbaschi, den Dr. Trinkler nach langen Überlegungen in Leh einstellte. Wir zwei — ich und Habibullah — vertrugen uns nicht, schon ehe er seinen Vorschuß auf das zukünftige Monatsgehalt bezogen hatte. Ich erkannte in ihm den augendienerischen Asiaten, der selber nichts zu leisten imstande ist, dafür jedoch eine um so größere Meinung von sich selber hat. Er sah von der ersten Stunde an ein, daß ich kein Neuling in Asien war, daß ich ihm auf die Finger schaute und mir gelegentlich erlaubte, ihm einen Befehl im Befehlston zu geben. Und das vertrug er nicht, obschon er im vergangenen Jahre nur „Gorawallah“, Pferdeknecht, in Major Masons Expedition gewesen war. Seine Vorfahren hatten für seine endgültige Anstellung den Ausschlag gegeben. Mohammed Isa, Dr. Hedins großer und tüchtiger Karawanenführer, war sein Onkel gewesen, Rasul Galwan, der ebenfalls in ganz Innerasien herumgekommen, galt als ein anderer entfernter Verwandter. „Solche Fähigkeiten vererben sich in der Familie“, sagte einer unserer Bekannten mir eines Tages, indem er mich auf die Seite nahm und mir erklärte, daß sich meine Art, Befehle zu erteilen, nicht mit der Würde eines aus solch berühmter Familie abstammenden Mannes vertrage; Habibullah würde seine Bedingungen stellen. Und die waren? — Daß er von mir keine Befehle zu empfangen hätte.

Ich sah ein, daß es besser sei, vor den großen, durch Familientradition vererbten Fähigkeiten des zukünftigen Karawanenführers zurückzutreten; Habibullah wurde eingestellt, Dr. Trinkler würde von nun an die Leitung der Karawane übernehmen.

In die Tage unseres Aufenthaltes in Leh fiel auch ein Besuch beim König von Ladakh, der auf seinem Schlosse in Stok, wenige Stunden südlich der Hauptstadt, residierte. Als wir in den Hof des königlichen Palastes ritten, kam Seine Majestät der König Tscho-Skyong-Rnam-Rgyal die Treppen herunter, um uns zu empfangen. Die Pferde wurden von den Dienern angebunden, abgesattelt, und nach der üblichen Begrüßung stiegen wir die steilen Steintreppen

mit den hohen Stufen zu den Wohngemächern der königlichen Familie hinauf.

Die Türe zum Empfangsraum war recht niedrig, ihre Schwelle sehr hoch, und der Türrahmen prangte in der glückbringenden roten Farbe des Landes. Zwei Königinnen empfingen uns hier, indem sie uns die Hand reichten, nach Landessitte die Zunge herausstreckten und das eine Ohr nach vorne zupften, was in ihrer Sprache heißt, daß sie Zunge und Ohr dem Neuangekommenen aus Unterwürfigkeit zum Abschneiden anbieten. Für uns drei Europäer, Bischof E. F. Peter, Leiter der Herrnhuter Mission in Westtibet, Dr. H. de Terra und mich waren zusammenlegbare Feld- und Liegestühle bereitgestellt. Die königlichen Hoheiten setzten sich mit gekreuzten Beinen auf Kissen, über welche farbenprächtige Teppiche aus Tibet und Jarkent ausgebreitet waren. Der König saß, seinem Range gemäß, etwas höher als seine Mutter und seine Frau: Nyi-Ldawangmo, auf deutsch „Sonnen- und Mondkönigin“.

So saßen sie vor uns: die Mitglieder der königlichen Familie, soweit sie anwesend waren. Der König Tscho-Skyong-Rnam-Rgyal — der „allein siegreiche Beschützer der Religion“ ist die freie Übertragung seines tibetischen Namens —, einunddreißig Jahre alt, mit schönen aristokratischen Händen, sah mit seinem langen, offenen Haare und den Ohrringen recht frauenhaft aus. Ein tibetisches Käppchen mit einer aus Korallen geflochtenen Krone bedeckte sein Haupt. Ein weißes, chinesisches Seidenhalstuch schaute unter dem mantelartigen, weinfarbenen Gewande hervor, das einem japanischen Kimono ähnlich sah und dessen Linien in den Hüften durch eine buntfarbene Schärpe unterbrochen wurden. Handgestrickte Socken bedeckten die Füße, die in goldbestickten Pantoffeln steckten. Er ist die Inkarnation seines Vaters, des alten Königs Sodnam Namgyal, „des Siegreichen“, der jedoch seit mehr als zehn Jahren zugunsten seines Sohnes auf den Thron verzichtet hat. Während die Thronfolge immer vom Vater auf den Sohn übergeht, gilt der König zugleich als die Wiedergeburt des ersten Priesterkönigs von Ladakh. Sein Vater, der nun in einem einsamen Bergkloster haust, war eigentlich offiziell tot, seine Seele

sollte bereits auf den Sohn übertragen sein. Zweifler waren jedoch über diesen Punkt noch nicht ganz im klaren, denn Sodnam Namgyal schielte, und der neue König schielte nicht! Konnte er wirklich die Wiedergeburt seines Vaters sein?

Zur Rechten Seiner Majestät saß die Königinmutter, eine dreiundachtzigjährige Dame, munter und lebhaften Geistes, das Gesicht voller Runzeln, mit klaren, offenen Augen, einem zugekniffenen Mund, der gewohnt war zu befehlen. Ihr Kleid, aus dem sie von Zeit zu Zeit ein starkes Vergrößerungsglas hervorzog, sah wenig königlich aus. Der Türkisschmuck auf ihrem Haupte war etwas verblaßt und nahm sich neben demjenigen ihrer Schwiegertochter, der gegenwärtigen Königin, recht bescheiden aus. Dieser bestand aus sieben Reihen herrlich blauer Steine von der Größe eines Fünffrankenstückes, die auf dem über dem Rücken bis zu den Hüften hängenden Bande immer kleiner wurden. Das weinrote Kleid der Königin reichte bis auf den Boden, und darüber trug sie einen goldbestickten Schal, ein Familienerbstück. Die Füße steckten in niedlichen golden und rot verzierten Pantöfelchen.

Die Königin schien die Seele des Hauses zu sein; sie dirigierte die wenigen Bedienten und sah, daß ihr Gemahl nicht allzu leichtsinnig mit dem Gelde umging. Im Verkehr war sie munter und fröhlich, und meine Sprache mit den Händen schien ihr besonderen Spaß zu machen.

Auf ihrem Schoße saß das fünfjährige Töchterchen, ein außerordentlich intelligent dreinschauendes Mädchen. Die kurzgeschnittenen Haare und die kleine Nonnenmütze deuteten an, daß es fürs Kloster bestimmt war; die königliche Kasse würde zu einer standesgemäßen Aussteuer nicht ausreichen; die kleine Prinzessin ist deshalb mit ihrer um einige Jahre älteren Schwester schon von Geburt an für eine religiöse Laufbahn bestimmt worden. Sodnam Namgyal, der alte König, den ich im Hemis-Kloster getroffen und auch photographiert hatte, überwachte in seinem abgelegenen Bergkloster die geistliche Erziehung seiner beiden Enkelkinder, von denen das jüngere nun für kurze Zeit auf Besuch bei seinen Eltern weilte.

Die wichtigste Persönlichkeit des königlichen Haushaltes war jedoch entschieden der einjährige Prinz, der einst das Erbe der Dynastie anzutreten haben wird. Zu sehen bekamen wir ihn nicht, obschon seine Mutter, die Königin, ihn allzugerne photographiert gehabt hätte. Allein die alte Königinmutter protestierte dagegen, und da Schwiegermütter auch in diesem Teile der Welt ein bedeutsames Wort zu sagen haben, unterblieb die Aufnahme. Die alte Dame fürchtete, daß in dem schwarzen, unheimlichen „Ding“, der Kamera, das „böse Auge“ verborgen sein könnte, oder daß die das Schloß umgebenden Dämonen, durch die Vorbereitungen für die photographische Aufnahme aufmerksam gemacht, den jugendlichen Prinzen rauben könnten. Aus diesem Grunde wurde auch seine Geburt für lange Zeit verheimlicht, und noch Monate, nachdem der Thronfolger bereits da war, soll die Königin tränenden Auges geklagt haben, daß die Dynastie aussterbe, da der Erbe fehle. —

Inzwischen wurde der „Lunch“ aufgetragen. Als erster Gang kam eine dicke Nudelsuppe in Tassen, der kleingehacktes Fleisch beigemischt war. Sie schmeckte vorzüglich, und wir bekundeten unsere Hochachtung für die königliche Küche, indem wir uns die chinesischen Tassen sechsmal nachfüllen ließen. Hierauf wurden kleine gebratene Fleischstückchen aufgetragen, die mit einer dicken braunen Tunke und kleingeschnittenem Grünzeug serviert wurden. Es soll eine Delikatesse gewesen sein, aber man mußte offenbar Kenner sein, um das Gericht entsprechend würdigen zu können. Zum Nachtsch erschienen jene herrlichen Aprikosen, für welche das Industal bekannt ist.

Zwischen den einzelnen Gängen wurde Buttermilch und Milch angeboten. Vielleicht wird ersterer dereinst eine europäische Delikatesse für ganz verwöhnte Feinschmecker werden; der gesunde Magen des gewöhnlichen Reisenden ist allerdings vorläufig noch nicht darauf eingestellt.

Nach dem Essen besahen wir uns das Schloß, allein in dem großen Gebäude befinden sich kaum ein halbes Dutzend Zimmer, die einigermaßen wohnlich eingerichtet sind. In der Hauskapelle standen Buddha- und Lamafiguren; die kleine Bibliothek war in

einer Ecke untergebracht, und zahlreiche Tankas, Tempelfahnen, teilweise prächtige Stücke, zierten die Wände.

In den Zimmern, die Sodnam Namgyal bewohnte, ehe er ins Kloster ging, sind die lamaistischen Lebenssymbole an die Wand gemalt; einige bis in die Details fein ausgearbeitete Fresken zieren den Winkel neben dem verstaubten Altar. Aus allen Ecken und Enden jedoch gähnt einem die Armut entgegen. Das jährliche Einkommen des Königs beträgt rund viertausend Rupien, etwa siebentausend Franken, mit welcher Summe auch ein König von Westtibet weise haushalten muß, wenn er damit auskommen soll.

Politisch ist der König seit zwei Generationen kaltgestellt. So bedeutend die aus Lhasa stammende Familie einst war, so unrühmlich ist das Ende ihrer Regierungslaufbahn. Als die Armee der Dogras, der Vorfahren des gegenwärtigen Maharadschas von Kaschmir, auf verschiedenen Wegen in Westtibet einmarschierte, mußten sich die schlecht ausgerüsteten, des Kriegsdienstes ungewohnten Horden des Königs zurückziehen; das Land fiel in den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts an die Fürsten von Kaschmir. Seither fehlt den Nachkommen des letzten unabhängigen Königs von Westtibet jegliche politische Aspiration; außer dem Titel und einem ärmlichen Einkommen ist ihnen nichts geblieben, das an die glorreiche Vergangenheit erinnern würde.

Als wir uns verabschieden wollten, hatte die Königin noch ein Anliegen. Sie erkundigte sich, ob wir ein wirksames Wanzenpulver hätten. Der junge Prinz soll von diesen kleinen Tierchen böse zugerichtet worden sein, sie hoffte jedoch, daß wir Abhilfe schaffen könnten. Ich versprach ihr ein Fläschchen „Kneatings Insect Powder“, das wir mit uns hatten, ohne es bisher jedoch zu brauchen.

Der König begleitete uns bis zum äußeren Tore. Ich ritt selbigen Tages nach Spituk, um das dortige Kloster zu besuchen, während Bischof Peter auf seinen Posten nach Leh ging und Freund de Terra dem Tschang-la entgegenwanderte, einem Passe, der Mont-Blanc-Höhe um ein beträchtliches übersteigt.

Abends saß ich im Rasthaus von Spituk und schrieb mein Tage-

buch nach. Draußen, nicht weit weg, arbeitete eine Ladakher Familie auf dem Felde. Zwei weiß-und-schwarz-gefleckte Zoos (eine Kreuzung zwischen dem Yak und der Kuh) waren an einem hölzernen Pflug gespannt. Allein die Furchen, die sie zogen, waren nicht gerade, sondern halbkreisförmig; langsam näherten sie sich der einen Ecke des Ackers. Warum das? — Um die bösen Geister und Dämonen, die unter der Erdoberfläche ihren Wohnsitz hatten und durch das Umpflügen nun frei wurden, in diese eine Ecke und schließlich aus dem Felde herauszudrängen, so daß sie der jungen Saat nichts antun können. Männer und Frauen sangen dazu ihre Lieder, und wie nie zuvor stand mir an diesem Abend das einfache, glückliche Gemüt des Ladakhers klar vor Augen.

Wie beneidenswert diese Menschen doch sind, trotz all ihrer Sorgen um das bißchen Land, das sie dem Flusse oder der Steinwüste abgerungen haben und nun durch Kanäle und künstliche Bewässerung der Familie zu erhalten suchen. Viel ist es nicht, das sich auf dieser Höhe von über viertausend Metern bebauen läßt, allein die Menschen sind anspruchslos und mit dem Wenigen zufrieden, das ihnen die Natur gedeihen läßt. Ihr Grundbesitz ist zugleich Familienbesitz, der nicht unter die einzelnen Mitglieder eines Haushaltes aufgeteilt wird, da eine solche Teilung schon im zweiten oder dritten Grade zur Unmöglichkeit einer Existenz und dadurch zum Untergange des Volkes führen müßte. Aus dieser Landarmut läßt sich wohl auch in erster Linie die Polyandrie, die Vielmännerei, erklären. Wenn der älteste Sohn einer Familie heiratet, so werden seine jüngeren Brüder gleichberechtigte Ehegatten. Sie alle wohnen im selben Hause, bearbeiten den Grund und Boden ihrer Väter, und ihre Kinder kennen wohl ihre Mutter, wissen aber nicht, wer ihr Vater ist. Eifersucht und Streitigkeiten sind in der tibetischen Familie unbekannt, ein jeder scheint mit seinem Los zufrieden zu sein, und wird die Nachkommenschaft zu zahlreich, so werden die jüngeren Kinder ins Kloster geschickt, das für ihre weitere Existenz sorgt.

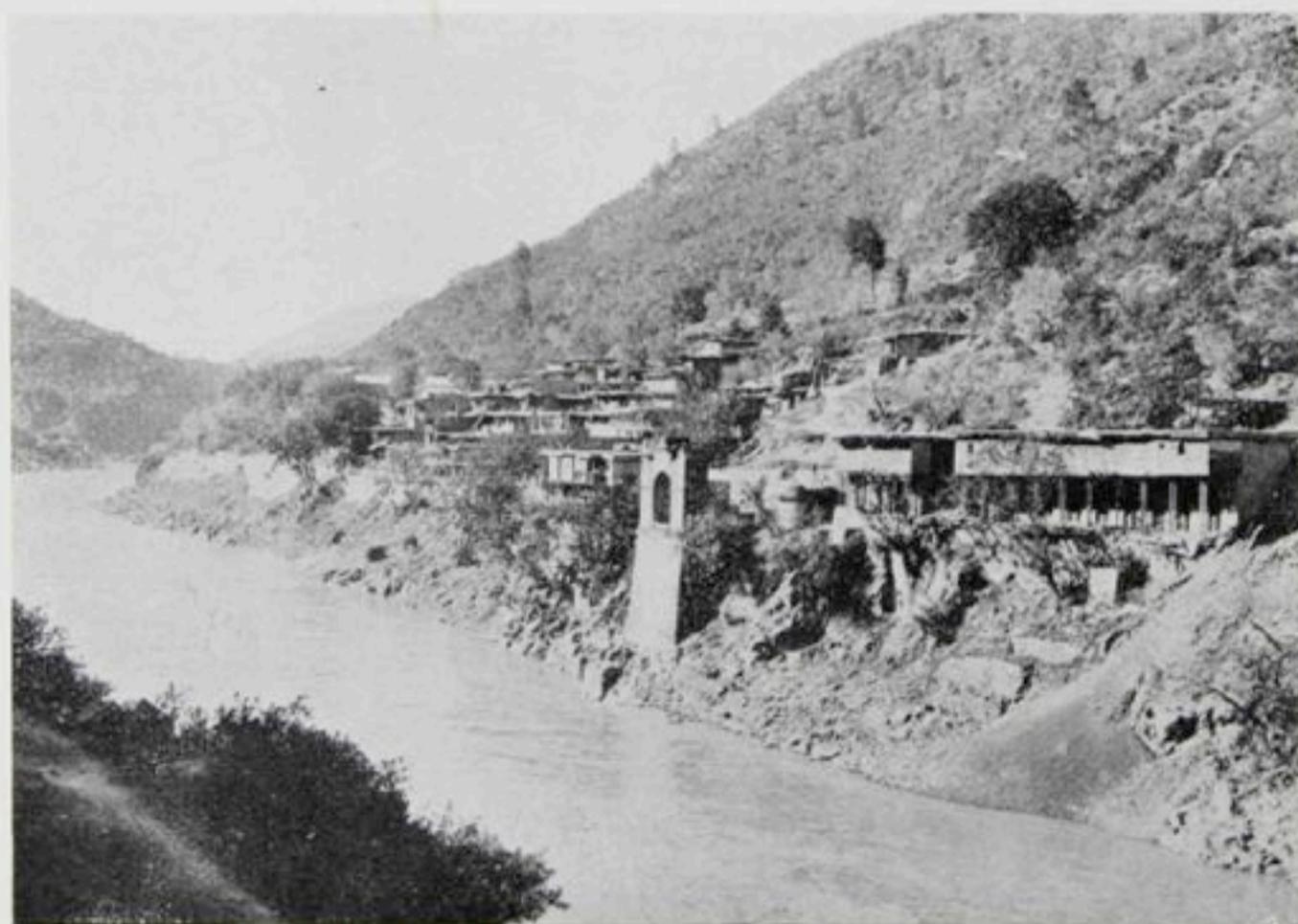
Man sollte erwarten, daß der Ladakher, der ein so hartes Leben in diesen luftigen Höhen und in solch rauhem Klima führt, ein niedergedrückter, unfroher Mensch wäre. Doch das Gegenteil



5. Buddhastatue in Taxila



6. Srinagar, die Hauptstadt von Kaschmir



7. Kohala, am Dschilumfluß, ein Dorf an der Straße nach Kaschmir



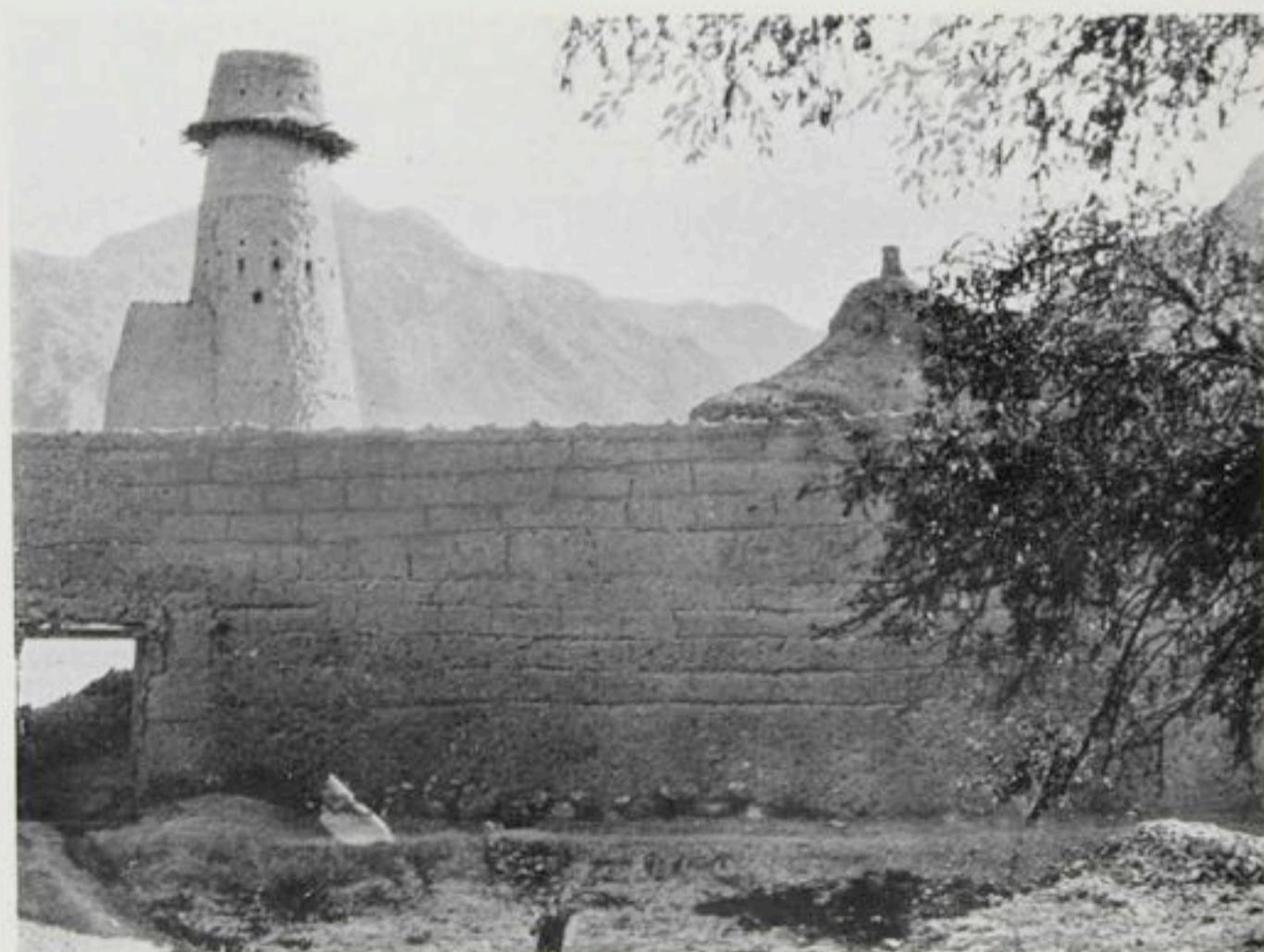
8. Satara, der Barbier und Masseur



9. Briefträger im Himalaja



10. Angehörige eines unabhängigen Stammes an der afghanischen Grenze



11. Eingeborenenhäuser mit Wachtürmen am Khaiberpaß

trifft zu; ich habe die Ladakher als eines der fröhlichsten und glücklichsten Völker der Erde kennengelernt.

Und wie fremd und seltsam ihre Sitten und Gebräuche sind! Da ist die Geschichte von dem Eheprojekt des jungen Mannes, der im Jahre 1902 geboren, sich mit dem 1906 zur Welt gekommenen Mädchen verheiraten wollte. Nun steht aber, nach der tibetischen Zeitrechnung, sein Geburtsjahr im Zeichen des Wassers, sein Tierzeichen ist der Tiger; ihr Element ist das Feuer, und zudem war der Einfluß des Schafes zur Zeit ihrer Geburt vorherrschend. Wie könnte aber eine solche Ehe glücklich werden? Seit wann vertragen sich Wasser und Feuer, Tiger und Schaf? Dazu werden die Lamas, deren Rat für alle wichtigen Entschlüsse im Leben, sei es nun eine Reise, eine Heirat oder ein Geschäft, maßgebend ist, nie ihre Einwilligung geben.

Wer hätte nicht auch gelesen, daß die Tibeter das schmutzigste Volk der Erde sind, die sich ihr Leben lang nie waschen? Natürlich waschen sie sich nicht, — nicht mit Wasser, denn das verträgt die Haut auf die Dauer in dieser Höhe nicht, allein sie reiben das Gesicht mit Butter ein. Kleine Kinder erhalten Butter-Vollbäder. Ich habe mehr als einmal gesehen, wie solche Säuglinge von ihren Müttern von Kopf zu Fuß mit Yakbutter beschmiert wurden, die dann durch kräftige Massage in jede einzelne Pore eingearbeitet wurde. Diese Butterbäder helfen den Kindern im zarten Alter im Kampf gegen die Winterkälte, wenn das Thermometer zwanzig bis dreißig Grad unter Null steht.

Und wie amüsan ist ihr Versteckenspiel mit den Dämonen und Geistern! Ich habe bereits erzählt, wie die Königin die Geburt des Kronprinzen geheimgehalten hatte, um nicht die unsichtbaren, jedem menschlichen Glücke neidischen Geister auf das glückliche Familienleben aufmerksam zu machen. Bischof Peter, der schon seit Jahren als Missionar in Leh ist, hat mir eine köstliche und charakteristische Geschichte erzählt. Als die Mutter eines reichen Mannes auf dem Sterbebett lag, versuchten ihre Verwandten einen kleinen Betrug. Sie machten ein lebensgetreues Abbild von der alten Frau, zogen dieser Puppe Kleider an, die den Dämonen durch den früheren täglichen Gebrauch bekannt sein mußten,

und unter lautem Wehklagen begab sich die ganze Verwandtschaft zum Kremationsplatz. Trotz all der angewandten Vorsicht ließen sich die Geister jedoch nicht beschwindeln. Ehe die Trauernden mit den Priestern nach Hause kamen, hatte der Tod die alte Frau geholt; der kleine Betrug kam an den Tag, und die Zeremonien konnten von neuem beginnen. —

Etliche Tage später stand ich eines Nachmittags vor dem Kloster Sankar, unweit Leh. Im Hofe lag ein halbes Dutzend Hunde herum, die bei meinem Erscheinen wild bellend aufsprangen, so daß die schweren Ketten, an die sie gefesselt waren, dumpf zu dem heiseren Geheul klangen. Es waren die dem Kloster geweihten Tiere, die bei einem Feste mit Blut bespritzt und dann an die Mauern geschmiedet wurden, um bis zu ihrem Tode nie mehr freigelassen zu werden.

Ein Lama im roten Gewande mit gelber Mütze erschien und führte mich ins obere Stockwerk, wo der Skuschok mich empfing. Vor mir saß ein Knabe mit großen Kinderaugen, von etwa acht Jahren, die Glocke, den Dorji — den Donnerkeil — und die Gebetstrommel auf dem Tische vor sich liegend, zur Seite, etwas tiefer sitzend, seine zwei Lehrer, Meme Lobzang und Sras Skuschok von Ridzang. Ich stand der Inkarnation des 1917 verstorbenen Abtes Bacola gegenüber, von dessen gastfreundlicher Aufnahme so viele frühere Reisende berichtet hatten.

Die Tatsache, daß in einem der bedeutendsten Klöster ein Kind das wichtige Amt eines Skuschoks oder Abtes einnimmt, hängt mit dem Glauben an die Reinkarnation und der sich daraus ergebenden Wahlart zusammen. Im Augenblick des Todes wird die Seele des Skuschoks in einem Kinde wiedergeboren. Priester gehen deshalb nach dem Ableben des Abtes durchs ganze Land, um zu erfahren, welche männlichen Kinder zur nämlichen Stunde geboren wurden und ob ihre Geburt von besonderen Erscheinungen begleitet war. Solche Kinder werden hierauf vor einen Rat alter Mönche gebracht, welche die Sterne konsultieren und schließlich jedem Neugeborenen eine Anzahl Gegenstände vorlegen, von denen einige im täglichen Gebrauch des Verstorbenen waren. Derjenige Knabe, der diese Gegenstände richtig auswählt,

wird als der wiedergeborene Abt angesehen. Sind es ihrer mehrere, so werden ihre Namen auf ein Blatt Papier geschrieben und in eine Urne gelegt, worauf die Mönche des Klosters einen Monat lang in Ablösungen Tag und Nacht beten. Nach Ablauf dieser Zeit versammeln sich alle um die Urne, der Höchste der anwesenden Lamas greift mit einer kleinen Zange hinein, und derjenige, dessen Name auf dem herausgeholtten Papier steht, wird zum neuen Abt ausgerufen. In vielen Fällen sind auch äußerliche Merkmale maßgebend, zum Beispiel: Ähnlichkeit mit dem Verstorbenen, Muttermale, oder, wie bereits bei der königlichen Familie erwähnt, ein schielendes Auge. Bacola, der jüngere, stammt wie sein Vorgänger aus der königlichen Familie von Marschro; er ist ein Großneffe des verstorbenen Abtes.

Lange, beinahe zu lange hatten wir uns in Leh aufgehalten, allein die Reise ins unwirtliche Hochland bedurfte gründlicher Vorbereitung, und noch am letzten Tag schien es, als ob all die Kleinlichkeiten des Lebens unsere Abreise unmöglich machen sollten. Heiß brannte die Sonne über der weiten Ebene, die sich zwischen Leh und Tikze ausbreitet; lang, unendlich lang war die große Manimauer am Wege, und obschon ich kein gläubiger Lamaist bin, so hoffte ich doch, daß die Tausende von Gebeten, die da in Stein geschrieben lagen, auch uns auf der weiten vor uns liegenden Reise helfen würden.

Tikze war unser nächster Lagerplatz, allein die Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Um Mitternacht endlich erschien Habibullah, der neugebackene Karawanbaschi, und erzählte uns in seinem besten Englisch, indem er mit dem Zeigefinger tief im rechten Nasenloch herumbohrte, welche Schwierigkeiten er gehabt hatte, um die gemieteten Pferde zusammenzutreiben. Das war der offizielle Grund seiner Verspätung. Wer weiß, ob es nicht noch andere gab, ob es am Ende nicht seine junge Frau, die „Tamascha“, das Schauspiel des Einzuges des British Joint Commissionar, der von Srinagar her gekommen, oder am Ende gar sein letztes Abendgebet in der Moschee war, das ihn zurückhielt, bis die Dämmerung über sein Heimattal fiel, das er nun verließ, un-

gewiß, ab Allah und sein Prophet ihm ein Wiedersehen gestatten würden. Inschallah! — So Gott will! —

Hoch über unserem Lagerplatz lag, wie ein Schwalbennest an die Felsen geklebt, das Kloster. Früh um fünf Uhr ertönte das Echo der Muschelhörner, seltsam klingende Trommelschläge folgten: das war die Tagwache der Mönche. Langsam kamen sie aus den zahlreichen, mit kleinen Fenstern versehenen Häusern heraus und stiegen auf dem schmalen Weg zur großen Tempelhalle hinan, die, weit ins Land hinausschauend, den Mittelpunkt dieser lamaistischen Burg bildet. Eine zweitheilige, rotgestrichene Türe mit verzierten Messingbeschlägen öffnete sich ächzend unter den Fußritten eines alten Lama. Das Innere war düster, das vom Sonnenlicht geblendete Auge mußte sich erst ans Zwielflicht gewöhnen, um die zahlreichen bunten Malereien an den Wänden und die verschiedenen Buddha- und lamaistischen Götterfiguren zu erkennen. Der Geruch ranziger Butter, mit welcher die Lämpchen vor den verschiedenen Statuen gefüllt waren, suchte den Weg durch die offene Türe ins Freie. Vier Reihen langer Kissen durchliefen die Halle vom Eingang bis zu den Buddhastatuen am anderen Ende. Buntfarbene Teppiche aus Jarkent bedeckten die seit Jahren ungewaschen gebliebenen Kissenanzüge. An den beiden bemalten Pfosten, die das Dach trugen, hingen zwei Peitschen zur Züchtigung der Mönche.

Die Lamas kamen langsam herein; ein jeder setzte sich mit gekreuzten Beinen in Buddhastellung auf den seinem Alter und Range entsprechenden Platz, legte die Fingerspitzen beider Hände zusammen und meditierte. Der Platz des Skuschoks war leer. Er soll einige Jahre lang arg gehaust haben und dann nach Lhasa zurückgekehrt sein, nachdem er das Kloster seiner besten Schätze beraubt hatte. Nächst dem großen Buddhabilde saßen zwei alte Lamas. Jeder von ihnen hatte die Glocke und den Donnerkeil, die Symbole der lamaistischen Göttermacht, auf dem niederen Tischchen vor sich liegen. Vor den Sitzen sämtlicher Lamas stand ein kleines Säckchen mit Gerstenmehl, halb gefüllt, eine niedere Holz- tasse war darübergestülpt.

Nun läuteten die Ältesten mit ihren Glocken; die Lamas ver-

neigten sich und fingen an, ihre Gebete mechanisch herzusagen, aus denen immer wieder das „Om mani padme hum“, das Vater-unser des Tibeters, herausklang. In einem Nebenraume wurde die Trommel mit einem einzigen Wirbel geschlagen, um die Götter darauf aufmerksam zu machen, daß alle anwesend waren.

Nach einer Weile verneigten sich die Mönche wieder, dann richteten sie sich auf; das Gebet war zu Ende. Ein jeder ergriff die Holztaße, öffnete den kleinen Sack und schüttete eine Handvoll Mehl hinein. Zwei junge Lamas, Knaben von acht bis zehn Jahren, die von Geburt an dem Kloster geweiht waren, standen auf und schritten auf die zwei großen Kupferkrüge mit Messinghenkeln zu. Mit diesen gingen sie durch die Reihen ihrer älteren Genossen und überschütteten das Mehl in den Tassen mit dem braunen Buttermilch. Hernach kehrten sie wieder an ihren Platz in der Wand zurück.

Die Lamas begannen nun mit langsamer Bewegung das Mehl und den Tee in der Tasse zu einem Teig zu kneten, wozu wiederum Sprüche und Gebete hergesagt wurden. Bedächtig schoben sie diese weißen Teigkugeln in den Mund und kauten eine Weile daran. Dann klatschten sie in die Hände und riefen: „Dschu“ — danke.

Die beiden Knaben machten wieder die Runde und füllten die Tassen mehrmals mit dem gesalzenen Buttermilch. Waren die Lamas satt, dann wurde das kleine Gefäß sorgfältig mit der Zunge ausgeleckt und wieder über den Mehlsack gestülpt. Die Ältesten riefen „Dschu“, die übrigen wiederholten es, und Morgenandacht und Frühstück der Lamas waren vorüber.

## An den Seen des unerforschten Hochlandes

Wochen waren vergangen seit unserem Abmarsch von Leh, auf dem Tschang-la-Paß hatten wir zum ersten Male die Mont-Blanc-Höhe um beinahe tausend Meter übertroffen; am blauen Panggongsee sollten unsere Zelte dem ersten tüchtigen Sturme standhalten. Pobrang, das letzte Dorf im Transhimalaja (Dorf kann man eigentlich diese zwei elenden Hütten kaum mehr nennen), war unser Standquartier während einigen Tagen; in Kiam badeten wir in den heißen Wassern einer Schwefelwasserstoffquelle, die ich in die große, äußere Blache meines Zeltcs geleitet hatte, und dann ging's durch öde Stein- und Schotterwüsten hinauf aufs tibetische Hochland.

Die Tschang-pa-Leute, Halbnomaden, die im Sommer ihre Herden auf die höchsten Weideplätze hinauftreiben und ihre Zelte in der Nähe eines Baches oder Grasplatzes aufstellen, waren die letzten Menschen, denen wir begegneten. Sie gelten als die einstigen Eroberer von Ladakh. Ihre Sprache soll zahlreiche mongolische Wörter enthalten, die vielleicht einen Schluß auf ihre Herkunft tun lassen. Die Frauen hatten ihre primitiven Webstühle im Freien aufgestellt, auf denen sie aus der Wolle ihrer Schafe einen vorzüglichen Stoff herstellten. Ihre Wohnstätten, teilweise in den Boden eingegraben, waren mit braunen Tüchern überspannt; an Stangen und Seilen wehten die Gebetsfahnen und -flaggen, welche die bösen Geister fernhalten sollten. Die Gebetsmauern standen auf steilen Bergrücken oder Felsen, so daß sie vom ganzen Tale aus gesehen werden konnten. Das ist eine Sitte, die sie mit ihren Stammesbrüdern, den Mongolen, gemein haben. Yakhörner, auf deren Stirnknochen das tibetische Gebet „Om mani padme hum“ in schönen Buchstaben eingeritzt ist, zieren die Andachtsstätten dieser primitiven Menschen.

Hundertacht Tiere zählte unsere Karawane. Kurram, mein inzwischen größer und kräftig gewordener Reisekamerad, war in dieser Zahl nicht inbegriffen. Habiba, ein Kaschmiri, war unser Küchenchef, Abdul aus Peshawar der Diener; dazu kamen noch zwölf Kulis und ihr Vorgesetzter, Habibullah, der Karawanbaschi. Es war eine ganz ansehnliche Kolonne, die am Morgen jeweiligen Lagerplatz verließ, gegen Mittag sich in einzelne Gruppen auflöste und abends sich wieder da versammelte, wo wir drei Europäer mit den Dienern und Pferden warteten. Als schwarzer, langsam hin und her wogender Klumpen tauchten dann zuerst die Yaks auf, die grunzenden Vierbeiner, diese Herdentiere, die man nie einzeln verwenden konnte und die gefährlicher aussahen, als sie wirklich waren. Zuletzt kamen meistens die Schafe an, dicht aneinander gedrängt, überall die kleinen Burtzeweiglein naschend, die sich hie und da am Wege fanden. In festgenähten Säcken, durch Stricke am wolligen Leib festgehalten, trugen sie einen Teil der Kuliverpflügung und das Pferdefutter; sie kamen langsam vorwärts und machten viel Mühe und Arbeit beim Auf- und Abladen. Doch wie unendlich genügsam waren sie!

Und dann kam eines Nachmittags der tiefblaue See in Sicht, an dessen Ufern wir mehr als zwei Wochen aufgehalten werden sollten. Bis hierher war alles gut gegangen. Ich setzte mich an jenem Abend mit meinem Kochbuch vors Küchenzelt, um eine Meinungsverschiedenheit über die Qualität des gewählten Lagerplatzes durch ein gutes Essen vergessen zu machen; hernach spielte das Grammophon sein ganzes Repertoire von der Mondscheinsonate bis zu den lauten Schlagern „Valencia“ und „Why did i kiss that girl“. Die Nacht brach über das stille, weite Hochland, und in dieser Nacht verloren wir unsere Pferde. Habiba brachte bei der Tagwache als erster die Meldung. Habibullah erschien später und bestätigte die Nachricht; er hatte Sabur Malik noch in der Nacht weggeschickt und sich dann schlafen gelegt. Was kümmerten ihn diese Pferde, sollte man ihretwegen den herrlichen Schlaf opfern oder gar die Sahibs in Aufregung versetzen? Weit konnten die entflohenen Tiere ja sicherlich nicht gekommen sein, und Sabur Malik, der Mann, der alles konnte, würde sie gewiß vor

Tagesanbruch wieder zurückbringen. Inschalla! Wie beneidenswert doch diese Menschen sind, die alles in die Hand Allahs und seines Propheten legen können!

Am 29. August, zwei Wochen nach diesem ereignisvollen Tage, machte ich folgende Aufzeichnungen in mein Tagebuch:

„Am Sirigh-Jilganang-See, 29. August 1927. Seit vierzehn Tagen sind die Kulis weg, um die in der Nacht entlaufenen Pferde zu suchen, und bis heute haben wir noch nichts von ihnen gehört. Ich vertreibe mir die Zeit, so gut es geht, mit Pflanzensammeln. Mit betrübendem Erfolg habe ich auch zu malen begonnen, einige Male war ich erfolglos auf der Jagd. Zur Teestunde treffen wir uns meistens in meinem Zelte, und dann werden die verschiedenen Möglichkeiten unserer Weiterreise diskutiert. Wir rechnen alle mit dem endgültigen Verlust unserer Reittiere, allein keiner will's dem andern eingestehen, und so reden und disputieren wir, als ob wir in einem Berliner Café, nicht aber auf fünftausendzweihundert Meter Höhe wären, wochenweit weg von der nächsten menschlichen Siedlung. Ich habe mich mit dem Verlust unserer Pferde bereits abgefunden, als Vorübung ließ ich vor drei Tagen zum ersten Male einen unserer Yaks satteln und versuchte ihn zu reiten. Das Tier war starrköpfig und kaum wegzubringen vom Pfade, den es nun einmal im Auge hatte. Sobald es jedoch mit der Herde gehen konnte, war die Sache einfacher. Allein ich frage mich, ob man in dem Gedränge nicht seine soliden Beine, die man sicherlich noch brauchen wird, riskiert, ganz abgesehen von den Kleidern, die bald an diesem Nagel, bald an einer Kiste hängen bleiben und in Fetzen gehen, dann wieder von den Hörnern eines nachdrängenden Tieres bearbeitet werden. Und noch eins: Wenn wir die Pferde verlieren und zu den Yaks Zuflucht nehmen müssen, so wird man doch außerordentlich mühsam vorwärts kommen; man kann sich kaum mehr von der Karawane entfernen und muß letzten Endes doch noch zu Fuß gehen.

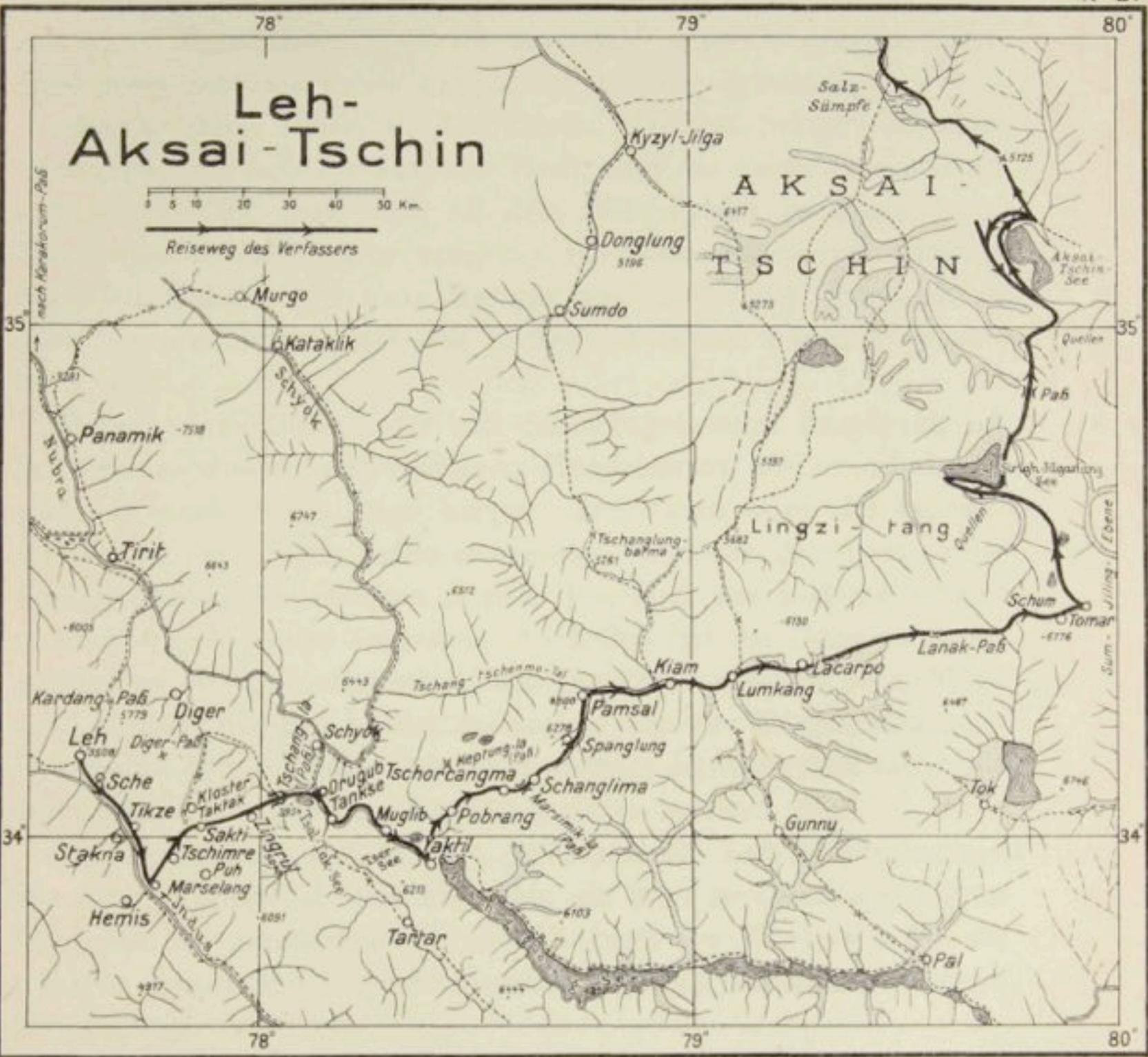
Heute morgen lag Schnee auf den Zeltdächern, doch schon gegen neun Uhr war er wiederum weg, und herrlichster Sonnenschein entschädigte uns für die Kälte der Nacht und die schlaflosen Stunden, die mir die Höhe verursachte. Um halb sechs Uhr

# Leh-Aksai-Tschin

0 5 10 20 30 40 50 Km.

Reiseweg des Verfassers

nach Kinkorom-Pab





zeigte das Thermometer fünfzehn Grad Celsius unter dem Nullpunkte, um acht Uhr war es an der Sonne bereits wieder zehn Grad Wärme. Mittags stand ich auf dem roten Kalkfelsen über dem See, der sich meilenweit auszudehnen schien, bis an den Fuß der fernen Karakorumberge, die doch mehr als hundert Kilometer entfernt liegen. Jeder Gipfel spiegelt sich in den tiefblauen Wassern mit einer Deutlichkeit, wie ich sie noch nirgends gesehen habe. Und doch liegt das ganze Lingzi-tang-Plateau dazwischen.

Abends gab's Arbeit in der Küche. Habiba bringt seit einer Woche täglich dasselbe auf den Tisch, und das verdirbt einem die gute Laune, die man trotz all dem Mißgeschick in dieser herrlichen Landschaft haben möchte. Vor dem Küchenzelt sitzend, habe ich Habiba drei neue Rezepte vorgelesen und übersetzt; er sagte sie wieder her, und nun wollen wir sehen, was daraus werden wird.

Abdul, unser Diener, der seit zehn Tagen stark bergkrank ist, hat sich in diesem unfreiwilligen Höhenkurort wieder erholt; er schleicht noch etwas träge herum; allein man wird ihn morgen tüchtig in die Finger nehmen müssen, damit er den Rest seiner Krankheit vergißt. Ghulam Kader, dem Kuli aus Ladakh, scheint es auch wieder besser zu gehen. Auch ihm hat die Höhe stark zugesetzt; er ist noch schwach, allein wir wollen ihn mit Reis, Milch und unseren übrigen kostbaren Sachen aus der Küchenkiste aufpäppeln, so daß er bald wieder marschfähig ist und nicht mehr wie ein Stück Ware auf ein Tragtier verladen werden muß.“

Folgenden Tags saß ich bei de Terra im Zelt. „Was meinen Sie dazu?“ fragte er und hielt mir ein paar beschriebene Blätter hin. „See im tibetischen Hochland“ hieß der Titel; ich las die wenigen Seiten und begeisterte mich an dieser einfachen, schönen Schilderung:

„Dort liegt der See, auf dem breiten Hochplateau, das die tibetischen Nomaden die ‚Ebene des Windes und Eises‘ nennen. Sein Spiegel grenzt im Norden an braungetönte Höhenzüge, an gewelltes Bergland. Das steigt wie leichtes Wellengekräusel von den Schneegewaltigen Ostturkistans hinunter zur Ebene und betrachtet sein Bild in der glasgrün schimmernden Fläche des

Sees. Diese wechselt ständig ihre Farbe und Form. Wenn am frühen Morgen die Sonne mit erster Wärme das nächtliche Eis der kleinen Rinnsale in den unendlich breiten Schotterbecken schmilzt, liegt der See wie tiefgrüner Achat in der runzligen Faust eines Riesen. Regungslos und ohne leichtes Wellenspiel atmet seine geschmolzene Oberfläche, in der die Stille der Nacht noch zu ruhen scheint. Feine, weiße Wölklein segeln am blauen Himmel über ihn hin, und Schwärme rotbeiniger Wasservögel ziehen laut schreiend über die flachen Gestade. Schlicht sind diese gebaut, wie es sich für einen einsamen Hochlandsee gehört: bräunliche Wälle aus Seegras, aus denen hier und dort noch unverdorrt grüne Halme ragen, knorriges kleines Wurzelwerk des Steppengrases, gehäuft zu verbleichenden Polstern. Dahinter aber dehnt sich über Meilen und Meilen die kiesbestreute, kahle Tonebene.

Wenn die ersten scharfen Windstöße über die Steppe fegen, krümmt sich der See in kurzen hohen Wellen. Sein Seichtwasser an den Ufersäumen tönt sich in immer hellere Farben. Gelbgrüne Ränder säumen dann die tiefblauen Tinten seiner Tiefen, die hie und da smaragdgrüne Bänder durchziehen. Noch sind die Formen der Ufer klar umrissen, noch die kleinen Buchten und Landzungen — zufällige Gebilde seiner schwankenden Wasser — fein geschwungen in die Ebene graviert. In dem angeschwemmten Seegras schwatzen ganze Gruppen hochbeiniger, schwarzundweißgefiederter Wasservögel. Die weilen hier auf ihren heimatischen Brutstätten, um im Winter in wärmere Gegenden, an die gewaltigen Ströme Indiens oder an die lieblichen Talseen von Kaschmir zu ziehen oder gar nach Norden, nach Ostturkistan zu wandern, wo reißende Flüsse dem Wüstensand kläglich erliegen.

Wo der Ufersaum festeren Kiesboden zeigt, laufen die zarten Hufspuren der leichtfüßigen Antilopen zusammen. Sie ziehen von den spärlichen Grasplätzen, die versteckt in den Bergen liegen, hinab in die Ebene, an das klare kühle Gewässer. Von keinem Jäger gestört stehen sie in Rudeln an der Tränke, und nur der langgezogene Schrei des Bergfalken mag sie hin und wieder aufhorchen lassen. Aber sie haben die Eile des Windes in ihren

feingebauten Gliedern und fliegen federnd über die Ebene, wenn Gefahr ihnen folgt.

Höher steigt die Sonne. Ihre heißen Strahlen machen die Luft über dem kiesigen Boden zittern. Das ist die Zeit, da der See seine ruhigen Formen verliert. Er scheint aus den Ufern zu treten, und die tintenblaue Fläche wächst in die Weite der Ebene hinaus. Sie schiebt sich unter Einzelberge, daß diese auf ihr zu schwimmen scheinen; sie wächst wie bläulich flüssiges Glas in unendliche Ferne, bis sie den Fuß jener Schneegipfel erreicht, die im Westen jäh der Ebene entsteigen. Nun kann der See Gletscher und Felskämme spiegeln. Denn das ist seine Sehnsucht: sich zu weiten, die trockenen, dürstenden Ebenen zu überfluten, bis zum Sockel der Schneeriesen vorzudringen, bis zum ‚Dache der Welt‘, um dessen Majestät auf seinem bläulichen Spiegel bildhaft zu umfassen. Nur um Mittag verliert der See seine Ruhe, nur um Mittag benützt seine Sehnsucht die schwingende Luft, um den Traum zu verwirklichen. Aber es ist und bleibt nur ein Traum dieses Hochlandsees, nur ein großes Scheinbild — diese ins Unendliche wachsende, zitternde Wasserfläche in bewegter Sonnenluft! Träumt der See von vergangenen Zeiten, als sein wechselnd farbiges Element die Ebene erfüllte und große Ströme ihm ständig neue Nahrung schenkten?

Trocken und ruinenhaft starren nun die breiten Flußbetten, trocken auch ein gutes Stück seines einstigen breiten Seegrundes. Zu unerbittlicher Beschränkung, zum Verflachen seiner blauen Tiefen scheint dieser Hochlandsee verdammt. Die Süße seines klaren Wassers wird sich in bittere Salzlauge wandeln und ein Rest inneren Lebens zum Sterben kommen, wie er zum Sterben schon kam in den zahlreichen Nachbarseen der braunen Berge.

Das Trugbild schwand, und mit lilafarbenen Schatten weißelt die Abenddämmerung an den weichgerundeten Bergen und gießt immer tieferes Blau in den Wasserspiegel. Der liegt nun da, fest geformt, der Ebene wie mit kobaltblauem Glase aufgegossen, als besinne er sich wieder der Wirklichkeit seiner Grenzen. So hüllt er seinen mittäglich glänzenden Spiegel in schwarzblaue Trauer. Der Abend leuchtet noch einmal glühend in ihm auf. Dann aber

vermählt sich der ‚See des gelben Tales‘ mit der Schwärze der Nacht, die sich kalt und klar in die Ebene senkt. Vorher ruft sie aber noch dem Sturme, damit er auf den dunkelnden Wassern sein Abendlied singe.“

Und nun kam Schlag auf Schlag. Das Tagebuch soll wiederum sprechen:

„1. September 1927. *Sirigh-Jilganang-See*. Gestern abend um halb sieben starb Kader. De Terra und ich waren nachmittags zu den Quellen gegangen, die den See speisen; den Rückweg nahmen wir den Wassern entlang. Erst nach fünf Uhr kamen wir ins Lager zurück, tranken Kaffee mit Trinkler und waren hernach mit den gesammelten Objekten beschäftigt. Plötzlich hörte ich jemanden eilenden Schrittes vom Kulilager herunterkommen. Ich dachte erst, daß die Pferde in Sicht wären; da der Mann jedoch zu Dr. de Terras Zelt ging, wußte ich, daß etwas anderes passiert sein mußte. Kurz hernach rief mich de Terra und bat mich, nach dem Zelt unserer Pferdeleute zu kommen, da Kader einen Blutsturz gehabt habe. Ich warf meinen Pelzmantel um und ging die steile Halde hinauf, die unsere Zelte von dem Kulilager trennte. Kader lag wie ein Toter im Zelt, er hatte Schaum vor dem Munde und rührte sich nicht. De Terra verordnete sofort heißen Tee mit Kognak und ließ die Wärmflasche füllen. In der Zwischenzeit versuchte ich den Puls zu fühlen, konnte jedoch weder am Herzen noch an der Halsader etwas spüren; nach meiner Ansicht war Kader bereits tot.

Während de Terra sich noch mit ihm abmühte, rief ich Abdul und Habiba und besprach mit ihnen die Begrabung. Habiba schlug vor, die Leiche auf einer der Terrassen über dem See zu beerdigen und schwere Steine aufs Grab zu wälzen, damit nicht etwa Wölfe den toten Körper ausscharren könnten. Der Tote sollte nach mohammedanischem Brauche in ein weißes Leichentuch eingewickelt werden, um standesgemäß ins Paradies einziehen zu können. Wir hatten aber bei unserer Abreise nicht daran gedacht, und nach langem Hin- und Herraten ließ ich Abdul eines meiner Leintücher verwenden und übergab ihm noch den weißen Stoff, den ich in Pobrang gekauft hatte. Heute vormittag habe ich mit

de Terra das Protokoll über den Tod Kaders aufgenommen, das wir von Abdul Habiba und dem Karawanbashi Habibullah unterschreiben ließen.

Mittags um zwölf Uhr wurde Kader beerdigt. An der Zeremonie nahmen Habibullah, Subhana, Jumma Malik teil; Abdul und Habiba, die aus Indien stammen und ebenfalls Mohammedaner sind, blieben in ihren Zelten, denn sie sehen die Leute aus Ladakh nicht als vollwertige Gläubige an. Erst als der Tote bereits im Grabe lag, das Gesicht nach Mekka gerichtet, gingen auch sie hinüber und verrichteten ein Gebet. Die übrigen Tibeter hielten sich im Zelte auf; sie bekennen sich zur lamaistischen Religion und hätten bei einem mohammedanischen Begräbnis störend gewirkt.

Beim Heimtreiben der Yaks sahen de Terra und ich gestern abend, daß zwei Tiere zurückblieben. Das eine von ihnen wurde nachher mit Mühe und Not ins Kamp getrieben, das andere blieb unterhalb der Quellen liegen. Heute morgen sandte ich einen Mann nach dem Tiere aus; er kam zurück mit der Meldung, daß dasselbe tot sei. Heute abend sahen wir uns die Weide an und wollten eine Kontrolle der Tiere vornehmen. Auf dem Wege dorthin lag wieder ein Yak am Boden. Es war dasselbe Tier, das gestern schon krank gemeldet wurde. Wahrscheinlich werden wir es heute nacht auch noch verlieren. Zwei weitere sind krank, fressen nichts mehr; niemand weiß, was ihnen fehlt. Ich vermute, daß das Gras am Seeufer, da wo der Fluß einmündet, giftig ist; die ganze Oberfläche ist mit einer weißen Schicht, Salzausscheidungen, bedeckt. Und das Bedenkliche an der ganzen Sache ist, daß wir nichts unternehmen können, bevor die Leute, die nach den Pferden suchen, zurück sind. Sollte dieses Sterben so weitergehen, so wird uns nichts übrig bleiben, als im Eiltempo nach Chinesisch-Turkistan hinunterzuziehen. Der Sirigh-Jilganang-Kul wird aber in unserer Erinnerung als der erste Unglücksort unvergeßlich bleiben. Wie teuer haben wir den Ehrgeiz, die ersten Europäer in diesen verlassen Gebieten zu sein, bezahlen müssen: zuerst die Pferde, dann Kader und nun noch die Yaks! —

Jumma Malik hat mir heute abend noch lange von Kader erzählt. Er war bei ihm, als Kader offenbar spürte, daß es ans

Sterben ging. Er sprach von seiner Frau, den beiden kleinen Kindern, und das letzte Wort, das er über die Lippen brachte, soll der Kosenamen seines Jüngsten gewesen sein.

*2. September 1927.* Die Pferde sind endgültig verloren. Die letzten Hoffnungen, die wir im stillen noch hatten, sind heute nachmittag zuschanden geworden. De Terra und ich waren nach dem Frühstück zuerst zum toten Yak gegangen (schon der dritte, der uns nun starb) und versuchten nachher noch Antilopen zu jagen. Sie waren aber heute morgen nicht auf dem üblichen Weideplatz erschienen; erst auf dem Rückwege sahen wir sechs Stück, die wir eine Strecke weit verfolgten, allein auf dieser Höhe mußten wir die Jagd bald aufgeben. Wir machten uns auf den Weg nach dem Lager und sahen plötzlich am Ende der Ebene einige dunkle Punkte, die wir vorerst für die geflohenen Tiere hielten. Als wir jedoch im Kamp waren, machte uns Habiba darauf aufmerksam, daß Sabur Malik mit seinen Leuten im Anzuge war. Nach seiner Ankunft erstattete er Rapport und meldete, daß er bis nach Pamsal zurückgegangen sei, ohne jedoch eine Spur von den Pferden gefunden zu haben. Der Neuschnee hatte alles verwischt, und jegliches Suchen war natürlich erfolglos in diesen unendlichen Ebenen und den vielen Tälern, die bald nach rechts, bald nach links abzweigen und in denen sich die Tiere verirrt haben können. Sabur Malik saß vor mir, als ob er selber all sein Hab und Gut verloren hätte. Tränen rannen über sein wettergebräuntes Gesicht, und oft schluchzte er wie ein kleines Kind.

Dann nachmittags große Gerichtssitzung, um den oder die Schuldigen festzustellen. Abdul fühlte sich als Gerichtsschreiber eine wichtige Persönlichkeit. Eide wurden auf den Miniaturkoran geleistet, den irgend jemand bei sich hatte, Eide, die wie Meineide aussahen. Und das Resultat: keiner wollte schuldig sein. Immerhin, mit Habibullahs Herrlichkeit war's nun vorbei; sein freies Schalten und Walten, dessen er sich seit Leh erfreut hatte, bedurfte einer strengeren Kontrolle. Vieles kam jetzt an den Tag, das unter anderen Umständen wohl verschwiegen worden wäre. Die Kulis, welche die Pferde hätten hüten sollen, hatten sich schlafen gelegt; Habibullah, der keine Autorität besaß, ließ sie ge-

währen und hielt sich in seinem Zelte auf. Mutationen, Beförderungen und Degradationen wurden an diesem ereignisvollen Nachmittag vollzogen; Sabur Malik, der ohnehin schon die Hauptarbeit leistete, erhielt Gehaltserhöhung und den Rang eines zweiten Karawanbaschi. Habibullah fühlte sich deswegen in seiner Ehre gekränkt; er mußte sich jedoch sogar dazu bequemen, in Zukunft Befehle von mir anzunehmen, da ich von nun an den Transport und die Karawane wieder in die Hand nehmen sollte, während Dr. de Terra die Lebensmittelvorräte für die Mannschaften persönlich überwacht und verteilt.

Allein es war eine wenig erfreuliche Aufgabe, eine marode, zu schwer beladene Karawane durch diese großen Schotterwüsten dem täglichen Gras- und Wasserplatz entgegenzuführen, den zu finden unsere ständige Sorge war.

*Nähe Aksai-Tschin-See, 6. September 1927.* De Terra taufte unser letztes Lager am Sirigh-Jilganang-See ‚Das Petroleumlager‘ (weil wir dort unsere sämtlichen Petroleumkannen, das Benzin und das Öl zurückließen) und unser gestriges: ‚Das Lager zur bösen Aussicht‘. Der Name ist sicher nicht von ungefähr gewählt, denn die Aussichten für den Weitermarsch waren gestern nichts weniger als rosig.

Ich schlief schlecht, trotz der Veramontablette, die ich am Abend genommen hatte, und wachte schon um drei Uhr auf. Nach einer halben Stunde, als ich nicht wieder einschlafen konnte, zog ich meine warmen Stiefel an und ging ins Kulilager. Alles schlief, auch die Wachen bei der Schafherde, nur Sonam Tsering saß am Feuer und kochte für die ganze Gesellschaft. Ich rief Habibullah, und langsam fingen die schlafenden Leiber unter den Decken und Pelzmänteln an, sich zu regen. Außer dem Karawanenführer war niemand im Zelt; die Leute mögen ihn nicht und ziehen es vor, bei den Yaks und dem Gepäck zu schlafen, als die warme Unterkunft mit dem Manne zu teilen, den sie so wenig achten.

Es war ein kalter Morgen, und mir schien, als ob es um so kälter würde, je näher der kommende Tag war. Um halb fünf Uhr sah man schon so viel, daß mit Aufladen begonnen werden konnte. Die

Arbeit ging ziemlich rasch vorwärts; in einer Viertelstunde waren bereits fünf Yaks beladen. Auf eines der Tiere ließ ich meinen Sattel schnallen, da ich wegen meiner wunden Füße im Sinne hatte, den ganzen Tag zu reiten. Von den Yaks, die gestern abend krank ins Lager gebracht worden waren, wurde der eine sehr leicht, der andere überhaupt nicht beladen. Um ein Viertel acht Uhr marschierten wir weg; allein kaum war die Karawane eine Stunde weit gegangen, brach ein Tier zusammen. Ich versuchte erfolglos, es vorwärts zu treiben. Bald hernach wiederholte sich dasselbe. Die Lasten mußten abgenommen und nun auf mein Reittier verladen werden. Ich ging zu Fuß, und da ich die Tiere nicht einfach liegen und verhungern lassen wollte, erschloß ich sie mit meiner Pistole.

Gegen elf Uhr stiegen wir langsam eine sanfte Anhöhe hinauf. Der See glänzte im wunderbarsten Blau, umgeben von dem gelben Kranze der Sandebene, aus der die Salzausblühungen wie weiße Bänder aufleuchteten. Weiter nördlich breitete sich die unendliche Ebene des Lingzi-tang-Plateaus aus, den Abschluß bildeten die blauweißen Zacken der Karakorumberge. Während ich auf der Anhöhe auf die Karawane wartete, blieb der dritte Yak liegen. Unser Weg war nun durch Tierleichen, zurückgelassene Kisten, Petroleum- und Benzinbüchsen deutlich gekennzeichnet. Und bis die Karawane die niedere Paßhöhe erreicht hatte, waren es bereits fünf Tiere, die wir innerhalb weniger Stunden verloren hatten. Die Leute schleppten Sättel und Kisten, allein auf diese Art und Weise kann es auf die Dauer nicht weitergehen.

Nach dem kurzen Mittagessen zogen wir den gegenüberliegenden Hang hinauf, um von dessen Höhe aus zu konstatieren, daß nirgends Gras vorhanden war. In der Tiefe floß ein kleines Bächlein, das jedoch rasch versiegte, sonst gab's nichts als Steine, Steine in den buntesten Farben, nur kein Gras, keine Burtze als Brennholz; nichts als eine öde Steinwüste.

Wir mußten weiter, mußten endlich Gras finden, denn sonst schwand die Karawane binnen wenigen Tagen zu einem Nichts zusammen. Abends, nachdem das Lager an einer graslosen Stelle errichtet war, erstieg ich den nahen Bergrücken, um Ausschau



12. Pferdekarawane im Himalaja



13. Eingeborene aus Kargil



14. Kurram sieht sich die Lamayuruschlucht an



15. Junge Nonne



16. Mönche der Z'hamspa-Sekte



17. Der „Skuschok“ von Hemis mit den Würdenträgern des Klosters



18. Lamatänze im Kloster Hemis

nach einem guten Weideplatz zu halten. Doch das Gehen fiel mir auf mehr als fünftausend Meter über dem Meer schwer. Ich war schon länger als zwölf Stunden auf den Beinen, und doch wollte ich nicht so nahe am Ziel umkehren. Endlich, kurz vor sechs Uhr erreichte ich den Kamm und wurde für meine Mühen durch einen wunderbaren Sonnenuntergang belohnt. Zu meinen Füßen lag ein tiefes Tal mit einem kleinen Bergsee. Eine quer dazu liegende Kette schloß es ab, und an diese reihte sich Hügel an Hügel, Kamm an Kamm, alle im tiefen Ziegelrot und dem Grauschwarz der Schieferkalke. Die Karakorum- und Kuen-lun-Berge schienen zum Greifen nahe; zwei Matterhörner überragten imposant die blauweißen Ketten. Zwischen diesen und dem nahen bunten Hügelland lag eine Ebene, in welcher ich durch den flimmernden Dunst der untergehenden Sonne den Aksai-Tschin-See an seinem gewaltigen, auf der Karte eingetragenen Delta erkennen konnte. Die Schatten wurden länger und länger, die Wasser des Sees sahen wie eine große Sandebene aus, die Sonne sank tiefer und tiefer und malte mit ihren letzten Strahlen ein Bild voll lebhaftester Farben, in dem einzig das saftige Grün einer guten Weide fehlte.

Ich mußte umkehren, und als ich am Fuße des Berges ankam, fiel die Nacht herein. Todmüde sank ich auf den Stuhl in meinem Zelt. Von den siebenundzwanzig Yaks, die am Morgen aufgebrochen waren, hatten zwanzig das Lager erreicht. Einige Kisten und Koffer lagen auch noch irgendwo in dieser Einöde; sie sollten morgen gesammelt werden.“

In langsamen, kurzen Etappen ging's nun vorwärts. Zwölf Kilometer in vier Tagen, wie war das möglich? — Einen Tag mit den Zelten und der Küche ins neue Lager, am zweiten gingen die kräftigsten Tiere zurück, um das übrige Gepäck zu holen, am dritten erschienen sie, der vierte wurde als Ruhe- und Weidetag eingeschaltet, am fünften endlich ging's wieder zehn, zwölf, vielleicht auch vierzehn Kilometer weiter, je nach Wasser und Weideplätzen, die nicht allzu häufig zu finden waren. An einem dieser Tage schrieb ich beim Scheine einer Kerze in mein Tagebuch:

„Um zwei Uhr war von Wasser und Gras weit und breit nichts

zu sehen. Ich sandte Stanzing, meinen Ladakhi-Begleiter, voraus, um zu erfahren, ob vielleicht in einer Krümmung des alten, vertrockneten Flußbettes Wasser zutage trete. — Nach einer halben Stunde gab er mir das verabredete Zeichen, und schon freute ich mich auf einen guten Lagerplatz. Als ich jedoch dort ankam, waren es zwei spärliche Wassertümpel, die niemals für einen Aufenthalt von mehreren Tagen gereicht hätten. Wir gingen zusammen weiter. Spuren von Antilopen, Wildeseln und wilden Yaks deuteten auf einen größeren Wildbestand als bisher; sicherlich mußte eine gute Weide in der Nähe sein. Aber des Tages Anstrengungen hatten mich müde gemacht. Ich legte mich flach auf den Boden, um auszuruhen. Mit dem Zeißglase suchte ich die ganze Umgebung ab. Stanzing wurde wieder nach einem Seitentale ausgesandt, in eine ‚Nullah‘, in der ich einen wilden Yak grasen sah. Habiba, der mich inzwischen einholte, ging nach der andern Talseite. Beide gaben mir jedoch durch Hochheben der linken Hand zu verstehen, daß kein Wasser vorhanden war. Meine letzte Hoffnung blieb ein heller Fleck, der ferne am Horizonte auftauchte, doch zu weit weg, um entscheiden zu können, ob es Wasser oder Sand war. Sollte es am Ende wieder eine Täuschung, eine Luftspiegelung sein?

Wir kreuzten die Ebene. Ein Antilopenbock graste ruhig vor uns, allein ich hatte keine Lust, ihn zu jagen; das Wasserproblem war mir eine wichtigere Angelegenheit. Endlich, nach vier Uhr, gelangten wir zum Fuße eines kleinen Schieferhügels, aus dem eine klare Quelle hervorsprudelte. Hier war Wasser und Weide.

Kurz nach fünf Uhr kam de Terra, etwa eine Stunde später die Karawane. Das Wasser ist vorzüglich, herrlich kalt und das Gras im Umkreise von etwa zweihundert Metern gut. Dann jedoch versickert das befruchtende Naß schon wieder im Kies und Sand der vegetationslosen Wüste, die sich stundenweit ausdehnt.

Am Abend feierten wir diese Quelle mit einem Cocktail!“

Das Aneroid zeigte nur noch fünftausend Meter. Ob die geringere Höhe oder der Alkohol schuld waren an meinem herrlichen Schläfe, der mich in der folgenden Nacht erfrischte, weiß ich nicht. Voll großer Pläne kam ich am andern Morgen zum Früh-

stückstisch. Ich wollte den wilden Yak, den ich am Vorabend gesehen hatte, jagen. Mit Sabur Malik und Azis Scheik, den kleinen Ladakhi mit der Goldplombe im Munde, verließ ich um halb zehn Uhr das Lager. Wieder kreuzten wir das breite, ausgetrocknete Flußbett und stiegen dann gegen das kleine Seitental hinauf, in dem ich das Tier tags zuvor gesichtet hatte. Sobald wir um den Felsvorsprung kamen, sahen wir einen schwarzen Punkt langsam vom südlichen Kamm heruntersteigen. Dies zwang uns zu einem gewaltigen Umweg rund um die hohen Schieferberge. Es gab tüchtige Kletterarbeit, und als wir endlich auf der Anhöhe anlangten, war weit und breit nichts von meinem Wild zu sehen. Es mußte wohl tiefer gegangen sein. Ein Felsrücken verwehrte mir den Blick ins Tal hinab. Im Eiltempo erreichten wir den Grat, als Sabur Malik plötzlich flach auf dem Boden liegen blieb und sich nicht rührte. Er hatte den Yak wiederum über uns gesehen. Uns blieb nichts anderes übrig, als neuerdings um eine Bergkuppe herumzuturnen. Die Situation war wenig günstig, der schwarze, zottige Yak weidete aufwärts, dem uns gegenüberliegenden Sattel zu, zu weit weg, um ihn schießen zu können. Ein nochmaliger Umweg brachte uns auf den Grat, von dem aus ich den Aksai-Tschin-See erblickte; doch diesmal hatte ich keine Zeit, mich lange umzusehen und das herrliche Panorama zu bewundern. Vorsichtig schlichen wir vorwärts. Die Schuhe, deren Nägel auf den kleinen glatten Schieferplatten ständig klirrten, hatten wir ausgezogen. Der Yak hatte sich inzwischen auf einer kleinen Terrasse zur Mittagsruhe hingelegt und schien sich von seinem wenig anstrengenden Morgenspaziergang auszuruhen. Noch blieb uns Zeit, näher heranzuschleichen. Endlich war ich an der Stelle, die mir ein günstiges Schußfeld gewährte. Langsam, majestätisch graste nun das schöne Tier. Ich wartete fünf, zehn Minuten, dann fiel der erste Schuß. Es drehte sich wütend im Kreise und schien den Angreifer zu suchen, um ihn mit seinen gewaltigen Hörnern zu bearbeiten, da drückte ich den Hahn zum zweiten Male. Ein Blutstrahl schoß hoch auf; die Beute war mir sicher. Laut aufjauchzend rief der neben mir liegende Sabur Malik den Azis Scheik herbei, der oben auf dem Grate zurückgeblieben war. Die

letzten Zuckungen durchheilten den Körper, als mein Begleiter dem gewaltigen Koloß nach mohammedanischer Sitte die Halsader durchschnitt, um dessen Fleisch nachher genießen zu können. Es war ein Stier, vielleicht zehn bis zwölf Jahre alt; am Unterleibe hingen die langen, zottigen Haare bis auf den Boden, während sie auf dem Rücken, kurz und fein anzufühlen, glänzten. Die großen Hufe sahen gelblichrosig aus, die Hörner waren schön aufwärts gedreht. Sabur Malik war überglücklich, er war oft mit gewesen auf der Jagd, aber dies war der erste wilde Yak, den er vor sich liegen sah. Als Azis Scheik ankam, umarmte er ihn vor Freude und Begeisterung, und dann ging er an die Arbeit.

Das gab nun wieder Fleisch für uns und unsere Leute, die schon seit einigen Tagen unzufrieden waren, weil ich ihnen das Schaf, das sie schlachten wollten, verweigert hatte. Von nun an kamen Steaks am Morgen auf den Tisch, sie erschienen mittags und verbreiteten abends ihren Duft, wenn der Wind vom Küchenzelt her wehte. Alles schien in rosiger Stimmung zu sein. Die Kulis sangen an ihrem Lagerfeuer, über dem sie den ganzen folgenden Tag Yakfleisch kochten und brieten.

Doch schon beim Nachmittagstee gab's eine Trübung. Der Zucker, der nach meiner Berechnung für einen Monat hätte reichen sollen, war schon am Dreizehnten zu Ende; ich wollte von Abdul darüber Auskunft haben. Draufhin große Entrüstung. Tränen kamen meinem Diener; er stellte mit lauter Stimme Betrachtungen über die Sahibs an, die alle gleich seien und einen treuen Diener ‚damn liar‘ nennen, während der Dieb ein guter Bedienter geheißen werde.“

Das alles änderte jedoch nichts an der Tatsache, daß der Zucker zu Ende ging. Konserven waren noch wenige vorhanden, Eier schon seit Wochen aufgebraucht. Gemüse gab's hier oben nicht, nur Fleisch war da, Fleisch in Hülle und Fülle. Es hatte einen Beigeschmack von Moschus, aber daran gewöhnte man sich bald. Die Ansprüche wurden um so geringer, je mehr der Winter heranrückte, der uns auf keinen Fall hier oben überraschen durfte.

Zwei Tage später diskutierten wir beim Nachmittagskaffee im Lager am Aksai-Tsching-See die Situation. Daß wir nach Westen,

statt wie im ursprünglichen Plane vorgesehen nach Osten, ziehen wollten, war bereits beschlossene Sache. Nun blieb uns nichts anderes übrig, als alles entbehrliche Gepäck hier oben zu lassen. Noch waren es rund zweihundert Kilometer bis nach Suget-Karaul oder Schahidula, wo wir hofften, unsere Vorräte erneuern zu können.

Wieder einmal, wie schon so oft, wurden Kisten, Wäschesäcke und Koffer umgepackt und einer Revision unterzogen. Wir einigten uns gegenseitig auf das, was uns das Notwendigste schien, das andere: Sammlungen, Kinoapparate, photographisches Material, Kleider wurden auf sieben Yaks nach der kleinen Terrasse geschafft, die zwischen dem Südufer des Sees und dem Bergvorsprung lag. Hier wurde alles zu einer kleinen Pyramide zusammengestellt — wie ein Sarkophag oder das Grab eines reichen Mohammedaners sah sie aus —, die beiden Hälften meiner äußeren Zeltleinwand darüber gedeckt und schließlich mit Stricken fest umbunden.

Dann nahm ich den Rückweg über die alten Seetonterrassen, die ungefähr dreißig Meter vom Ufer entfernt sind. Ich hoffte dort die Höhle eines Wolfes oder Schakals zu entdecken, deren Spuren ich überall gesehen hatte. Allein es war nichts zu finden. Mir schien, als ob die Tiere in Rudeln zu einer bestimmten Jahreszeit hier durchzögen und ihre Beute in den verschiedenen kleinen Tälern und Schluchten holen würden. Überall fand ich Skelette von Antilopen, Wildeseln und Yaks. Oft machte es den Eindruck, als ob diese Tiere von ihren Verfolgern in den See hinausgetrieben würden; einzelne Leichen lagen halb aufgefressen in den bitter-salzigen Lagunen.

Nachmittags Revision der Tiere. Fünf Yaks waren derart schwach, daß sie kaum mehr stehen konnten. Eine Kugel erlöste sie von weiteren Leiden.

Wieder ein Tag, es war bereits der 17. September. Leute und Tiere marschierten anfangs leidlich gut. Es brauchte allerdings von Zeit zu Zeit eine Aufmunterung. Aber schon gegen Mittag fing der weiß-und-schwarz-gefleckte Yak an, sich ständig niederzulegen. Andere folgten ihm, und nachdem wir unser kurzes

Mittagessen eingenommen hatten, zählte ich bereits sieben zurückgebliebene Tiere. Noch rückten wir bis etwa zur Mitte des Westufers vor, wo gute Grasplätze waren, jedoch kein Wasser. Zwölf Yaks erreichten das Lager, die übrigen lagen unterwegs und kennzeichneten unsere Marschroute; aber auch von dem uns treugebliebenen Dutzend waren zwei oder drei am Ende ihrer Kräfte angelangt, so daß am folgenden Tage mit kaum mehr als zehn Tieren zu rechnen war.

Wieder wurde Kriegsrat gehalten, wie schon so oft. Sollte einer von uns mit zehn, fünfzehn Schafen in Eilmärschen vorausgehen, um im Karakaschtale eine Hilfskarawane zu organisieren, sollten wir Europäer zusammen hinunterziehen und Gepäck und Yaks unter der Aufsicht einiger Kulis hier oben lassen, oder war es besser, zusammen zu bleiben?

Am 20. September war die Tinte in meinem Füllfederhalter gefroren. Die Eintragungen ins Tagebuch wurden mit dem Bleistift gemacht. Eine lange, beschwerliche Rekognoszierung lag hinter mir. Ich saß in meinem Zelt, am selben Fleck wie vor drei Tagen, während meine beiden Begleiter sich am Südufer des Aksai-Tschin-Sees aufhielten. Ich will einige Notizen aus meinem Tagebuch anführen:

„Am 18. September stand ich um halb vier Uhr auf und bereitete auf dem Meta-Kocher mit dem Rest des schmutzigen Wassers, das uns verblieb, das Frühstück. Es war etwas spärlich. Jeder von uns erhielt eine halbe Tasse Tee, mehr gab's nicht, auch für die Feldflaschen blieb nichts übrig. Noch war es Nacht, als de Terra und ich aufbrachen, um Wasser zu suchen. Hoch stand der Mond am Himmel und ließ uns den Weg mühelos finden. De Terra ging nach Norden, ich nach Westen. Bevor wir uns trennten, schärften wir unseren Leuten nochmals ein, daß sie spätere Meldungen zum schwarzen Felsen bringen müßten, der nun vor uns lag.

An den Bergen westlich des Lagers war nichts zu sehen. Vor mir lag, nach stundenlanger Wanderung, eine breite trockene Ebene ohne einen grünen Halm, im Nordwesten tauchte eine Bergkette auf, deren zahlreiche Wasserläufe alle ihre ausgetrock-

neten Rinnen zeigten. Nichts als die tiefen Einschnitte erinnerten daran, daß es hier in früheren Zeiten Wasser gegeben hatte. Jenseits des Passes dasselbe Bild: eine ausgetrocknete Talsohle, ein neuer Hügelzug, ebenso kahl, ebenso trostlos wie der überschrittene. Der Zeiger der Uhr rückte ständig vorwärts. Bis um neun Uhr sollte ich eine Meldung nach hinten senden. Aber vorerst wollte ich noch den nächsten Bergrücken erklimmen und Ausschau halten. Ich hielt auf den Paß zu und erreichte ihn kurz vor halb neun Uhr. Wiederum eine Ebene zu meinen Füßen, doch diesmal von kleinen blauen Stellen unterbrochen: *Wasser!* Dann schrieb ich meine Meldung und sandte Subhana, meinen Begleiter, damit weg, indem ich ihm noch die Richtung einschärfte, die er einschlagen sollte. Eine Weile ruhte ich mich flach auf den Boden hingestreckt aus, dann erstieg ich den nahen Berg. Was ich vor mir sah, konnten nur die Salzsümpfe sein, die Sir Aurel Stein in seine Karte eingetragen hatte und in deren Umgebung er durch Graben auch auf Süßwasser gestoßen war. Ein zerschnittener, langgezogener Bergzug ragte weit in diese Salzebene hinaus, dahinter lagen die dunklen Berge des Kuen-lun-Gebirges mit ihren weißen Schneerücken und den gewaltigen Gletschern. Wenn ich nur etwas wenigens von ihren Wassern hätte herbeischaffen können!

Sieben Stunden lang — bis um vier Uhr, wartete ich, allein niemand erschien mit einer Rückmeldung; ich mußte talwärts gehen und unser Lager aufsuchen, von dessen Lage ich keine Ahnung hatte. Mir blieb nichts anderes übrig, als vorerst wieder an den See hinabzusteigen, um von dort aus den Spuren zu folgen, welche die Karawane hinterlassen haben mußte, falls es mir nicht vorher gelingen sollte, auf einen unserer Tibeter zu stoßen. Die Nacht sank langsam hernieder; als ich den niederen Paß erreichte, den ich bereits am frühen Morgen überschritten hatte und von dem aus ich den See wiederum sehen konnte, fing es an dunkler und dunkler zu werden. Ich hielt auf das See-Ende zu, allein es wurde immer schwieriger, sich zu orientieren. Die Ebene vor mir schien auf einmal ins Unendliche gewachsen zu sein, die Berge rückten weiter und weiter weg. Ich trottete müde vorwärts,

Kurram neben mir, ohne daß es mir möglich schien, je ans Ende zu gelangen. Jede Viertelstunde mußte ich mich hinlegen und ausruhen; oft schlief ich für fünf, zehn Minuten ein, um dann mit einem Ruck zu erwachen und von neuem wieder auf dieser endlosen Ebene weiterzupilgern. Um sieben Uhr war es schon so dunkel, daß ich nichts mehr sah, keine Berge, keine Hügel, keinen See. Am ratsamsten war es wohl, sich hinzulegen, auf den Mond zu warten, der allerdings kaum vor Mitternacht aufgehen würde. Meine Glieder waren warm, zudem hatte ich noch Kurram mit mir, den ich auf die Windseite vor mich hin legte. Sollte ich einschlafen, um in dieser eisigkalten Nacht nicht mehr zu erwachen? Über mich blies der Nordwind hinweg; er berührte mich kaum, denn ich hatte mir im Sand und Schotter eine kleine Grube ausgehöhlt und starrte in die wundervolle Sternennacht hinaus. Langsam rückten diese fremden Weltenkörper am Firmamente vorwärts; einer nach dem andern verschwand mit einem letzten Aufleuchten hinter den schwarzen Bergen, neue erschienen im Osten, immer mehr kamen, segelten lautlos, erhaben und schön durch den weiten Weltenraum. Eine Stunde mochte ich so gelegen haben. Die Kälte hatte meine Füße ergriffen, als ich plötzlich am Horizonte etwas aufleuchten sah. Schon glaubte ich ein Signal zu erkennen, durch den Feldstecher gesehen war es jedoch nichts anderes als ein neuer Stern. Wieder wanderte ich weiter, rund um meine kleine Höhle herum, bis ich das Blut in den Zehen spürte; dann legte ich mich hin, sprach laut mit Kurram, um vor Müdigkeit nicht einzuschlafen, stand wieder auf, bis endlich um halb zwölf ein breiter, goldener Streifen im Osten das Nahen des Mondes ankündigte.

Hierauf ging's kreuz und quer über die alten Seeterrassen; nach einer halben Stunde fand ich die Spuren. Todmüde folgte ich ihnen nach Osten, in der entgegengesetzten Richtung unserer Marschroute. Das ließ mich vermuten, daß de Terra Wasser gefunden hatte, und dieser Gedanke trieb mich stetig vorwärts. Um zwei Uhr stieß ich auf die ersten zusammengebrochenen Yaks, vier Stück, die mit ihren langen Schatten, die der helle Mondschein warf, wie riesige Gespenster aussahen. Kurram





knurrte, zum Bellen war er zu müde. Eine Stunde später tauchte ein Lichtschimmer auf; um halb vier Uhr war ich endlich im Lager. Auf zwei aufeinandergestellten Koffern brannte eine Laterne, das Signal für mich. In Habibullahs Zelt war auch noch Licht, sonst aber schien Grabesruhe über das Lager ausgebreitet. Mein Zelt war aufgerichtet; rasch entledigte ich mich einiger Kleidungsstücke, und mit eiskalten Füßen und schlotternden Gliedern kroch ich in meinen pelzgefütterten Schlafsack.

Allein niemand schien zu schlafen. Das Knarren des Feldbettes, das Geräusch der Zelttüre brachte de Terra und bald darauf Trinkler in meine dunkle Behausung. Sie hatten Subhana und Punzok mit Decken und etwas Essen mir entgegen geschickt; für mich bestellten sie bei Habiba, der ebenfalls seinen Kopf ins Zelt hinein steckte, Tee mit Kognak. Er schmeckte salzig und reizte zum Erbrechen. Wasser war keines gefunden worden — doch, es war welches da, das die Kulis beim Graben bis in Meter-tiefe fanden; es war bittersalzig, eine braune, schmutzige Brühe.

Um welche Zeit die Karawane abmarschierte, weiß ich nicht mehr, ich kann mich auch nicht mehr erinnern, warum dieser ganze Tagesmarsch nach Osten gemacht wurde. Halb im Schlaf hörte ich noch, wie de Terra mir vom Rückmarsch über das Ostufer nach Süden, zum alten Lagerplatz sprach, auf dem wir vor vier Tagen Wasser und Weide gehabt hatten. Ich sollte später nachkommen, sobald ich etwas ausgeruht hatte. Dann fiel ich in einen tiefen, herrlichen Schlaf. Vierundzwanzig Stunden war ich unterwegs gewesen, in mehr als fünftausend Meter Höhe und ohne einen Schluck erfrischenden Wassers zu haben.

Um zehn Uhr öffnete Abdul, der bei mir geblieben war, das Zelt und meldete, daß Zeang-Zeang zurückgekehrt und daß die Sahibs unterwegs großen Schwierigkeiten begegnet seien.

Ich frühstückte — ohne Tee, dann trat ich mit vier maroden Yaks den Rückweg an. Um zwei Uhr tauchte plötzlich die Karawane am Nordufer vor mir auf. Was war vorgefallen? Weshalb war man umgekehrt? Ich eilte ihr nach, denn die Schafe trugen einen Teil der Verpflegung, und ich hatte nichts Eßbares mehr

mit mir, da Dr. Trinkler mir die Mahlzeit, die Subhana und Punzok bei sich trugen, als Mittagessen zugedacht hatte.

In der Nähe des alten Lagerplatzes grasten die Tiere, und dort holte ich sie ein. Schon war es vier Uhr, zu spät und unmöglich, um mit der beladenen Karawane das Südufer und die dortigen Quellen zu erreichen. Meine Yaks waren noch stundenweit zurück, zwei davon bereits zusammengebrochen, ich selber der Erschöpfung nahe.

Hier ließ ich das Gepäck abladen, um die Tiere ohne Lasten so rasch als möglich ans Wasser zu bringen, ehe weitere Verluste eintraten. Dann sandte ich das kleine Zelt, Decken, Mäntel, kurzum das Allernotwendigste, und nun konnte ich an mein vergessenes Mittagessen denken. Eine Büchse Ananas fand sich. Nie in meinem ganzen Leben hat mir Ananas so vorzüglich geschmeckt, wie diese vier kleinen Schnitten mit dem dazugehörenden Fruchtsaft.“ —

Um halb ein Uhr folgenden Tages kamen drei Yaks mit Wasser und Eis; abends spät trafen Subhana und Punzok in meinem Lager ein. Auch sie waren völlig erschöpft; Subhana hatte den mit Kognak gemischten Tee heimlich ausgetrunken, ohne seinem Kameraden etwas davon zu geben. Punzok, der groß und kräftig gewachsen war, weinte und schluchzte wie ein Kind, sobald ich eine Frage an ihn richtete; die einsame Wanderung hatte dem Gemüte dieses einfachen Menschen bedenklich zugesetzt.

Alles, selbst die Natur schien sich gegen uns verschworen zu haben. Ein orkanartiger Wind fegte über die alten Seeterrassen hinweg, gewaltige Staubwolken und Sandhosen vor sich her schiebend. Kurram, der sonst bei jedem Wetter draußen blieb, kam in mein Zelt gekrochen, legte sich still verwundert unter mein Bett und schaute mich minutenlang mit großen Augen an. Was konnte er von all diesen Ereignissen verstehen?

Zwei Tage später waren wir alle wieder am Südufer vereinigt. Sieben weitere Tiere hatte dieser Marsch in die wasserlose Wüste gekostet. Die Leute waren vollständig energielos geworden, immer mußte einer von uns Europäern die gegebenen Befehle bis in alle Einzelheiten kontrollieren, sonst wurden sie nicht oder schlecht ausgeführt. Habibullah ließ, trotz der bösen Erfahrung am Sirigh-

Jilganang-Kul, die Yaks ohne Bewachung laufen, so daß sie am Abend zuerst gesucht werden mußten. Sonam Tsering, statt den Schafen den Zutritt zu dem salzigen Gras am See zu verwehren, baute kleine Gebetsmäuerchen, um seine Götter günstig zu stimmen; einzig Sabur Malik arbeitete bescheiden, ruhig wie immer, als ob er auf dem Felde seines kleinen Heimwesens in Stok wäre.

Eine neue Kontrolle des Gepäcks wurde angeordnet, Überflüssiges sollte zurückgelassen und auf die schon bestehende Pyramide — den kleinen Sarkophag — gelegt werden. Wie anspruchslos der Mensch doch wird, wenn die Notwendigkeit an ihn herantritt, mit wie wenig er auskommen kann! Der kleine Haufen am Hang wuchs und wurde größer und größer, wie der Sockel zu einem Denkmal sah er aus, als die Zeltleinwand wieder mit den Stricken festgebunden war. Ein Denkmal des Kampfes und der Niederlage.

Noch acht Yaks lebten, als wir am 24. September endlich weiter reisten. Von den Schafen konnten mehrere frei und ohne Lasten gehen; ich hatte Wert darauf gelegt, einige Reserven zu haben. Dr. de Terra hatte unweit des Lagers subfossiles Eis gefunden. Vier Yaks wurden damit beladen; die übrigen Tiere schleppten unsere wenigen Habseligkeiten, die außer der Verpflegung aus einer Ersatzgarnitur Wäsche bestand, ferner das kleine Zelt, das gerade so groß war, daß ich mich darin im Schlafsack ohne Feldbett ausstrecken konnte. Dr. Trinkler und Dr. de Terra bewohnten zusammen ein Zelt, das sich nötigenfalls in mehrere Schaflasten aufteilen ließ.

Den zu gehenden Weg kannten wir alle zur Genüge, er führte über die steinige Ebene dem Westufer des Sees entgegen und von dort nordwärts, der Bergkette zu, die ich am 18. September beim Wassersuchen erstiegen hatte. Auf einer größeren Grasfläche am Hang einer kleineren Erdwelle wurde das Lager aufgeschlagen; statt acht kamen nur sieben Yaks an. Doch daran hatten wir uns bereits gewöhnt und nahmen die Meldung ohne große Aufregung entgegen. Aufhalten konnten wir uns nicht mehr, für uns gab es nur eine Lösung: vorwärts.

De Terra hatte das mitgeführte Eis in Verwahrung; ein Sack voll wurde für die Kulis, ein weiterer für die Tiere geschmolzen. Abends saßen wir alle um den zusammenklappbaren Tisch aus Kaschmir in de Terras kleinem Zelt, das gerade groß genug war, um jede Bewegung der in ihre Pelzmäntel gehüllten Insassen auf die ganze kleine Behausung zu übertragen.

Zwei Tage lang ging es durch die Salzsümpfe, in denen zahlreiche festgetretene, von Ost nach West verlaufende Antilopenpfade, wie sie die Gemen im Gebirge anlegen, daran erinnerten, daß selbst in dieser trostlosen Einöde, die von Sir Aurel Stein eine „Mondlandschaft“ genannt worden war, noch Lebewesen vorkamen, die vielleicht auf ihrer jährlichen Wanderschaft oder auf der Suche nach neuen Gras- und Wasserplätzen hier durchkommen mochten. Nicht die geringste Spur von Vegetation war zu sehen; nichts als zahlreiche alte Seeterrassen, die ringförmig, wie riesige Rennbahnen oder Sitzreihen eines Amphitheaters sich um die tiefergelegenen Salzsümpfe gruppierten, die gleichsam die Bühne waren, auf welcher der letzte Akt eines gewaltigen Naturschauspieles aufgeführt wurde: das langsame Austrocknen eines früheren Sees. Von Westen her ragte, schwarz und schroff, die Felsrippe in die Ebene hinein, die ich schon vor einer Woche von meinem Beobachterstandpunkt aus gesehen hatte. In den adriablauen Wassern der schlammigen Untiefen spiegelten sich die hellen Felsblöcke und ihre dunklen, violetten Schatten.

Eine Überraschung gab's an diesem Tage: es kamen alle Tiere an. Im vertrockneten Flußbette hatte Zeang-Zeang nach Wasser gegraben; eine schmutziggelbe Brühe kam zum Vorschein, mit welcher die Yaks und die Schafe getränkt werden konnten.

Dies sollte das letzte wasserarme Lager sein. Die größten Schwierigkeiten waren überwunden, und schon folgenden Tags konnten wir, falls Verlaß auf die Steinsche Karte war, an einen frisch sprudelnden Bergbach kommen.

Während ich die Befehle für den morgigen Tag an die Karawanenleute gab, sank die Sonne langsam, groß und schön im Westen. Jeder Stein warf einen meterlangen, metallglänzenden

Schatten, die der Landschaft ein phantastisches, märchenhaftes Aussehen gaben. Da, wo die Sonne hinter die Berge gesunken war, erschien nun ein goldener Halbkreis, der langsam, stetig wuchs, bis er sich unbemerkt im dunkler werdenden Abendhimmel auflöste, an welchem die weichen Linien der Hügel und Erdwellen bald nur noch als schwarze Silhouetten gezeichnet waren.

Rasch, wie schon lange nicht mehr, ging der Aufbruch am folgenden Morgen vor sich. Die Karawanenleute hatten kein Lagerfeuer gehabt, nichts Brennbares war aufzutreiben gewesen; wir alle waren froh, nach dieser kalten Nacht einen tüchtigen, die Glieder wärmenden Marsch antreten zu können. Einige Enten hatten sich auf ihrer Reise von Zentralasien nach Indien hierher verirrt und schwammen nun auf den kleinen Salztümpeln herum. Dann wieder stundenlang kein Lebewesen, keine Spinne oder Fliege, kein Hälmchen, selbst die Antilopenspuren fehlten auf den vertrockneten, sandigen Terrassen, die oft zehn Meter hoch über dem Talboden lagen. Gegen zehn Uhr waren wir am nördlichen Ende der Seelandschaft; ein fächerartiger Schuttwall, Ablagerungen eines einstigen Flusses, zwang uns zu einem weiten Umwege. Eine Stunde später standen wir vor den alten Wegzeichen, die Sir Aurel Stein in seinen Karten eingetragen und welche die alte, heute vergessene Karawanenstraße, die Chinesisch-Turkistan mit Leh verband, kennzeichneten. Drei, vier Schieferplatten waren aneinandergelegt, darüber lag ein langer, dünner Stein, der die Marschrichtung angab.

„Wasser, Wasser!“ — Wie ein Lauffeuer ging dieser Ruf nach hinten. Selbst die Schafe schienen menschliche Worte zu verstehen; sie trabten nach vorne, ihre kleinen Lastsäcke auf dem Rücken hin und her werfend. Ein Bächlein war es nur, das irgendwo herkam und rasch im groben Sande und Schotter versiegte. Seine Ränder waren mit einer weißen Eisschicht überzogen. Viel war es nicht, das da durch die schmale Rinne rieselte, aber je weiter wir dem Tale aufwärts folgten, um so bedeutender wurde dieser Wasserlauf.

Lange warteten wir hinter einer schützenden Felsrippe auf die Yakkarawane. Ein Sandsturm fegte durch das Tal, in welchem

sich vereinzelt Weideplätze und wenige polsterförmige Sträucher befanden, die dort Burtze genannt werden. Ich wanderte nach der anderen Talseite, wo sich Überreste früherer Lager, alte Asche und vom Rauch geschwärzte Steine fanden. Wie lange mochte es her sein, seit Menschen hier gehaust hatten? Im Westen lag ein tiefer Sattel, eine kleine Steinpyramide war zu erkennen: das mußte der Khitai-Dawan sein, der Paß, der ins Karakaschtal und nach Chinesisch-Turkistan hinüberführte.

Die Nacht brach herein, ehe die Yaks ankamen. Die Schafe weideten schon stundenlang; im leichten Küchenzelt, das sie gebracht hatten, stand das Abendessen bereit, und noch war nichts zu sehen noch zu hören vom Rest der Karawane. In einer kleinen Nische des Felsens brannte eine Kerze, wie ein bescheidenes Altarlicht sah sie aus. Ich legte mich, in meinen Pelzmantel eingewickelt, in mein kleines Zelt. Von Zeit zu Zeit vernahm ich eine leise Stimme aus dem Küchenzelt, in welchem sich Herren und Diener schlafen gelegt hatten; bald wieder knisterte das Feuer, und endlich um elf Uhr nachts rauschte es im Sande: zwei Yaks erschienen mit dem Notwendigsten.

Weitere fünf Yaks wurden am folgenden Tag aus der Liste der Lebenden gestrichen. Es blieben noch derer zwei übrig.

Aus dem Sack, der Sonam Tserings wenige Habseligkeiten enthielt, zog Abdul eine Büchse Erdbeerkonfitüre hervor. Schon vor einigen Tagen verschwanden getrocknete Aprikosen, die in den unverschleißbaren Schafsäcken transportiert worden waren. Sollte hier ein lang gehegter Verdacht seine Bestätigung finden? Heute, da ich dies alles niederschreibe, kann ich dem Mann seinen Fehlgriff verzeihen. Damals am Fuße des Khitai Dawan, als Küchentücher, Säcke und Aprikosen aus dem von jahrealtem Schmutz strotzenden Sack geholt wurden, überkam mich eine maßlose Wut, die Wut des armen Reichen, der sein klein gewordenes Besitztum angetastet sieht!

Im Neuschnee zogen wir den Hang entlang, der nach dem Khitai Dawan führte. Die beiden Yaks waren schwer beladen; den Rest des Gepäcks schleppten die Ladakher. Es waren keine leichten Lasten, allein uns blieb keine andere Lösung. Dichter

Nebel lag über dem Talboden; als wir jedoch die Steinpyramide erreicht hatten, entschädigte uns ein Blick rückwärts für all die geübten Mühen und Sorgen. Keilförmig lag das weiße Tal zu unseren Füßen und verlor sich in der stillen Ebene. Wie ein gewaltiges, erstarrtes Meer lagen die zahllosen Erdwellen vor uns, über denen schwere, graue Schneewolken hingen, die bald die Sonne verdunkelten.

Wenig bleibt mehr zu berichten über den Abstieg ins Karakaschtal; tiefer und tiefer ging's, an den primitiven Steinmauern von Haji-Langar, einem der obersten Weideplätze der Kirgisen, vorbei nach dem breiteren Tale, in welchem wir den Fluß vermuteten. Auf den ersten Blick schien es, als ob das Wasser im Kiesbett versiegen würde. Als ich jedoch einen Lagerplatz hinter den Felsen suchte, die Schutz gegen den heftigen Westwind gewähren sollten, da lag plötzlich ein breiter Strom vor mir, wie ich ihn seit dem Verlassen des Industales nicht mehr gesehen hatte. Seine Wasser waren schmutziggelb und kalt, seltsam gurgelten die Wellen unter den gehöhlten Felsen. Hier verbrachten wir eine Nacht. Am nächsten Tage standen die Zelte in Abdul Ghafuer Langar, wo Tamariskensträucher ein gutes Feuer und erfrorenes Gras Futter für die Tiere gaben. Stundenlang saßen wir am Wasser, das herrlich ruhig dahinfloß, Eisschollen mit sich führend. Seit Wochen hatten wir diesen Anblick ersehnt. Das Gesicht ins Wasser zu tauchen — Welch ein Genuß! Die kalte Abwaschung wurde zu einem Fest nach all den Tagen ohne Wasser.

## Wieder unter Menschen!

**M**enschen, Sahib, Menschen!“ —

Habiba zeigte aufgeregt auf die mit dichtem Gestrüpp überwachsene Ebene, in welcher sich einige dunkle Kreise befanden, vor denen ab und zu weiße und rote Punkte auftauchten. Es waren die ersten Kirgisen, die ersten Menschen, denen wir seit mehr als zwei Monaten begegnen sollten. Ich hätte nie geglaubt, daß mich das Auftauchen einer solch ärmlichen menschlichen Wohnung derart erregen könnte. Menschen waren wiederum vor uns, die trostlose Steinwüste lag endgültig hinter uns.

Doch ich bin den Ereignissen, wie sie sich zeitlich abspielten, vorausgeeilt. Es fehlte nicht an Überraschungen in diesen Tagen. Die erste: eines Abends kam nur noch ein Yak ins Lager, der letzte. Ob er wohl durchhalten würde? Die zweite: eines Morgens fanden wir vier zahme Yaks, drei junge und eine Kuh, grasend auf der Weide. Die dritte: Pferde- und Menschenspuren wurden immer häufiger. Die vierte: ein süßlicher Geruch im Kengschawar, dem Dr. de Terra nachging, und der schließlich zu einem großen Kirgisenfriedhof führte.

Der Verlust des zweitletzten Transporttieres berührte uns nicht besonders; die Kulis schlachteten es und hatten einen guten Tag nach all den fleischlosen Wochen. Die weidenden Yaks wurden als ein Geschenk des Himmels und aller guten Geister angesehen; die Kulis konnten nun entlastet werden; die Fuß- und Hufabdrücke im Sande wirkten belebend auf uns alle, und wo es Tote zu beerdigen gab, da mußten auch lebende Menschen sein. Als wir bald darauf, nach langer Begrüßung, im runden Filzzelt bei den gastfreundlichen Kirgisen saßen, da wollte die Freude kein Ende nehmen. Allen stand eine bisher ungekannte Lebenslust auf dem Gesichte geschrieben. Für Menschen, die mir unter anderen Um-



19. Der alte König von Ladakh, der sich ins Kloster zurückgezogen und die weltlichen Ehren an seinen Sohn weitergegeben hat



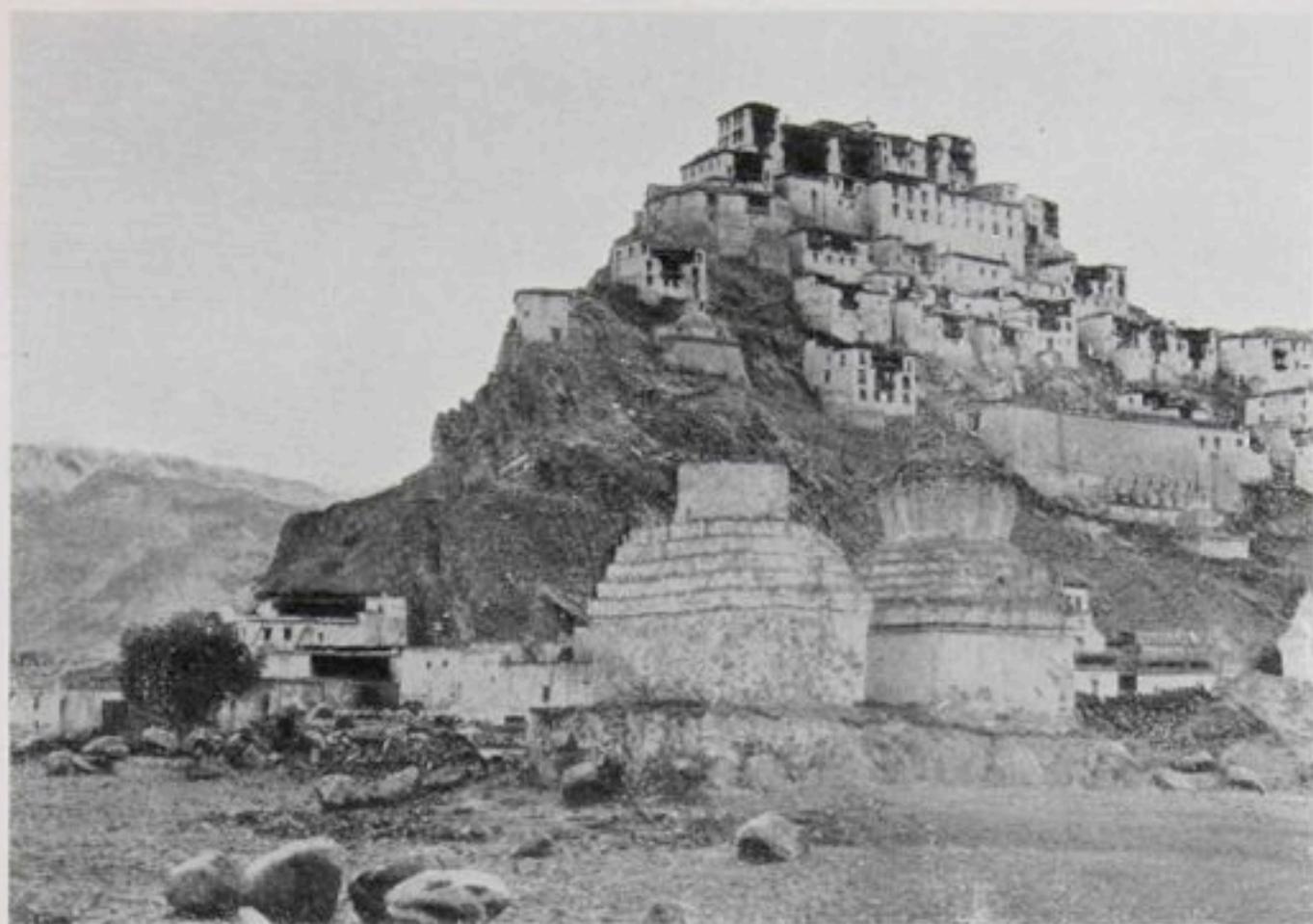
20. Der König von Ladakh (in der Mitte). Links die Königinmutter, rechts die junge Königin mit der kleinen Prinzessin



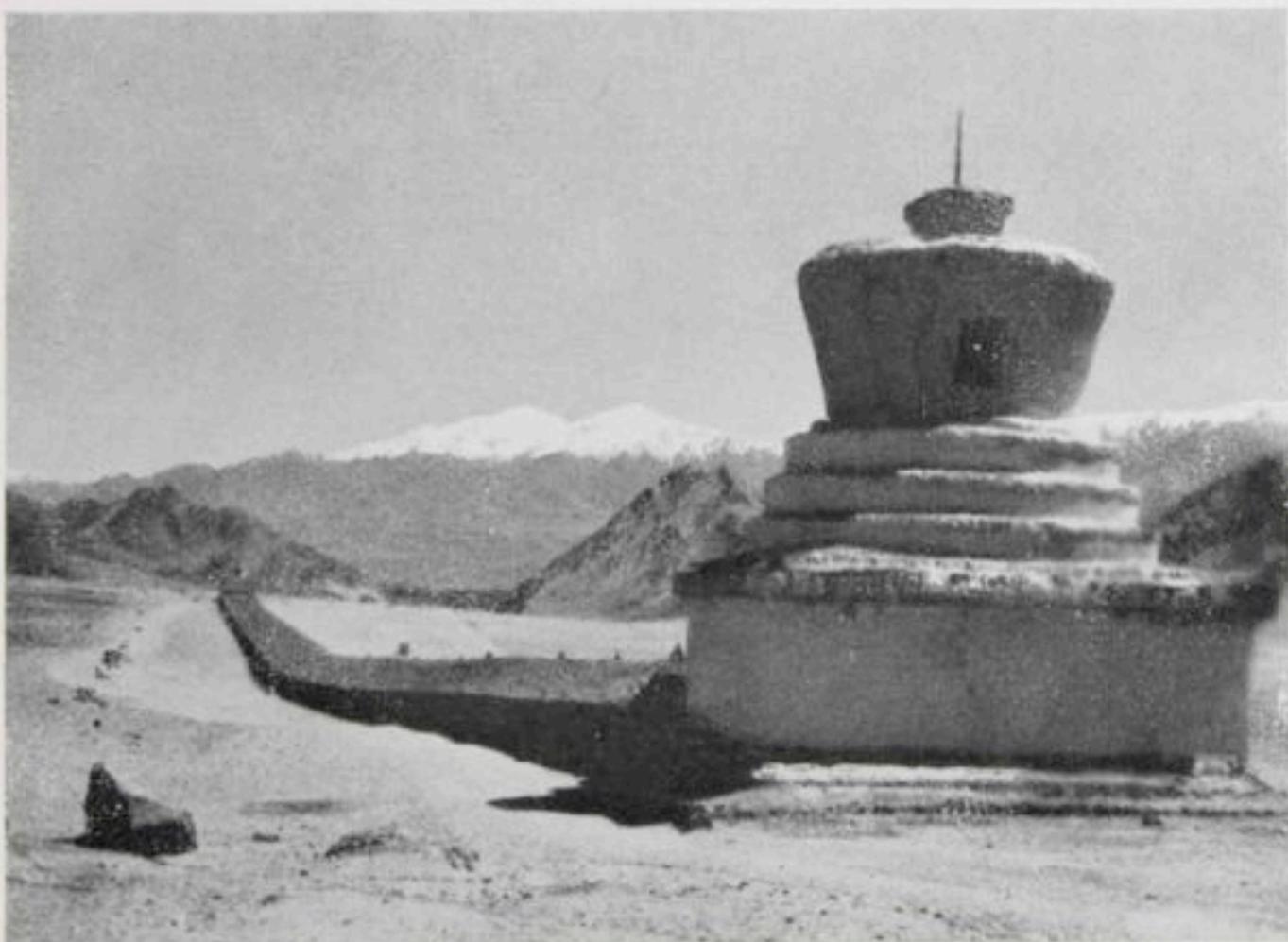
21. Die königliche Küche



22. Leh mit dem Schloß der Könige von Ladakh



23. Das Kloster Tikze



24. Die längste Gebetsmauer von Westtibet



25. Tibetische Frauen während der  
Lamatänze in Hemis



26. Der kleine Skuschok von Spitok mit  
seinen beiden Lehrern

ständen völlig gleichgültig gewesen wären und die ich höchstens als Kuriosum des menschlichen Lebens bestaunt hätte, fühlte ich plötzlich eine tiefe Freundschaft und Hinneigung, wie für jemanden, der mir die Welt und das Leben neu geschenkt hat.

Eine alte Frau mit hohem, weißem Kopfputz und einem sympathischen Gesichte holte aus einem Lederetui drei Porzellantassen hervor, die sie mit Yakmilch füllte. Auf einem Tuche vor uns lagen braune, knusperige Brote. Sabur Malik machte den Dolmetscher; es gab viel zu erzählen, und auch Kranke waren da oben. De Terra mußte der Frau den Puls fühlen, die über Schmerzen am ganzen Körper klagte; gewiß würde dieser weiße Sahib imstande sein, sie von den bösen Geistern, die sie plagten, zu befreien.

Bald erschien die Schafherde. Die Frauen sprangen wie fröhlich lachende Kinder auf die andere Flußseite hinüber; neues Fragen begann über den unbekanntem Weg, den wir gekommen, neues Staunen über die seltsame Karawane.

An diesem frohen Tage, in Europa schrieb man den 5. Oktober 1927, wurde das Grammophon, das Abdul bisher täglich auf dem Rücken getragen hatte, wieder hervorgeholt. Vor unseren Zelten saßen fünf, sechs, bald sieben und acht Männer, die unablässig den schwarzen Kasten betasteten und sich in ehrfurchtvoller Distanz niedersetzten.

„Herr, ich kenne das, du machst das Geräusch mit der Zunge“ — der gute Alte lachte mit dem ganzen Gesicht; sein Nebenmann lächelte ein feines Lächeln, das eines Aristokraten würdig gewesen wäre. „Rosmarie“, „Valencia“, „Why did I kiss that girl“ und wie die Schlager von 1926 hießen, wechselten miteinander ab. Je mehr Lärm, je mehr Synkopen, je mehr Jazz, um so größer der Beifall der Zuhörerschaft, die dem vorgesetzten Tee laut schlüpfend zusprach. Da lag noch Beethovens Mondscheinsonate. Die Gäste verschwanden, ehe die erste Hälfte zu Ende war.

Auch im Kulilager war Konzert bis spät in die Nacht hinein. Das Butterfaß wurde hervorgezogen; zum erstenmal seit langer Zeit gab's wieder Butterttee.

Wie entsetzlich schmutzig und verwahrlost doch unsere Leute aussahen neben diesen sauber gekleideten Kirgisen in weichen Stiefeln und den bunt gestickten Käppchen!

Der 7. Oktober wurde zu einem zweiten Festtage in dieser Woche. Schon kurz vor Mittag kam ein viereckiger Bau mit hohen Schießscharten in Sicht: das chinesische Fort von Suget-Karaul. Gegen halb drei Uhr standen wir vor den Mauern dieser alten Festung, die eher einer Karawanserei glich. Durch die Schießscharten schoben sich die Köpfe der Menschen, die uns anstauten: Leute in Schaffellmützen und mit mongolischen Gesichtern, andere mit wohlgepflegten Bärten und in buntgestreiften Kleidern.

Zahllose Pferdeleichen lagen etwas abseits vom großen Tor, weggeworfen wie Überreste einstiger Maschinen, ein asiatischer Ford-Friedhof!

Welch buntes Treiben im Hofe! Pferde, Esel von graubrauner Farbe und dunkle Maultiere standen in Gruppen und langen Reihen und fraßen von dem vorgeworfenen Grase. Dazwischen bewegte sich eine bunte Menschenmenge in farbigen Kleidern und weichen Filzschuhen. Ein würdiger Chinese mit großer Brille näherte sich uns. Es war der Amban, der Zollbeamte, der während der Sommermonate hier stationiert ist und den Verkehr auf dieser bedeutenden Karawanenstraße, über welche der gesamte Handel von Chinesisch-Turkistan nach Indien flutet, überwacht.

Zu unserer Begrüßung nahm er seine Brille ab, faßte mit beiden Händen unsere Rechte und murmelte etwas auf chinesisch. In seinem Bureau, das Wohn- und Schlafzimmer wie auch Küche zugleich war, tranken wir von seinem chinesischen Tee. Dann begann die Konversation.

Eine komplizierte Sache, solch eine Unterhaltung! Der Chinese redete seine gutturale Sprache. Sein Übersetzer, der Hadschi Haschim Beg, ein Mann mit einem roten, halb ausgelaufenen Auge, übersetzte ins Osttürkische, Sabur Malik übertrug ins Hindustani, und wenn die Sache dann noch nicht ganz verstanden worden war, mußte Abdul einspringen und in seinem besten Englisch uns erzählen, was soeben gesagt worden war. Ein

langer Weg, auf dem vieles verloren und gefunden werden konnte. Unsere Pässe schienen den Amban wenig zu interessieren, diejenigen unserer Diener schon gar nicht. Oder war es eine bloße Sache des Anstandes, daß er sich damit in unserer Anwesenheit nicht befaßte?

Die Räume, die wir bezogen — es waren die besten im Serai —, waren abscheuliche Löcher. Sonne, Mond und Sterne blickten in den dunklen Stall; so schlecht sahen sie in dem durch eine gründliche Reinigung aufgewirbelten Staub aus, daß de Terra es vorzog, in seinem Zelt außerhalb der Mauer zu hausen. Ich ließ mir Zeit mit dem Bezug meines neuen Quartiers. Im Hofe gab's so viel Interessantes zu sehen. Da waren so viele Menschen, daß ich mich vorerst sattzuschauen wollte. In der Ecke lagen große Ballen mit Filzteppichen, dazwischen in einem kleinen Eisenkäfig zwei grüne Papageien, und wohlgenährte Kaufleute osttürkischer Herkunft bewegten sich behäbigen Schrittes zwischen Waren, Pferden, Hunden und Menschen. Auch ein Restaurant war da. Mehl und Reis waren nicht besonders billig. Wie wäre das auch möglich? Selbst in Europa sind Lebensmittel auf dreitausendsiebenhundert Meter Höhe teuer.

Ein Händler kam auf mich zu und bot mir einen ganzen Teller voll getrockneter Aprikosen und Mandeln an. Nichts wollte er dafür haben, ein Geschenk sollte es sein. Wie die schmeckten! Und erst die billigen (billig in der Qualität) Zigaretten, die uns Abdul auftreiben konnte. Es war wirklich eine Freude zu leben. Ein ganzes Schaf, Hühner, Eier, wieder Aprikosen und Mandeln kamen im Laufe des Nachmittags an.

Karawanen stiegen vom nahen Sugetpaß hernieder, dreißig, vierzig, hundert Pferde, jedes mit einer Glocke am Halse, die alle fröhlich in die öde Steinwüste hinausklinglelten. Ohne besonderen Befehl schwenkte das Leittier in den Hof ein. Binnen kurzem waren die Lasten abgeladen und zu einem Viereck aufgebaut, über dem das zerschlissene Zelttuch gespannt wurde. Nach einer Viertelstunde schon brodelte das Teewasser im kupfernen Kochtopf, und die Karawanenleute saßen fröhlich schwatzend und lachend um das lodernde Feuer. Viel wurde in diesen Tagen über

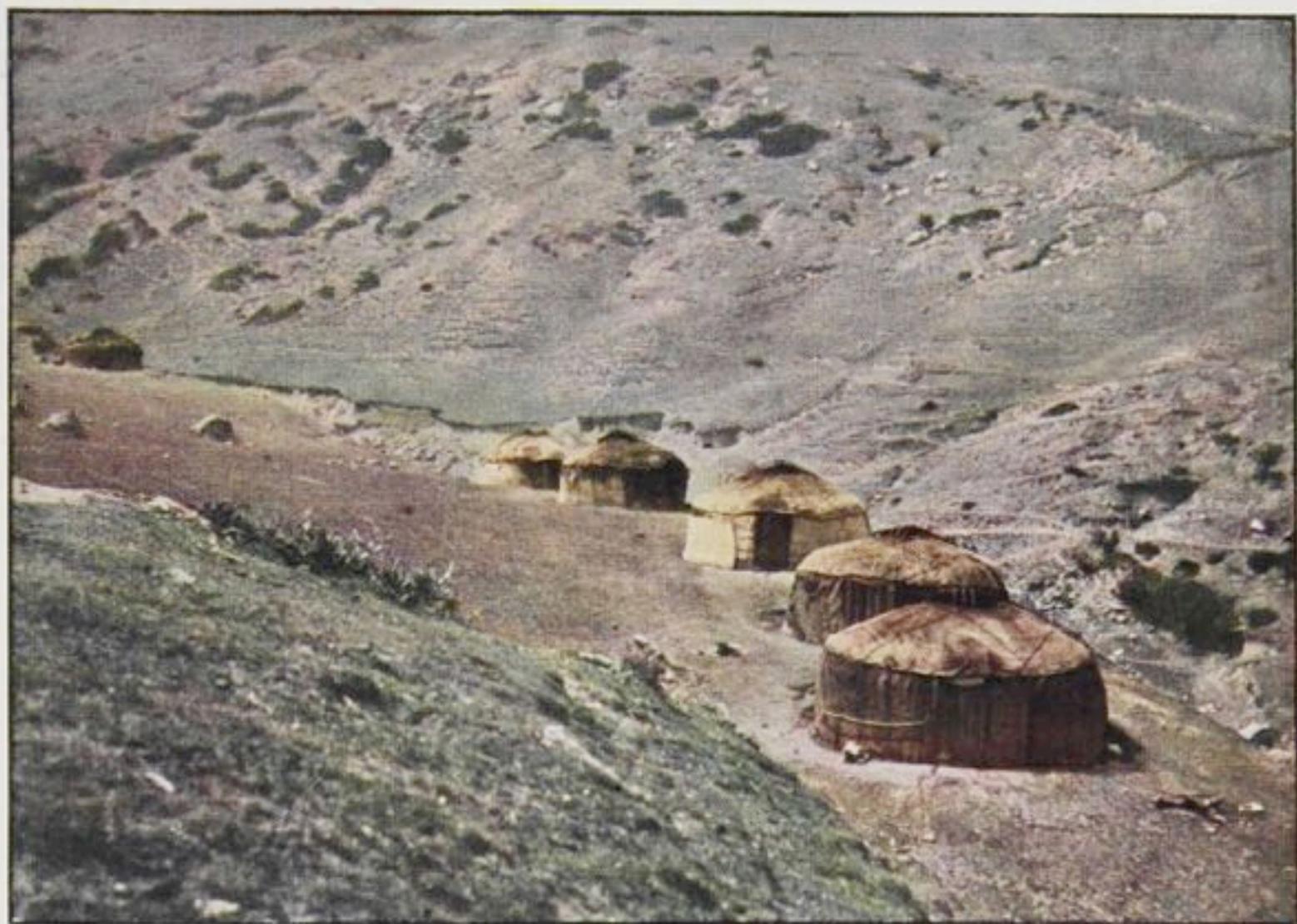
uns geredet, wenn das eingemauerte Viereck wie ein Jahrmarkt aussah, auf dem ein chinesischer Soldat in warm gefütterter, blaugrauer Uniform und einer imponierend langen Pfeife Ordnung hielt.

Am 10. Oktober reisten die Ladakher mit Habibullah über den Karakorum in ihre Heimat zurück. Sabur Malik und Azis Scheik hatten sich bereit erklärt, mit dreizehn gemieteten Kamelen nach dem Aksai-Tschin-See zurückzugehen, um all unser Gepäck — die kleine Pyramide, den Denkmalsockel — nach Jarkent zu transportieren.

Noch ehe sie abreisten, erschienen drei Inder unter dem Tore. Mit einem Pferd und einem Esel zogen sie bald wieder davon, dem Karakorum entgegen. Sie waren ohne Pässe nach Chinesisch-Turkistan gekommen und vom Amban von Guma unter polizeilicher Bewachung hierher geschickt worden, von wo man sie allein über die sechstausend Meter hohen Pässe ziehen ließ —.

Täglich gegen Mittag leerte sich der Hof. Alle zogen bei dem schönen Wetter weiter. Am Nachmittag setzte der tägliche Wind ein, der hier seit Jahrtausenden weht. Mit Hilfe des feinen Flugsandes hatte er gewaltige Granit- und Gneisblöcke ausgehöhlt und selbst kleine Steine derart bearbeitet, daß oft nichts mehr übrig blieb als eine dünne Kruste. Die Steinwüste rings um das Fort sah aus wie ein riesiger Mund mit lauter angesteckten, angefaulten Zähnen darin.

Dr. F. Stoliczka hatte in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts einen Bericht über Jadegruben in der Nähe unseres Standortes geschrieben. Warum sich dieselben nicht ansehen und etliche Stücke von diesem kostbaren grünen Stein mitnehmen, dessen Gewicht die Chinesen in Gold bezahlen, wenn er die Farbe des Smaragds und den Glanz des Auges hat? Eine Kirgisenjurte lag am Weg, in der ich etwas Milch und Butter erhandeln konnte. Wie jedoch transportieren? Die alte Frau holte unter dem Dache einen getrockneten Schafmagen hervor. Sie füllte ihn mit Milch, drehte Rollen aus der Butter, die sie nachschob, und verschloß diesen Behälter, indem sie den Übergang des Magens in den Darm zuknotete. Die Milch hatte nachher einen



Kirgisenzelte,  
aus Filzdecken hergestellt, die durch ein leichtes Holzgerüst gehalten werden. Sie sind  
leicht zu befördern, wenn sie einmal zerlegt sind



Beigeschmack. Die Butter löste sich während des Transportes auf dem Pferde beinahe vollständig auf, doch weggeworfen wurde nichts; man war nicht mehr so wählerisch und verwöhnt wie einst.

Jadegruben gab's hier eine Menge, über hundert Stollen, die von dem Hang aus in den Berg hinein einer Ader folgten. Wie ein riesiger Maulwurfhügel sah die Gegend aus. Schwärzlichgrünes, weißgrünes und zitronengelbes Gestein war hier zu finden, und wir nahmen uns von allem anständige Proben mit. Man konnte ja nie wissen, vielleicht war ein gutes Stück darunter, das unseren schwierigen Expeditionsfinanzen auf die Beine helfen könnte. Wie tüchtige Bergarbeiter klopften und hämmerten de Terra und ich den ganzen Vormittag. Bald roch mein Kamerad Ozon wie in Flußspatwerken, bald fand ich eine neue, unangebrochene Ader, die der näheren Untersuchung wert schien.

Ich war nach unserer Rückkehr ins Standquartier im Fort mit Tagebuchnotizen beschäftigt, als ich auf dem Hofe laute Gespräche hörte, in welche sich, dem Tonfall nach zu urteilen, Flüche und Beschimpfungen mischten. Ein Kirgise wurde in den Hof geführt, halb nackt, die Hände auf den Rücken gebunden. Hadschi Haschim Beg, der Dolmetscher, ging ihm entgegen, hielt drei Schritte vor ihm an und spuckte ihm dreimal mitten ins Gesicht. Umstehende warfen den Gefangenen auf den Boden, banden ihm mit dicken Stricken Hände und Füße und behandelten ihn mit Fußtritten in wenig freundschaftlicher Weise. Seit zehn Jahren hatte er als Inhaber eines kleinen, zwei Tage weit entfernten Rasthauses die Durchreisenden nachts bestohlen. Viele Klagen waren von Mekkapilgern und Kaufleuten aus Chotan, Jarkent und Kaschgar zu den Ohren der chinesischen Behörden gekommen. Allein der kleine Serai lag weit vom Arm der Gerechtigkeit entfernt, die erst in zehn Jahren den Übeltäter erreichte. Allein sie erreichte ihn doch.

Ich wohnte dem Verhör bei, das wiederum durch den Hadschi geführt wurde. Der Gefangene sah gar nicht aus, als ob er intelligent genug wäre, um raffinierte Diebstähle ausführen zu können. Es hieß, man würde ihn erschießen. Daraufhin ließ man ihn lange, nur mit einer leichten Hose bekleidet, im kalten Winde

liegen. Endlich schaffte man ihn, wie ein Stück Holz, in den Raum des Hofwächters beim großen Tor, wo er sein Urteil erwarten sollte.

Mekkapilger erschienen hierauf. Sie trugen weiße Binden um ihre warmen Pelzmützen, und ihre wenigen Habseligkeiten waren in einer bunt gewobenen Satteltasche untergebracht. Was diese Leute für eine Reise zu den heiligen Städten des Islams ausgeben, bedeutet für sie ein Vermögen. Tausende wandern jährlich auf der beschwerlichsten und höchsten Karawanenstraße der Welt nach Indien, von dort nach dem heiligen Arabien, um im folgenden Jahre als Hadschi — Mekkapilger —, erlöst von den Sünden des vergangenen Lebens, wieder an den heimatlichen Herd zurückzukehren. Inschallah — so Gott will!

## Auf der höchsten Karawanenstraße der Welt

**D**as Tal des Karakaschflusses wurde zusehends enger. Wir ritten auf gemieteten Kirgisenpferden dem Strom entlang, der um diese Jahreszeit nur noch wenig Wasser führte. Das nun war also die berühmte Karakorumstraße, der Handelsweg zwischen Indien und Zentralasien, der Weg, auf dem die Karawanen seit Jahrhunderten von Norden nach Süden und von Süden nach Norden zogen. Wir hatten ihn von Srinagar bis Leh kennengelernt, dann den beschwerlichsten Teil, die Schmerzensstraße Asiens, wie Dr. Trinkler sie nannte, durch die Reise über das tibetische Hochland umgangen und folgten ihr nun von Suget-Karaul aus nordwärts. Um die Mittagszeit langten wir bei dem auf allen Karten in großer Schrift angeführten Schahidula an, das aus den Ruinen einiger längst verlassener Häuser besteht. Das Karakaschtal war weiter talwärts durch hohe, steile Felswände eingeengt, längs denen sich der beschwerliche Saumpfad hinzog. Nur vereinzelt sah ich auf der dem Flusse abgerungenen Talsohle Gerstenfelder und kärgliche Wiesen, auf denen die Kirgisen im Sommer in ihren Filzzelten ein bescheidenes Dasein fristen. Etwa sechzig Kilometer nordöstlich von Suget-Karaul verengte sich das Flußbett derart, daß es unzugänglich wurde. Durch tiefe Schluchten und zwischen mehreren hundert Meter hohen, senkrecht aufragenden Granitwänden stürzten die Wasser der Oase von Chotan entgegen, um schließlich, nachdem sie den fruchtbaren Boden bewässert haben, in der großen zentralasiatischen Wüste, der Takla-Makan, endgültig zu versiegen.

In Ali-Nazar-Khurgan, der Stelle, an welcher diese schluchtartige Verengung eintritt, wandte sich der Weg direkt nach Norden und kletterte auf einer Strecke von etwa zwölf Kilometern

von 3280 Meter Höhe auf 5075 Meter hinauf. Man muß diesen Weg selber gegangen sein, um sich einen Begriff von seinen großen Schwierigkeiten für Karawanen zu machen. Kaum hatten wir den Aufstieg begonnen, so sah ich am Fuße von Felsen und Steilabhängen zahlreiche Skelette abgestürzter Tiere liegen. Oft waren die Pferde und Esel mitten auf dem Wege zusammengesunken. Die Lasten hatten andere Tragtiere übernehmen müssen. Das verendende Tier ließ man liegen; niemand räumte es weg, wenn es tot war. Jedermann machte einen kleinen Umweg und überließ die verwesende Leiche den gierigen Aasgeiern; die übrigbleibenden Knochen bleichte die Sonne. Doch diese vereinzelt Skelette bildeten erst den Auftakt zu einem großartigen und zugleich überwältigenden Schauspiel, das ich auf der Paßhöhe des Sandschu-Dawan (Dawanpaß) erleben sollte.

Wir hatten am Fuße des Passes auf der einzigen kleinen ebenen Fläche des ganzen steilen Tales genächtigt und brachen am frühen Morgen auf, um die letzte Schutthalde zu erklimmen. In unzähligen Windungen führte der Pfad bergan, so schmal, daß zwei beladene Tiere nicht aneinander vorbeikommen konnten. Besondere Ausweichstellen waren deshalb eingerichtet, an welchen, an Tagen mit lebhaftem Verkehr, die einzelnen Karawanen oft stundenlang aufgehalten wurden. Die obere Hälfte des Weges war vereist. Die Schneefelder waren selbst unter der heißen Sonne des vergangenen Sommers nicht völlig verschwunden. Dort und im Geröll gackerten die großen Schneehühner, die von den Eingeborenen mit geschicktem Steinwurf erlegt wurden. Wir ritten auf Yaks, den zähen tibetischen Bergkühen, da unsere Kirgisenbegleiter die Pferde, die weniger zuverlässig sind, zurückgelassen hatten. Mit erstaunlicher Sicherheit kamen unsere Reittiere auf dem vereisten Pfade vorwärts, sie trugen uns bis zum letzten steilen Hang, der zur Paßhöhe führte. Hier war der Weg in die Felsen gehauen, die senkrecht in die Tiefe stürzten. Glatteis bedeckte auch da den Boden; ein Fehltritt oder Ausgleiten des Tieres mußte zum mindesten Knochenbrüche zur Folge haben. Ich zog es vor, dieses letzte Stück zu Fuß zu gehen; langsam und mit Mühe kletterten die mit dem Gepäck beladenen

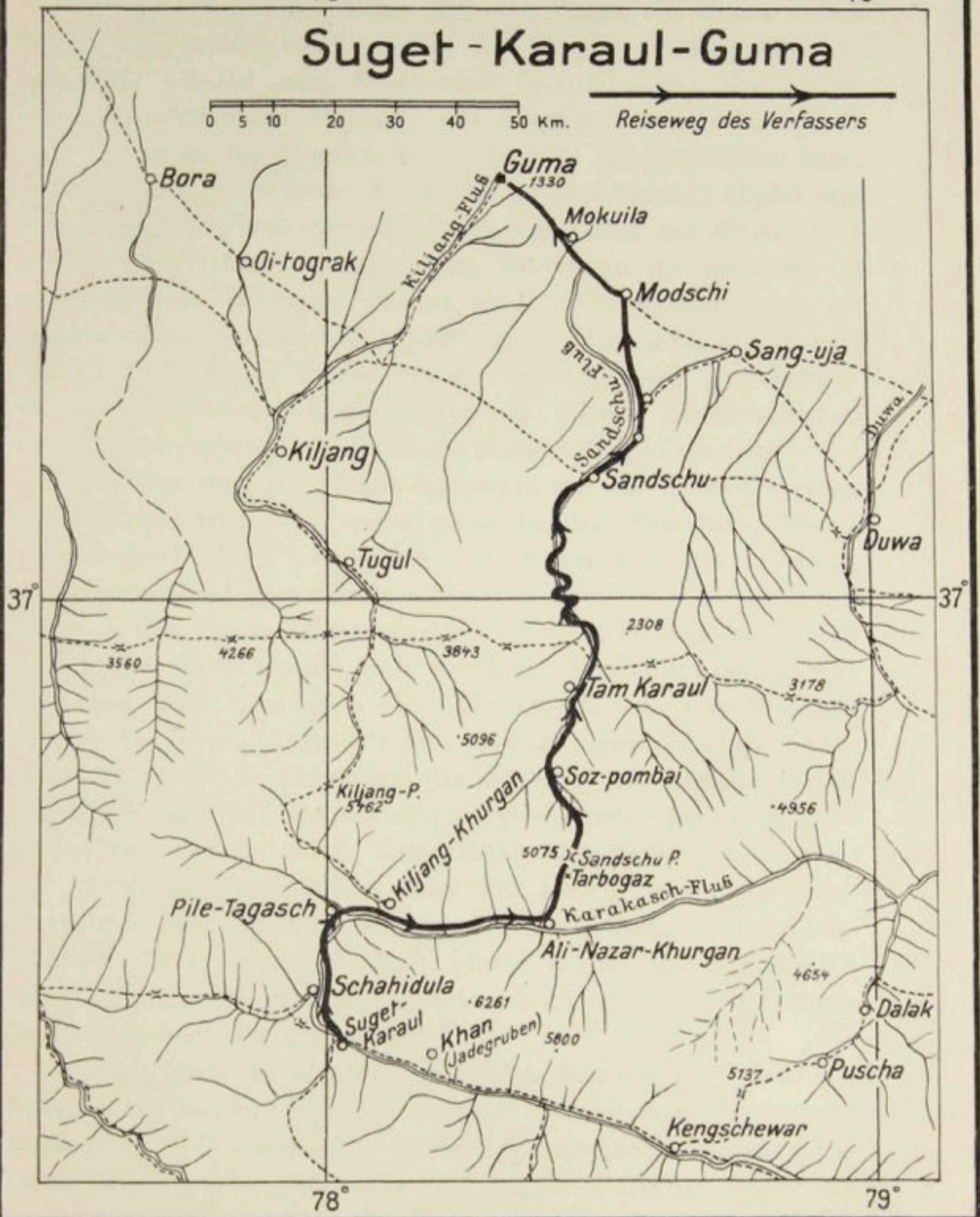
78°

79°

# Suget - Karaul - Guma

0 5 10 20 30 40 50 Km.

Reiseweg des Verfassers





Yaks nach, bis gegen Mittag alles glücklich die Paßhöhe erreicht hatte.

Hier stand ich, 5075 Meter über dem Meer, auf einem steilen Kamm des gewaltigen Kuen-lun, der sich als dritte große Gebirgskette parallel zum Karakorum und Himalaja durch den asiatischen Kontinent hinzieht. Die Aussicht war überwältigend, eine der schönsten, die ich je in meinem Leben gesehen habe. Kette reihte sich an Kette, Kamm an Kamm. Vereiste Gipfel und schneebedeckte Pyramiden stiegen zu Tausenden aus diesem weit ausgedehnten Gletschermeer empor, von denen die wenigsten je erforscht oder bestiegen worden sind. Während ich, tief ergriffen von der hehren Gebirgswelt, mich nicht satt sehen konnte, fiel mir, wie schon früher so oft, wiederum auf, mit welcher Gleichgültigkeit die Eingeborenen an diesen landschaftlichen Schönheiten vorbeigehen, die ihnen nichts zu sagen scheinen.

Inzwischen stieg eine große Karawane von der Nordseite gegen die Paßhöhe hinan. Es waren gegen hundert Saumtiere, Pferde und Maulesel, die in langer Reihe, eins hinter dem andern, bergan getrieben wurden. Am Rande eines gewaltigen, wohl sechshundert Meter hohen, steilen Schneefeldes vorbei führte der Saumpfad über große, spitze Gerölle nach der Höhe. Schweißtriefend kamen Menschen und Tiere oben an. Blut tropfte aus den Wunden, welche die harten Steine in ihre Leiber gerissen hatten. Noch waren sie nicht in Sicherheit, das Eis auf dem obersten Stück des Weges war für die mit ungespitzten Eisen versehenen Hufe gefährlich, und in einem unbewachten Augenblicke glitt eines der Pferde aus und stürzte unter den lauten Rufen der Karawanenleute über die hohe Schneewand in die Tiefe. Durch nachfolgende Tiere wurde die Last wieder in die Höhe geschafft, während die zu Hunderten zählenden Aasgeier ihr in den letzten Zuckungen liegendes Opfer umflogen.

Plötzlich hörte ich hinter mir lautes Schluchzen. Zu beiden Seiten des Felsentores standen drei alte Männer mit ehrwürdigen weißen Bärten. Ein junger Mann umarmte einen nach dem andern und redete zu ihnen, zu sich selber und zu der göttlichen Natur mit lauter Sprache, in welcher das Wort „Allah — Allah“ — ständig

wiederkehrte. Es waren Mekkapilger, die sich hier von ihrem Sohn, ihrem Bruder und Verwandten verabschiedeten.

Lange schaute ich diesem seltsam ergreifenden Schauspiele zu, dann stieg ich die steile Nordwand hinab, wo jeder Stein von dem Blute der verwundeten Tiere gefärbt war. Da, wo das Geröll von einer kleinen Wiese aufgehoben wurde, lag das verendete Pferd, dem die Eingeborenen Stücke der Haut abgezogen hatten, um sie zu Schuhen und Stiefeln zu verarbeiten. Unheimlich sahen die großen Aasgeier aus, deren lange nackte Häuse von dem warmen Blute roth gefärbt waren. Vor mir her wurde ein anderes Pferd langsam talwärts geführt. Es hatte am Leibe eine tiefe Wunde, aus der die Gedärme heraushingen, und ehe eine Viertelstunde verging, brach es zusammen und wurde nach mohammedanischer Sitte durch Öffnen der Halsschlagader geschlachtet. Von Nachzüglern kam indessen die Botschaft, daß auf der Südseite ein weiteres Tier abgestürzt sei. Ungefähr drei Stunden hatte dieser Paßübergang gedauert, drei Tiere waren zugrunde gegangen, viele verwundet. Oft sind die Karawanen bis zu ihrer Ankunft in Indien derart dezimiert, daß kostbare Ladungen von Filzteppichen und Seide zurückgelassen werden müssen. Doch sie sind nicht verloren; es besteht ein alter Brauch, der heute noch hochgehalten wird, wonach keiner sich an dem von andern liegen gelassenen Waren vergreift. Sobald die Witterungsverhältnisse es gestatten, bricht der Karawanenführer im nächsten Jahre wiederum auf und bringt die ihm anvertrauten Güter an ihren Bestimmungsort.

Im Frühjahr und Herbst, wenn die Flüsse nicht durch die Schmelzwasser des Hochgebirges angefüllt sind, geht der weitere Abstieg nach den Ebenen von Chinesisch-Turkistan leicht vor sich. Wohl muß der Fluß auf dem Weg nach Sandschu täglich oft zwanzig- bis dreißigmal durchwatet werden, allein daran haben sich die Tiere bald gewöhnt. Im Hochsommer jedoch machen die reißenden Fluten den kurzen Weg längs des Flusses unmöglich, ein weiterer Paß muß überschritten werden, ehe das erste Dorf, Sandschu, erreicht ist.

## Gäste — Gefangene?

**W**ir hatten im Sinne gehabt, in Sandschu auf unser Gepäck zu warten, und freuten uns während des Rittes durch die weiten, abgeernteten Felder der immer größer werdenden Oasen auf all die Herrlichkeiten des Basars, der uns unterwegs in immer schöneren Farben geschildert worden war. Doch die chinesischen Behörden hatten etwas anderes beschlossen; wir sollten keinen eigenen Willen mehr haben und sahen bald ein, daß wir wie Gefangene bewacht wurden. In Agaz Aghzi, etwa dreißig Kilometer südlich von Sandschu, sah es aus, als ob wir in fürstlichem Triumph in Chinesisch-Turkistan einziehen sollten. Ich hatte meine schönen, braunen Halbschuhe mit Rohgummisohlen, meine Reitjacke und den blendend weißen Tropenhelm angezogen, um trotz meines ungepflegten Bartes einigermaßen anständig auszusehen. Mir war an diesem Tage ein schwächliches Pony zugewiesen worden, das schon auf der ebenen Straße jeden Augenblick stolperte. Wie sollte es erst bei den zahlreichen Kreuzungen des reißenden Flusses werden? Zwanzigmal schon waren wir vom rechten aufs linke und wieder aufs rechte Ufer zurückgeritten, jedesmal versuchte ich Coué\*: „Du mußt — du mußt — du mußt heil hinüberkommen!“ Und es ging prächtig, bis ich plötzlich unter dem Gaul im Wasser lag!

Eine stattliche Reiterschar kam uns entgegengeritten: Abgesandte des chinesischen Beamten von Sandschu, die unter schattigen Bäumen Filzteppiche ausgebreitet hatten. Ein junger Mann mit schwarzem Vollbart und gelblichblassem Teint empfing uns. Er erinnerte mich an alte persische Miniaturporträts. Äpfel, Birnen, Mandeln, Melonen und Aprikosen wurden aufgetragen, hernach gab's Tee und Brot. Waren das nicht herrliche Über-

\* Coué: Gründer eines auf Autosuggestion beruhenden Heilverfahrens.

raschungen? Bei einem kleinen Hause am Wegrande bot mir ein alter Mann die ersten Pfirsiche an. Zwischen den Bäumen und Sträuchern lachten die dunklen Frauen, als ob auch sie sich über unser Kommen freuen würden.

Spät in der Nacht tauchte ein Holztor vor uns müden Reitern auf, an das sich eine lange, gedeckte Straße mit niederen Häusern zu beiden Seiten anschloß: Sandschu. Der Serai, in welchen die Begleitmannschaft uns führte, schien soeben fertig geworden zu sein. Die Lehmwände waren noch feucht, die Decken, Balken und Strohmatten noch ungeschwärzt vom Rauch. Eine Menge Leute saß am Feuer und redete in der Sprache, die ich noch lernen mußte. Wie schwarze Schatten glitten Menschen lautlos durch die Türe, und wenn sie gingen, tauchten neue Gesichter aus dem Dunkel der Nacht auf. Wir hatten seit Mittag nichts mehr gegessen und schickten einen der Unseren weg, um irgend etwas aufzutreiben, das den knurrenden Magen befriedigen konnte. Er kam mit einem Schaf, Reis, Früchten und Eiern zurück. Ich war eben im Begriff, mich meiner nassen Schuhe und Kleider zu entledigen, als uns der Besuch des „Amban Sahibs“ angemeldet wurde. Im Hofe stand, in schwarzer Seidenkleidung, ein alter Chinese mit langem weißen Bart, umgeben von Fackelträgern und einer Männerschar, die sich noch vor dem Tore staute. Als Dr. Trinkler diesem Vertreter des himmlischen Reiches die Hand zum Gruße bot, da verzogen sich in dem nach einem behäbigen Wohlstand aussehenden Gesicht einige Fältchen und Muskeln zu einem schwachen Lächeln.

Bei Tee und spärlichem Kerzenschein wurden wir über unsere Reise befragt. Wir sagten ihm, daß wir beabsichtigten, hier auf unser Gepäck zu warten und daß einer von uns nach Suget-Karaul zurückgehen würde. Das war unklug und wenig diplomatisch, doch keiner von uns ahnte damals, daß diese Nachtsitzung nur ein harmloses Vorpostenscharmützel sein sollte.

Sandschu sei ein schlechter Platz, ließ uns der Amban sagen; der Basar wäre klein, wir würden besser nach Guma gehen, wo alles in Hülle und Fülle vorhanden sei. Doch wir fuhren gleich mit schwerem Geschütze auf und erklärten kategorisch, in

Sandschu bleiben zu wollen. Der Chinese verabschiedete sich bald, mit demselben Lächeln, mit dem er gekommen war; um seine Augen vertieften sich drei, vier Fältchen, die zu sagen schienen: ich weiß es besser.

Rechtzeitig, eigentlich zu früh für einen chinesischen Beamten, erschien der Amban am folgenden Morgen wieder, würdig und gelassen, ohne Eile. Ein ganzer Stab von Chinesen und Osttürken folgte ihm; diesen schien sich die gesamte männliche Bevölkerung von Sandschu angeschlossen zu haben. Wir tauschten Höflichkeitsphrasen aus. Der Gast trank unseren indischen Tee mit Zucker, mit viel Zucker. „Der Serai ist schlecht, unpassend für Sahibs. Der Basar ist klein, nichts Gutes ist hier zu haben. Wollten die großen Sahibs nach ihrer beschwerlichen Reise nicht lieber nach Guma gehen, Guma, wo alles in Hülle und Fülle vorhanden ist?“ — „So, die Sahibs denken hier zu bleiben. Wegen des Gepäcks brauchten sich die Sahibs wirklich keine Sorgen zu machen, der Amban von Guma würde ganz gewiß einen Mann nach dem Sandschu-Dawan senden, der alle Kisten unversehrt abliefern könnte. — Waren diese Pferdelaadungen denn so wertvoll, daß die Sahibs nochmals die Mühen einer so beschwerlichen Reise auf sich nehmen wollten?“

Natürlich waren es kostbare Dinge, die wir im Hochland gelassen hatten; wir dachten nicht daran, weiterzureisen, ehe alles da war.

„Es wird aber für die großen Sahibs nur für drei Tage Hühner und Eier und was sie sonst noch brauchen im Basar zu kaufen geben, nach drei Tagen werden auch keine Pferde zum Transport mehr da sein.“

Das sah nach einem Ultimatum aus. Endlich, endlich hatten diese Europäer, die weder den Tee richtig schlürfen, noch anständig, wie es die Sitte verlangte, rülpsen konnten, begriffen, daß ihr Verbleiben in Sandschu nicht erwünscht war. Wir sagten unsere Abreise auf übermorgen zu.

„Würde es nicht besser sein, wenn die Sahibs schon morgen gingen? Der Beg, mehrere Soldaten und der Sekretär des Ambans von Guma, die uns entgegengeschickt worden seien, müssen

morgen zurück, und es würde schlecht aussehen, wenn diese ohne die hohen Gäste ankämen.“

Es lag also unzweifelhaft ein Befehl vor, uns auf einen bestimmten Tag in Guma abzuliefern. Gefangen, überwacht, ohne die Möglichkeit, einen Schritt tun zu können, der nicht sofort gemeldet worden wäre, das war unsere Situation. Wir willigten ein. Wieder legten sich einige Fältchen um die Augen unseres Besuchers, wieder lächelte er: „Ich wußte es doch“, schien er zu sagen, „warum denn all diese Umständlichkeiten?“

Stundenlang hatte diese Unterhaltung gedauert. Die Dolmetscher atmeten auf. Wir tranken Tee und rauchten die billigen Scissorzigaretten dazu. Das Grammophon stand bereit und sollte etwas Abwechslung in die dumpfe Atmosphäre bringen.

„In Guma, da gibt es dann auch viel Wild zum Jagen. Die hohen Gäste haben sicherlich auch Waffen mit?“

Sie mußten hervorgeholt und erklärt werden. Für meine Pistole interessierte sich der Sekretär aus Guma ganz besonders. Ob wir nicht noch eine zweite hätten, die er kaufen könnte? An der seinen sei eine Feder gebrochen. Allein es waren keine anderen Waffen vorhanden. Das Grammophon konnte nun endlich seine alten, kreischenden Sing-Songs hergeben. Mittag war längst vorüber, als wir unseren Gast bis zum Tore begleiteten und, innerlich tobend, ihn mit einem höflichen Lächeln verabschiedeten.

Wir sahen ihn nicht mehr, denn als wir folgenden Tags unseren Abschiedsbesuch machen wollten, konnte er uns nicht empfangen, weil sein Haus für so hohe Gäste zu schlecht sei! Er ließ uns jedoch gute Reise wünschen und zugleich ausrichten, wie froh er sei, daß wir nach Guma gingen!

Dr. de Terra hatte am Nachmittage alle Hände voll zu tun; er war der Mediziner, durch den sie alle, die krank und gebrechlich waren, geheilt sein wollten. Nun kamen Lahme und Blinde, skrofulöse Kinder und Magenkranke; ein Mann zog sein Hemd aus und zeigte den Oberkörper voller Geschwüre. Doch auch uns hatte diese bazillen- und bakterienreiche Luft der ersten größeren Siedlung angegriffen. Unser Organismus war in der

herrlich reinen Atmosphäre des Hochlandes widerstandslos geworden. Erkältungen, Husten und Katarrh quälten uns.

Öllampen brannten vor unseren Türen, wie sie die ersten Christen in den Katakomben hatten. Unsere Wächter lagen in Decken gehüllt auf Holzbetten im Freien und unterhielten sich im Flüsterton. Gegen Mitternacht verstummten auch sie. Ruhe breitete sich über den Hof, durch den tagsüber das bunte Leben einer zentralasiatischen Oase geflutet war. Zwei junge Katzen schienen die einzigen wachen Geister im Serai zu sein, außer Kurram, der von Zeit zu Zeit knurrte, wenn ein fernes, fremdes Geräusch seinen Schlummer störte.

Je mehr wir uns Guma näherten, um so bedeutender wurde unser Geleite. In jedem Dorfe, durch das wir ritten, schloß sich der Vorsteher uns an; von Guma aus kamen sie uns entgegen geritten, und als wir endlich am 26. Oktober durchs chinesische Tor und ins Städtchen einritten, sah es aus, als ob ein asiatischer Herrscher seinen Einzug hielte. Der Sitte des Landes gemäß mußten die Begleiter voraus, die Gäste hinterher reiten. Als wir aus dem Sattel stiegen, sahen wir aus, als ob wir die Nachzügler eines Kavallerieregimentes auf staubiger Straße gewesen wären.

Der Empfang war geradezu fürstlich. Wenn nur nicht dieser ständige Gedanke: gefangen, bewacht — uns geplagt hätte. Wir richteten uns in dem großen Hause, das uns zur Verfügung gestellt wurde, so bequem als möglich ein und empfingen auf einem erhöhten Podium, gleichsam auf einer Bühne sitzend, unsere Besuche. Eine Bühne war's, auf welcher fünf Akte einer Komödie gespielt werden sollten.

Im ersten Akt erschienen unbedeutende Statisten: Kundschafter, Spione in Dienerkleidung und mit Geschenken, Soldaten, die sich ihre Gefangenen ansehen mußten, Detektive, welche die Diener ausfrugen.

Die Hauptperson, der Amban, trat erst im zweiten Akte auf: fünf Soldaten links, fünf Soldaten rechts, die Gewehre geschultert, ein Offizier zur Seite, Sekretäre, Dolmetscher, Gaffer hinten. Eine eindrucksvolle Szene, dieser Aufmarsch, und gut einstudiert. Stühle wurden gerückt, Zigaretten angeboten. Der Amban nahm gleich

deren vier, schenkte jedem von uns eine; die letzte behielt er für sich.

Die Inquisitionsszene folgte. Vogelbälge, Pflanzen, Steine wollte er sehen, ganz besonders die Steine. Diese hauchte er an, hielt sie gegen das Licht, betastete sie, roch an ihnen und versuchte schließlich über der Kerzenflamme die wertvollen Erze zu bestimmen, welche in diesen Gesteinsproben des Geologen enthalten sein mußten. Niemand würde doch aus dem fernen Gebirge Steine herbeischleppen und sie sorgfältig in Papier einwickeln, wenn sie nicht Gold, Silber, Kupfer enthalten würden. Nein, so dumm sahen diese Europäer nun wirklich nicht aus, soviel wußte auch er, wozu las er denn die alten Zeitungen aus Peking, in denen so viel von ihnen stand, die aus nichts Gold zu machen wußten. Der zweite Akt ging zu Ende, der Vorhang fiel, das Volk zerstreute sich.

Im Zwischenakte hatte ein Zehngolddollarstück und ein Paket Meta-Brennstoff den Besitzer gewechselt. Die Komödie nahm ihren Fortgang. Der dritte Akt spielte in Yamen, dem Wohn- und Regierungssitz des Ambans. Am großen Tisch saßen die Hauptfiguren; Statisten kamen und gingen mit Tellern voller Erbsen in Zuckersauce, Platten mit Huhn und Sellerie, Schnäpsen, die nach Hennessy aussahen und nach Fusel rochen, Weinflaschen, die sich des Inhalts wegen schämten, ihre Herkunft zu verraten. Dolmetscher leierten gedankenlos wie ein Grammophon Fragen her, Fragen, die Geheimnisse, welche nicht existierten, aufdecken sollten; sie übersetzten Antworten und kauten dazwischen an ihren Fingernägeln. Das Hauptmotiv: die Rückreise nach dem Sandschu-Paß oder die Weiterfahrt nach Jarkent und Kaschgar blieb noch unberührt.

Ein Blick hinter die Kulissen. Kuriere gingen auf schnellen Pferden mit ellenlangen Berichten an den Vorgesetzten, den Tao-Tai von Kaschgar. Witzblätter schienen sie diesem, er las sie seinen Freunden nach einem guten Essen vor.

Und dann kam der Höhepunkt, das Zwiegespräch im vierten Akt.

„Sind die Pässe hier echt?“

„Ja, ja, sie sind echt.“



27. Tibetische Familie



28. Sabur Malik



29. Schafhirte in Westtibet



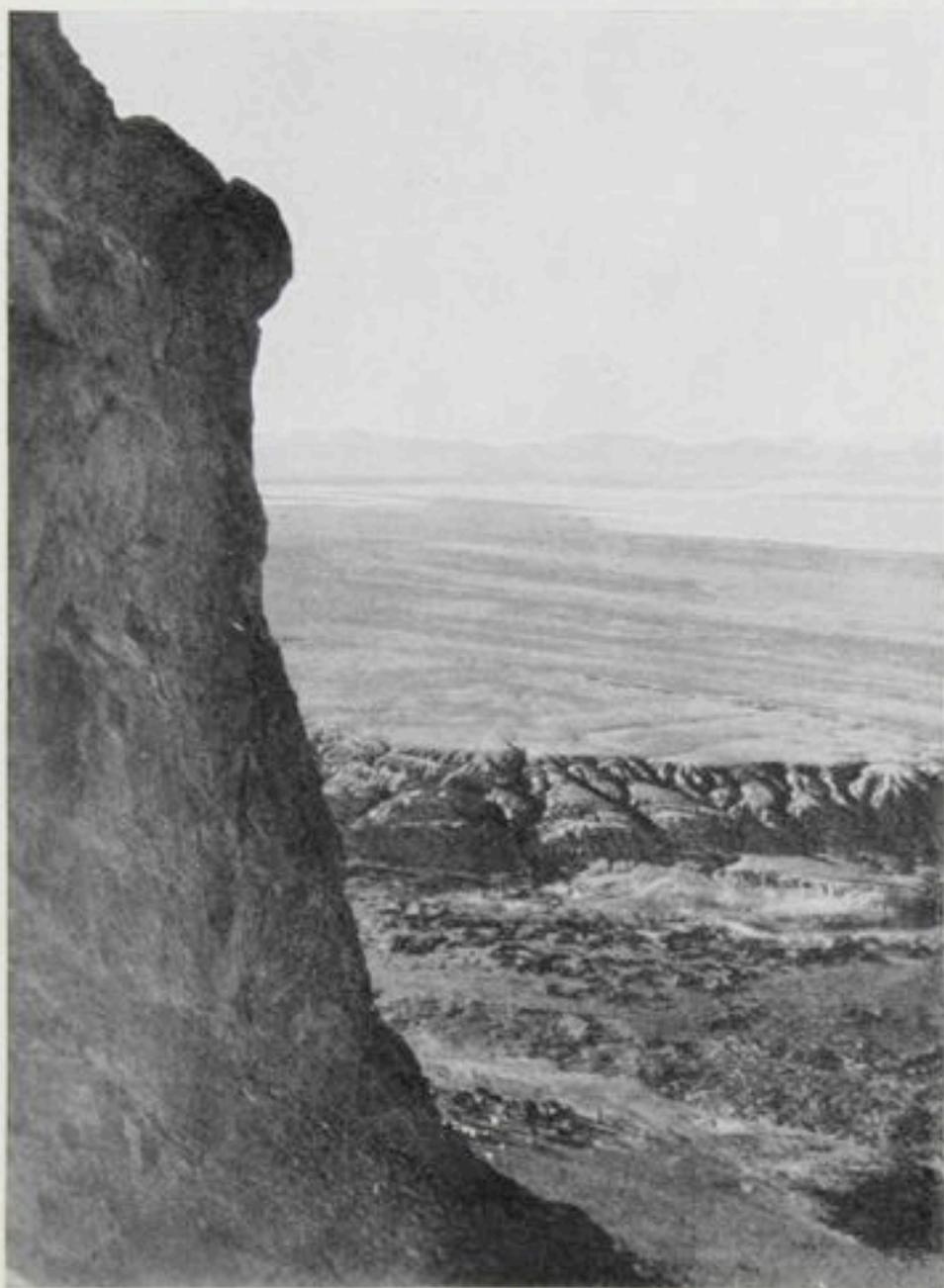
30. Zelt der Tchangpaleute



31. Tschangpafrauen am Webstuhl



32. Die Yakkarawane



33. Blick auf Lingzi-tang-Plateau und Sirigh-Jilganang-See im Hintergrund



34. Morgenstimmung im Karakaschtal

„Sind sie auch für dieses Land gültig?“

„Sie haben ihre Gültigkeit, soweit die Befehle des Generalgouverneurs in Urumtschi reichen.“

„Können wir mit diesen Pässen innerhalb von Sinkiang reisen, wohin wir wollen?“

„Gewiß.“

„Auch durch die Wüste nach Maralbaschi?“

„Natürlich.“

„Und nach Sandschu und Suget?“

„Kilian, Sandschu, Suget, das ist alles dasselbe für mich, das liegt in den Bergen.“

„Also auch nach Suget?“

„Aber Sie können doch nach Jarkent oder Chotan reisen.“

„Auch nach Suget?“

„Die hohen Gäste hatten doch, wie sie selber erzählten, eine so mühsame Reise, nun sind sie hier, alles ist in Ordnung, die Arbeit in den Bergen oben ist beendet.“

„Wir wollen aber nach Suget.“

„In Sandschu hatten die Sahibs viel Mühe und Aufregung, wollen sich denn die hohen Gäste hier nun nicht ausruhen?“

„Nein, wir möchten nach Suget zurück, um unser Gepäck herunter zu schaffen.“

„Die hohen Sahibs können gehen, wohin sie wollen, ich aber muß für sie die Transporttiere besorgen, und wie kann ich das jetzt im Winter, wo alle Leute aus den Bergen in die Ebene hinunterziehen und niemand mehr hinauf geht.“

„Dann werden wir zu Fuß gehen!“ —

Noch eine kurze, letzte Episode. Pferde kamen an, die Sahibs gingen nicht nach Suget zurück, sondern ritten unter polizeilicher Bewachung nach Jarkent; der Amban und alle seine Höflinge gaben ihnen das Geleit bis weit über den Oasenrand hinaus, so weit wie sie sonst nur den britischen Generalkonsul begleiteten. Hände wurden geschüttelt, rührend Abschied genommen, Versprechen, die nie gehalten wurden, gegeben — — — der Vorhang fiel, dieses Stück war zu Ende.

## In gastfreien Häusern

**D**r. de Terra war an Dysenterie erkrankt. Tagsüber fuhr er in einem dieser Reisewagen, die in Chinesisch-Turkistan unter dem Namen „Araba“ und „Mepa“ bekannt sind. Abends legte er sich auf sein Feldbett und schluckte Kalomel. Ich hatte selber auch schon in früheren Jahren an dieser Krankheit gelitten und wußte, wie unangenehm diese kleinen Amöben im Magen und Darm sich bemerkbar machen können. Ruhe wäre notwendig gewesen, allein daran war nicht zu denken, ehe wir Jarkent erreicht hatten, wo wir bei der schwedischen Mission avisiert waren.

An einem Donnerstag, es war der 2. November und Markttag, fuhren wir durch das dichte Menschengewühl der engen Straßen und Gassen und hielten endlich vor dem einfachen, schlichten Hause neben der Kirche. Hermannssons waren prächtige Menschen, ein junges, frohes Ehepaar, das uns in ihren leeren Zimmern unterbrachte und sich unser mit rührender Hingabe annahm. Nun wohnten wir wieder in guten Räumen, mit russischen Öfen, Teppichen am Boden und Vorhängen an den Fenstern. Zu den Mahlzeiten saßen wir am sauber, durch sorgfältige Frauenhand gedeckten Tisch, den Vier-Uhr-Kaffee tranken wir im kleinen Wohnzimmer, in welchem das Harmonium stand. Ich weiß, obschon sie es nie eingestanden hat, daß der guten Hausfrau ob unserem Appetit angst und bange wurde, doch ihre Kuchen schmeckten wirklich herrlich. Es war eine Freude, nach all den vergangenen Monaten wieder Menschen um sich zu haben, die einen an das fernliegende Europa erinnerten. Ich gewöhnte mich zu meinem eigenen Erstaunen rasch an diesen Wechsel. Abdul und Habiba waren weniger begeistert, ihnen schien das „Camp-life“ mit all seinen Bequemlichkeiten besser zuzusagen:

im Zelt brauchte man weniger auf gute Ordnung zu schauen wie hier im Europäerhaus.

De Terra konnte vorerst von all dem Neuen und Schönen wenig genießen. Er hütete das Bett und versuchte, seine darmzottenfressenden Amöben loszuwerden.

Der Amban empfing Dr. Trinkler und mich mit der größten Liebenswürdigkeit. War das die Wirkung eines Befehles des Tao-Tai aus Kaschgar? Er ließ uns auch gleich ein Essen auftragen, zu welchem er das Besteck bei den Missionaren entlehnt hatte.

Schneider, Schuhmacher, Sattler und viele andere Leute warteten auf uns, als wir im leichten Dogcart mit Hermannsson als Kutscher aus dem Yamen zurückkamen. Als sie nach langem Feilschen weg waren, wurden beim Lampenschein seit Monaten die ersten Briefe nach Europa geschrieben. Im Bett noch las ich einen Teil meiner Post, welche seit langem auf mich gewartet hatte. Stöße von Zeitungen lagen unaufgeschnitten am Boden, sie hatten Zeit bis morgen, bis übermorgen.

„Sahib, was machst du? —“ Abdul stürzte ins Zimmer, als ich am nächsten Morgen eben daran war, meinen mehr als drei Monate alten Bart zu rasieren.

„So ein schöner Bart“, beneidete er, dem die Natur nur vereinzelte Gebüsche anstatt des ganzen Waldes gewährt hatte.

Zugleich wurde auch der Gegenbesuch des Ambans angemeldet, der in einem mit bunten Stickereien überzogenen Wagen vorfuhr, begleitet von einem Dutzend Soldaten zu Fuß. Der Diener öffnete einen schmalen Vorhang, der bis in halbe Höhe des vorn offenen Gefährtes reichte, setzte einen kleinen Schemel auf den Boden und half dem etwas beleibten Herrn beim Aussteigen.

Nach einer Erholungspause von zwei Wochen zogen wir weiter. De Terra fühlte sich so weit hergestellt, daß er die Reise nach Kaschgar unternehmen wollte. Der größte Teil der Filme, soweit sie nicht beim rückwärtigen Gepäck waren, war entwickelt. Eine schlimme Erfahrung hatte ich mit den Lumière-Autochrom-Platten gemacht. Eine Anzahl derselben war ebenfalls durch die Schafe transportiert worden, wobei ich den Einfluß, den die

Körperwärme auf das photographische Material haben mußte, außer acht gelassen hatte. Viele Aufnahmen waren zerstört, da die empfindliche Gelatineschicht sich von der Glasplatte gelöst hatte.

Am 18. November saßen wir wiederum in den für mich zu kurzen Reisewagen; statt der sauberen, warmen Zimmer gab es während zwei Abenden nur enge, schmutzige, fensterlose Räume, in denen ein offenes Feuer brannte, dessen Rauch durch ein Loch in der Decke abzog, durch welches zugleich die Kälte und die Winde eindringen.

Je langsamer der Kutscher auf der offenen Straße gefahren war, um so mehr beschleunigte er das Tempo, sobald er in einem Dorfe oder Städtchen ankam. Im Trabe wurden die engen Straßen durchfahren, aufregend für den hilflosen Insassen, der jeden Augenblick fürchtete, daß eine Frau, ein Kind oder ein Hund überfahren würde.

Eine Nacht verbrachten wir im gastfreien Hause der Familie Anderssen in Jangi-hissar. Am frühen Morgen standen die Wagen wieder bereit; die Strecke Jangi-hissar bis Hantscheng betrug achtzehn Potai, rund siebzig Kilometer. — Herr Törnquist, der älteste der schwedischen Missionare, nahm sich unser an, Fräulein Larssen, seine Nichte, führte das Haus, und als ich nach einem heißen Bade an ihrem sorgfältig gedeckten Tische saß, da vergaß ich, daß ich im innersten Asien war.

Hantscheng ist die Militärgarnison; Neu-Kaschgar könnte man diese hauptsächlich von Chinesen bewohnte Stadt nennen. Die Altstadt erreicht man im Wagen in etwa vierzig Minuten, oft war es mehr, oft weniger. Es hing davon ab, wie groß der Verkehr war und wie viele andere Wagen in lebensgefährlichen Wettrennen überholt werden mußten.

Die Missionsstation im alten Kaschgar umfaßt mehrere Wohnhäuser, ein Spital und die Kirche. Herr Palmberg empfing uns dort, er begleitete uns auch aufs britische Konsulat, wo wir angemeldet waren. Mr. Williamson, der britische Generalkonsul, kam uns entgegen und führte uns in den großen Salon. Zwei Stunden lang unterhielten wir uns über Reisen im ganzen fernen

Osten. Mr. Williamson war, ehe er auf seinen Posten nach Kaschgar kam, von Giantse in Tibet, seinem früheren Wirkungskreis, über Singapore, Hongkong, Shanghai, Peking nach Japan gereist, hatte dann Manila und Java besucht, wo ihn das Telegramm erreichte, das ihn nach Zentralasien beorderte.

Wir hatten gehofft, am selben Tag noch den Tao-Tai, Ma-Schao-Wu war sein Name, sowie den Sowjetkonsul besuchen zu können, allein der neue Vertreter der Regierung in Moskau war angemeldet, der Gouverneur zu seinem Empfang ihm ein Stück Weges entgegengefahren. Unsere Antrittsvisite im Yamen fiel deshalb auf den 25. November. Dumpis, der russische Generalkonsul, teilte uns mit, daß er uns am 26. November empfangen würde.

Törnquist kam mit uns zum Tao-Tai. Wir waren ihm dafür sehr dankbar, denn unser schwedischer Freund sprach fließend Chinesisch und konnte, falls es notwendig sein sollte, unser Anliegen dem Gouverneur besser erklären als die verschiedenen Dolmetscher, die von Reisen zu wissenschaftlichem Zwecke keine Ahnung hatten.

Ma-Schao-Wu empfing uns in einem Gartenpavillon. Ein mittelgroßer Mann mit ganz kurz geschnittenen Haaren, einem langen, über die Mundwinkel hängenden Schnurrbart und einer kleinen Bartfliege an der Unterlippe. Lebhaft, kluge Augen und eine bestimmte Sprache. Neben ihm saß Tao, sein Sekretär, der Englisch spricht.

Im Gegensatz zu unseren Erwartungen war alles rasch und glatt geregelt. Der Gouverneur entschuldigte den Übereifer seines Untergebenen in Guma. „Es ist ein großes Mißverständnis. Er befürchtete, daß Ihnen im Gebirge etwas zustoßen könnte, wofür er später verantwortlich gemacht würde.“

Wir beschlossen hierauf, daß ich auf die Suche nach unserem Gepäck gehen sollte, während Dr. Trinkler und Dr. de Terra ihre wissenschaftlichen Arbeiten fortsetzen würden. Ferner sollten wir, um weitere Unannehmlichkeiten zu vermeiden, diejenigen Distrikte angeben, die wir auf unseren zukünftigen Reisen zu besuchen beabsichtigten. Für den folgenden Tag waren wir zusammen mit dem britischen Generalkonsul zum Diner eingeladen.

Um zehn Uhr morgens wurden wir auf dem russischen Konsulat erwartet. Als wir jedoch vor dem Hauptgebäude vorfuhren, war weit und breit kein Mensch zu finden. Nach einer Viertelstunde tauchte am Ende des großen Gartens ein Mann in Stoffreitstiefeln und der russischen Hemdjacke auf; es war Dumpis, der Generalkonsul, der nun abgelöst worden war und in einigen Tagen nach Moskau zurückkehrte.

Der Empfangsraum machte den Eindruck eines verarmten Aristokraten. Auf dem gebohten Boden konnte man noch deutlich sehen, wie weit einst die Teppiche gereicht hatten. Den großen Fenstern fehlten die Gardinen. Den einzigen Zimmerschmuck bildeten ein Dutzend schlecht reproduzierter Bilder russischer Revolutionäre, viele von ihnen in der Pose berühmter Filmschauspieler. Dr. Trinkler führte die Konversation auf russisch. Später kam Postinkoff, der neue Konsul, mit dem ich mich in französischer Sprache unterhalten konnte; dann erschien auch noch die Sekretärin Dumpis' (sie ist seither seine Frau geworden), eine lebhaft, kluge Kaukasierin, elegant und schön. Die drei interessierten sich lebhaft für unsere Reise, eingehend erkundigten sie sich nach den Verhältnissen in den von uns bereisten Gebieten. Ob de Terra dort Petrol oder Kohle gefunden habe, wie der Weg nach Leh und Indien sei. Einer Rückreise durch Rußland würden keinerlei Schwierigkeiten entgegenstehen, auch für mich als Schweizer nicht. Die Woroskij-Affäre war vor kurzem endgültig geregelt worden.

„Nous étions des ennemis“, sagte die hübsche Kaukasierin lächelnd, „maintenant nous sommes des amis.“

Das Diner beim Gouverneur schien eine Staatsangelegenheit zu sein. Kanonen donnerten, als wir in den weiten Hof einfuhren (nicht zu unseren Ehren, sondern zur Begrüßung des britischen Konsuls), große russische Lampen brannten (man mußte ihnen von Zeit zu Zeit mit einer Fahrradpumpe neue Lebenskraft zuführen); Fahnen und Flaggen hingen längs des Weges und an Mauern und Türen. Eine Militärkapelle bearbeitete bei unserer Ankunft ihre Instrumente nach bestem Können.

Williamson trug Frack und weiße Krawatte, sein Monokel im

linken Auge eingeklemmt; wir hatten unsere Smokings, die schwedischen Missionare ihr bestes Kleid angezogen. Fünfzig Gäste, vielleicht auch mehr, waren geladen, Chinesen, Osttürken, Dr. Jelewenko, ein russischer Emigrant, der in Kaschgar eine ärztliche Praxis eröffnet hatte, dagegen keine Bolschewisten. Wir alle saßen in einer langen Reihe am Tisch, Blick auf den Garten, wo in einem Pavillon eine chinesische Theatertruppe Kunststücke aller Art zeigte. Auf der andern Längsseite des Tisches saß der Gouverneur allein mit Tao, dem Sekretär, und unterhielt sich durch dieses Medium mit seinen Gästen. Williamsons Monokel interessierte ihn, wahrscheinlich sah er es zum ersten Male. Er wünschte das Glas in sein Auge zu setzen, doch seine ungeübten Muskeln verstanden es nicht, dasselbe festzuklemmen. Voller Fingerabdrücke gab er es zurück. Williamson zog sein seidenes Taschentuch hervor, reinigte das Monokel lange und sorgfältig und setzte es wieder mit der Nonchalance des Weltmannes ein.

Zu essen gab es die verschiedensten chinesischen Delikatessen, von denen viele aus Peking und Schanghai kamen.

Dazu Weißwein, roten, französischen und russischen Champagner in Kognakgläsern, Schnäpse. Auch in Zentralasien versteht man zu leben.

Irgend etwas hatte unseren Gastgeber geärgert. Ein Soldat erschien unter der Türe. Einige Worte wurden gewechselt, mehrere Ohrfeigen vom Tao-Tai persönlich ausgeteilt. Diese waren zwar im Programm des Theaterdirektors nicht vorgesehen, aber sie bildeten trotzdem einen Teil der Unterhaltung.

Auf der Bühne wurde inzwischen geredet, getanzt, Schwerter wurden verschluckt, volle Weingläser aus dem Nichts herbeigezaubert und Bälle jongliert. Die einzelnen Nummern des Programms wurden von den Gästen aus einem chinesisch geschriebenen Repertoire (das keiner lesen konnte) ausgewählt. Wenn ein Stück zu Ende war, erschien die Heldin bei den Zuschauern und erwartete eine Belohnung von dem Besteller. Hierauf eine kleine Pause auf der Bühne. Die papiernen Scheine, die Geld bedeuteten, wurden öffentlich gezeigt und der Name des Spenders ausgerufen.

Wir schnitten an diesem Abend schlecht ab. Keiner von uns hatte Geld mitgenommen. Tschu, der Sekretär des britischen Konsuls, der neben Trinkler saß, hatte welches, log aber frech, denn er brauchte später selber sehr viel, um sich die Sympathien der „Primadonna“ zu erwerben.

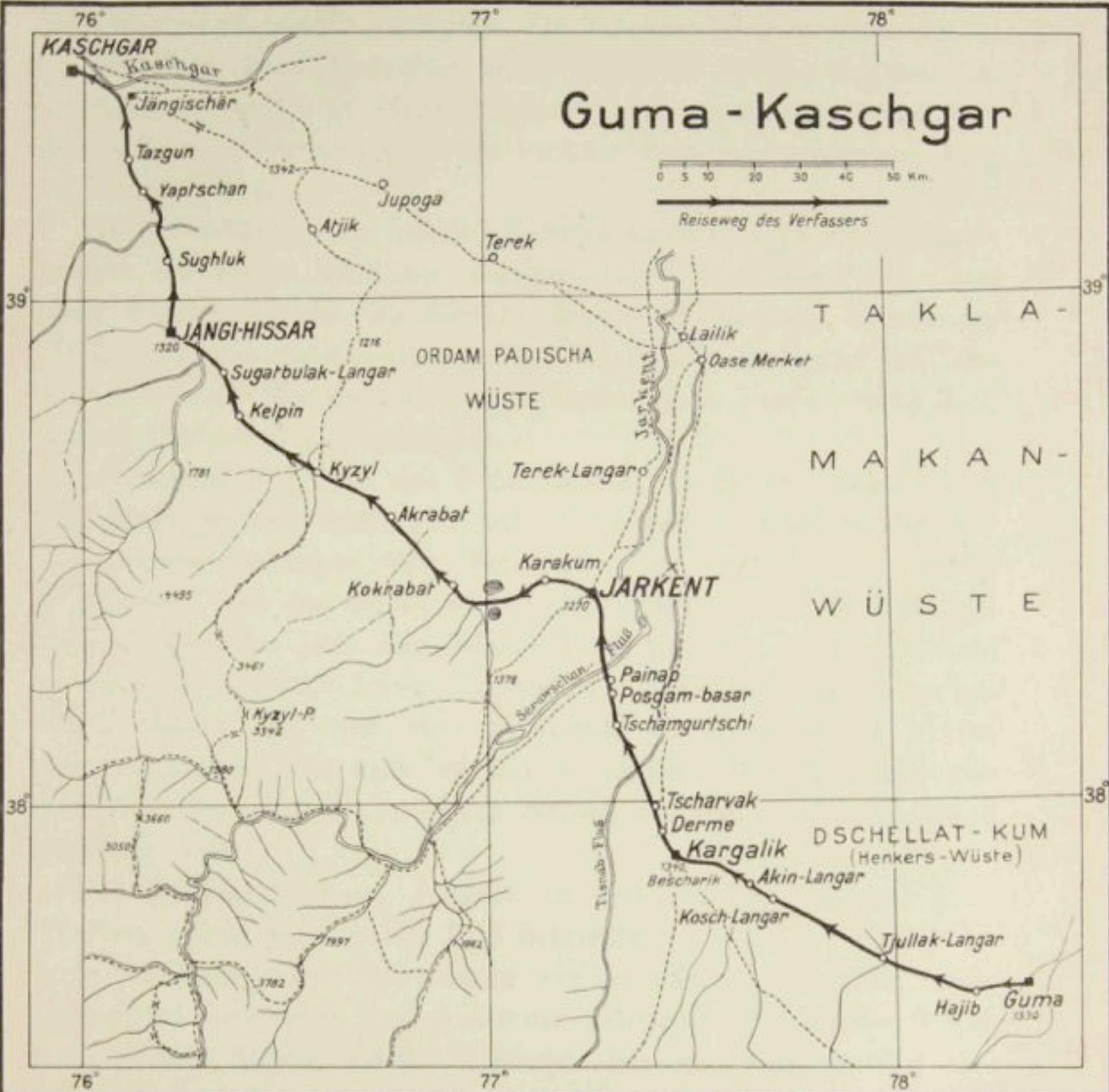
Folgenden Tages spielte ich Tennis auf dem britischen Konsulat, wo wir zum Diner eingeladen waren. Williamson war ein vollendeter Gastgeber. Cocktails wurden getrunken, Niersteiner stand auf dem Tisch. Wir sprachen von Filchners Erlebnissen in Tibet. Eine Geldsendung war für ihn in Kaschgar angekommen, die nun wohl am besten nach Leh weitergeleitet würde. Filchner war also nicht tot, wie die Zeitungen berichtet hatten, sondern von der Regierung des Dalai-Lama nach Indien abgeschoben worden.

Hier endlich errieten wir auch den Zusammenhang, den Filchners Reise mit einem Brief hatte, der uns vom Postmeister in Guma gebracht worden war und welchen wir ihm übersetzen sollten. Das Schreiben war an Rev. Jack Mathewson, einen Begleiter Filchners, adressiert, der Briefumschlag aufgeschnitten; die Anrede lautete „My dear Jack“. Dr. Filchner hatte offenbar beabsichtigt, den Weg nach Kaschgar zu nehmen. Niemand von uns konnte damals ahnen, welches die Gründe seines Programmwechsels gewesen waren.

Um nicht spät nachts den weiten Weg nach Hantscheng gehen zu müssen, waren für uns auf dem Konsulat die Gastzimmer hergerichtet worden. Das Frühstück am nächsten Morgen war spät, jedoch ausgezeichnet, ein herrliches englisches Morgenessen, bei dem sogar der Schinken nicht fehlte.

Auf den folgenden Sonntag hatten Törnquist und Fräulein Larssen sämtliche Schweden zum Tee nach Hantscheng eingeladen: Palmberg und Ahlbert mit ihren Frauen, Norstedt und Miß Wingate, die Engländerin war und der Missionsschule vorstand.

Am Montag (2. Dezember) erhielt Dr. Trinkler einen Brief aus Jarkent, worin Hermannsson mitteilte, daß unsere beiden Ladakher mit dem Gepäck angekommen waren. Eine unerwartete freudige Überraschung, die uns alle mancher Sorge enthob, enthielten doch





diese Kisten beinahe die gesamten wissenschaftlichen Sammlungen, die Instrumente und zahlreiche photographische Aufnahmen.

Dr. de Terra und ich reisten nun wieder nach Jarkent zurück; er beabsichtigte, von dort aus mit einer kleinen Karawane nach dem Kuen-lun-Gebirge aufzubrechen, ich wollte mein photographisches Material verarbeiten. Dr. Trinkler blieb in Hantscheng; er gedachte einen Abstecher nach Nordosten in die Gegend von Maralbaschi und das Mazar-Tagh-Gebirge zu machen. Kurram, der seit Monaten sein hinteres rechtes Bein nachschleppte, kam mit mir.

Wieder wohnten wir bei der Familie Anderssen in Jangi-hissar, welche ihr erstes Kind vor wenigen Jahren verloren hatte. Auf dem kleinen Grabe im Garten lagen die letzten, erfrorenen Blumen, allein die tägliche, mühevollen Arbeit im Spital und der frohe, wenige Monate alte Junge ließen dem Paare wenig Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen.

In Jarkent begrüßte uns Sabur Malik. Auch Azis Scheik kam an, allein er sah nicht gut aus. Sein ganzer Kopf schien geschwollen; er klagte über Schmerzen im Unterleib. Fräulein Martensson, die das Spital führte, hatte ihm bereits Medizin gegeben, er sollte sich nun wieder hinlegen, um möglichst bald gesund zu werden. Unser Gepäck war vollzählig, kein einziges Stück fehlte. Es war eine glänzende Leistung dieser beiden Diener gewesen, die nach all den durchgemachten Entbehrungen sich freiwillig zum nochmaligen Marsch ins unwirtliche Hochland gemeldet hatten.

Die Zollbeamten von Jarkent untersuchten das Gepäck nach Waffen, waren jedoch sehr bald befriedigt.

In täglicher Arbeit verbrachten wir die nächsten Wochen. Hermannssons bewirteten uns wiederum glänzend. Die einzige Sorge bildete Azis Scheik, dessen Zustand sich von Tag zu Tag verschlimmerte. Fräulein Martensson pflegte ihn wie einen Bruder. Sie opferte ihren Schlaf, um nachts nach ihm zu sehen; dies alles zwischen ihrer aufregenden und nervenzerrüttenden Arbeit als Hebamme. Seit bald zwanzig Jahren war sie in Chinesisch-Turkistan. Sie kannte das große Elend der reichen wie der armen

Turkifrauen, die in dunklen, jeder Hygiene spottenden Löchern leben und dort ihre Kinder zur Welt bringen mußten. Oft wurde sie erst gerufen, wenn die Eingeborenengeburtshelferin versagt hatte. Dann stand sie einer grauenhaften Arbeit gegenüber. Schmutz, Krankheit, Unkenntnis und Unverstand waren die Feinde, gegen welche sie seit Jahren ankämpfte. Unendlich viel hat sie durch große Selbstaufopferung zur Linderung des Loses ihrer mohammedanischen Schwestern in Jarkent beigetragen, und doch ist die Ernte ihrer Saat gering. Eines Nachmittags kam sie nach Hause und erzählte von der Frau eines Eingeborenen, die sich erhängt hatte. Sie war oft in das Spital gekommen, bald um Medizin zu holen, bald um zu plaudern. Nun hatte ihr Mann plötzlich eine junge Frau ins Haus genommen, deren Dienerin sie werden sollte.

Azis Scheik starb bald. Er hatte schon etliche Tage stark phantasiert. Fräulein Martensson stellte die Diagnose auf Flecktyphus, eine Krankheit, die allerdings in den vielen Jahren ihres Aufenthaltes in Jarkent noch nicht vorgekommen war.

Nach diesem betäubenden Ereignis kamen die Weihnachtstage. Eine richtige Weihnacht, mit Tannenbäumchen, Liedern und Geschenken. Die gute Frau Hermannsson tat alles, um uns einen unvergeßlich schönen „Julklapp“ zu bereiten.

Am 27. Dezember zog de Terra mit seiner Eselkarawane ins Gebirge. Abdul ging mit ihm, Habiba war mit Dr. Trinkler, ich hatte Sabur Malik, der später mit mir nach Kargalik gehen sollte, um dort einige Kamele für unsere bevorstehende Wüstenreise zu kaufen.

Wenig Schnee war bisher gefallen, dagegen hatte die Winterkälte mit aller Strenge eingesetzt. Am Neujahrsmorgen saß ich bei Hermannssons im Wohnzimmer, als plötzlich de Terra unter der Türe erschien. Aufgeregt erzählte er von seinen unzuverlässigen Leuten, von einer verlassenen Karawane, vom Ritt in stockfinsterer Nacht; aber die eigentliche Ursache des Mißgeschickes erfuhr ich erst nach Tagen. Dr. de Terra hat dieses Reiseerlebnis in einer Schilderung: „Gott schütz dich, Feringi!“ aufgezeichnet:

„Vor zwei Tagen war ich von der winterlich schlafenden Oase

aufgebrochen, deren hohe bereifte Pappelgruppen die fahlgelben Mauern der großen Handelsstadt Jarkent überragen. Wie ich, in einen weißen Schafpelz gehüllt, an der Spitze meiner kleinen Karawane durch das Stadttor ritt, rief mir ein alter Bettler nach: ‚Gott schütz dich, Feringi (Fremdling)!‘ Aber kaum daß ich aus dem Sattel dankte — denn wie oft haben diese vom Elend gezeichneten Menschen mir leere Worte nachgerufen und Kupfergeld dafür bekommen! Die kokett geschwungenen Dächer der kleinen chinesischen Tempel hatte ich angelacht und war im scharfen Trabe hinaus in die Ebene geritten. Die breitete sich um mich in ihrem Winterreif wie etwa ein alter Zinnteller, der das himmlische Licht auf seiner gerauhten Fläche nicht mehr zu spiegeln vermag. Meine Augen suchten nach Lebendigem und meine Gedanken nach einem letzten Gruß von außen — und der war diesmal von einem fremden Bettler gekommen.

So ritt ich am zweiten Tage dem ‚Kisil Tagh‘, dem ‚Roten Gebirge‘ entgegen, meiner Karawane voraus, die am Morgen von einer Einöde verspätet aufgebrochen war. Der Weg, dem ich folgte, war von Kamel- und Pferdehufen getreten und erschien mir als schmaler Strich in unabsehbarer Schotterfläche. Nebeldunst trieb in knisternden Schwaden am Gesicht vorbei und legte sich mit Rauhreif in meinen Bart und in die braune Mähne meines Kirgisenponys. Nur das Klingen der Hufe an den Kieseln und das Knarren des Sattelzeuges waren wie eine schwache Melodie in der kalten Stille. Aus der ersten Hügelreihe kam eine Kirgisenfamilie auf vier würdig schreitenden Kamelen geritten. Die roten Spitzkappen der Reiter über den langen weißen Pelzen und die grün und gelb gestickten Kleider der Frauen gaben dieser Reisegesellschaft etwas Freundlich-Feierliches. Das dumpfe Geläut einer Kamelglocke schwang wie ein Gruß zu uns hinüber. Tief sanken unsere Tiere in den Lößstaub des Tales, aus dem der Weg sich zur geringen Paßhöhe entwand, die mir nun den Blick frei gab auf das ‚Rote Gebirge‘. Wirklich — wie eine blutige See wogten die Berge vor meinen Augen, bald in steilen, bald in sanft gekurvten Hängen auf und nieder, und wie schaumzerrissen schienen diese roten Gesteinskämme an der Schneeregion

des Hochgebirges im Süden zu branden. In einem der Täler machte ich halt, um auf die nachziehenden Gepäcktiere zu warten. Meine beiden Begleiter, der kleine Abdul aus Nordindien, und Isa Beg, ein schon weißbärtiger Turkmene, hielten auf einer Sandbank in dem völlig vertrockneten Flußbett. Tamarisken- und Kameldornsträucher ragten daraus hervor, und sein Geröll war zu Mauern gehäuft, zwischen denen wir lagerten.

„Deine Feldflasche, Sahib, ist voller Tee“, sagte Abdul schmunzelnd, „du hast wieder in die Zukunft gesehen, denn wie konntest du wissen, daß es hier kein Wasser gibt? Ach, Herr, wie klein ist mein Gehirn gegen das deine!“ Und mit dieser für ihn ewig unfruchtbaren Erkenntnis zieht er los, um Brennholz zu sammeln. Am Feuer warten wir halbschläfrig, und die Stunden vergehen. Fahles Abendlicht leuchtet an roten Talwänden. Alle irdischen Farben und Formen scheinen in die Abendwolken projiziert, aus denen ein magisches Licht diese urweltliche Landschaft übergießt. Zu solcher Stunde fordert eine kosmische Majestät der Natur vom Menschen weiter nichts als Unterwerfung, Anbetung. „Allah ist groß!“ sagt der Alte neben mir, und wir starren in die Flammen des Feuers und horchen in das dunkelnde Tal. Kein Laut aber kündigt das Nahen meiner Tiere. Plötzlich steht Abdul mit gespanntem Gesicht auf: „Karawan kelaedur!“ (Die Karawane kommt!) ruft er und läuft in das Dunkel. Kaum daß wir zu atmen wagen, damit uns kein Laut entgehe; doch die schweigende Nacht gibt auf unser Rufen keine Antwort. Ein Stein löste sich wohl von der Talwand, und das Echo seines Falles hatte uns genarrt. Kein Zweifel, die Lasttiere mit Zelten und Proviant würden nicht mehr kommen. Was mochte ihnen nur zugestoßen sein? Wir teilen die spärlichen Reste einer Mittagsmahlzeit, die wir in der reichlichen Glut des Lagerfeuers wärmen. Ich merke, wie meine Diener auf meinen Entschluß warten.

„Wir werden jetzt zurückreiten“, sagte ich, „zu jenem Serai, den wir heute morgen verließen, denn die Kälte zwingt uns dazu.“

„Der Halbmond kann uns noch wenigstens für zwei Stunden zum nächtlichen Ritte leuchten“, meinte der alte Isa Beg, der schon lange nach Sicherheit witterte.

So verließen wir den knisternden Gluthaufen unseres Feuers und zogen in die Nacht hinaus. Lange wollten die Augen sich nicht an das Dunkel gewöhnen. Die Pferde stolperten und waren unruhig, solange wir sie über Geröllhaufen führten. Einmal auf den Wegspuren, überließ ich es dem Instinkt der Tiere, die Bodenhindernisse zu umgehen, und merkte, wie sie öfters den Kopf tief zum Boden senkten, als ob sie sich immer wieder des rechten Weges vergewissern müßten. Wie matt aber die Sterne blinkten, wie unheimlich der Mond jetzt vor einem silbergrauen Schleier verschwamm, wie aus der Ebene bleichende Nebel herankrochen, in denen alle Farben der Berge zu nächtlichem Grau verblaßten.— All das schien wie ein unkörperlicher Todfeind mich zu umzingeln. Den will ich mit meinen Augen stellen und starre über die Ohren meines Ponys auf den Weg, auf diese dunklen Fährten, die unsere Tiere heute mittag im Sande hinterließen. Wenn ich vorausblicke, sehe ich sie nicht mehr, aber doch bleiben sie unter mir — bald sich weitend, um mit dem Dunkel der Ebene zu verschmelzen, bald deutlich und überraschend in Form feiner schwarzer Streifen aufzutauchen. An *die* klammern sich meine Blicke wie an das Tau, das einem Schiffbrüchigen zugeworfen ist. Der Weg, der Weg! Plötzlich weiß ich: Du reitest durch die Neujahrsnacht. Irgendwo, weit, weit in der Ferne sitzen Freunde bei heißem Getränk und warten scherzend auf den Glockenschlag. Ich glaube fast schon das ergreifende Geläut von Kirchenglocken zu hören — da — wo ist der Weg, mein Weg, an den ich mich halten muß, wo das bißchen Mondlicht, das mir eben noch die Spuren erkennen half? Hastig wende ich mich im Sattel und suche am Himmel nach einem Lichtschimmer, nach — vielleicht — einem einzigen Licht. Aber wie sollen die Gestirne mir scheinen, da ich im dichtesten Nebel reite? Der Nebel, dieser Dieb, stiehlt mir auch schon meine Begleiter — gespenstisch sind sie mir entrückt, ich höre sie immerfort Gebete murmeln. Ein Streichholz flammt auf — gerade daß ich die vereiste Mähne meines Ponys sehe, das nun wieder stehen bleibt. Der Weg ist verloren, denn mein Tier gibt die Führung an den Reiter zurück! Rasch flammen andere Streichhölzer; aber sind sie nicht wie das Spielzeug eines Kindes

oder wie ein Zeitvertreib, mit dem man vor der Erkenntnis einer drohenden Gefahr zu flüchten sucht? Wir steigen ab, gehen eine Strecke weit zurück und in einem flachen Bachbett auf und nieder.

Die Wegspur — der einzige Gedanke, dem Gehirn und Instinkt jetzt folgen. Glücklicherweise nach zehn Minuten hat das letzte Licht mir die Spuren wieder gegeben, auf denen wir dann zögernd weiterreiten. Nun muß die große Schotterebene kommen, und über diese hilft das Zündholz uns immer ein wenig vorwärts. In seinem dünnen Licht sehe ich den alten Isa Beg schattenhaft im Nebel hinter mir Schritt reiten. Er hat die Hände vor das bärtige Gesicht erhoben, und sein Gebet, das immer wieder mit ‚Allah, il Allah!‘ beginnt, klingt wie Geisterruf aus großen Fernen. Daraus glaube ich nun wieder das Läuten der heimatlichen Neujahrglocken zu hören und menschliche Stimmen, die das kommende Jahr in vorlauter Heiterkeit begrüßen. Meine Stunde ist gewiß eine andere als die ihrige, aber dem Gefühl gegenüber ist die Zeit relativ. Wenn sie ahnen könnten, wie ich bei bitterer Kälte hier halb verirrt im Nebel reite! Aber was wißt ihr fernen Freunde, die ihr in warmen hellen Räumen für Augenblicke feiert, über euren Weg, den ihr im neuen Jahr gehen werdet? Ich weiß ja, so sicher seid ihr Silvesterfreudigen alle nicht, daß ihr mir, dem nun hoffnungslos Verirrten, verständnislos zusehen könntet bei meiner Unruhe und diesem Kampf um einen Weg, der allein gefunden sein will. Soviel wie ich um eure Unsicherheit weiß, ihr fernen Menschen, soviel wußte der Bettler von gestern vielleicht um meine Gefahr?

Mein Zündholzvorrat ist nun zu Ende, und die Spuren habe ich längst verloren! Ins Ungewisse werden wir weiterreiten müssen; aber dann wird die Kälte uns umklammern, die uns mit eisigen Fangarmen schon jetzt mürbe zu machen versucht. Wir tappen im Kreise herum, eine halbe Stunde, eine Stunde, und immer mit der Hoffnung: gleich muß ich die Wegspur sehen. Da fahre ich plötzlich zusammen vor einem grauenhaften Ton, der aus dem Nebel kommt! Wie fernes Kinderweinen, aber mächtiger und

sehnsüchtiger, genau so wie die Schakale singen, wenn die Nächte kalt und ihre Beute selten ist. ‚Die Mauserpistole ist vor einigen Wochen gebrochen‘, murmle ich vor mich hin und suche in meinen Taschen mechanisch nach einer Waffe; aber mit Taschenmessern gegen Schakale kämpfen wäre ebenso lächerlich, als mit Streichhölzern hier den Weg wieder zu finden versuchen. Den Frost fühle ich jetzt wie offene Schnittwunden im Gesicht; aber mögen die Schakale nur kommen, noch bin ich nicht verloren. Warum? Eine unbestimmte Hoffnung, ja ein Glaube an Rettung ist in mir, über den ich niemandem Rechenschaft zu geben vermöchte. ‚Sahib, Sahib!‘ schreit es plötzlich durch den Nebel, in den ich wie rasend vorwärts springe und der mit seiner finsternen Kälte etwas vom Wesen des Weltraumes hat. Ein Licht schwankt dort, und daneben taucht Abdul im zottigen, vereisten Schafpelz auf. In überstürzten Worten schildert er, wie er — nach Streichhölzern suchend — in seiner Satteltasche eine kleine Laterne mit einem Kerzenstumpf fand! Ja, auch ein Zündholz findet sich noch, und nun brennt die Laterne! Ich übergebe dem glücklichen Finder die Zügel meines Ponys und laufe mit der Laterne in jene Wegrichtung, wo die Spur verlaufen muß. Wunderlich rasch habe ich die nun wieder gefunden. Aber — wird die kleine Kerze mir noch bis zum Ziele leuchten können, muß sie nicht erlöschen, bevor wir den Fluß und die Lehmhütten erreichen? Ich renne voraus, die Pferde und Diener stolpern nach, denn die Brenndauer der Kerze will ausgenützt sein! Hoch erhoben halte ich mein Rettungslicht in der rechten Hand und laufe dergestalt in das neue Jahr hinein, das so grauenhaft dunkel ist. Aber wie ich jetzt um mein Leben renne — so denke ich —, laufen auch andere, ferne Menschen im neuen Jahre um das ihre. Ich will mein Leben; also laufe ich — denn Stillstand ist vielleicht Tod. Wie lange solch ein Kerzenstumpf doch brennt! Er ist noch etwa zwei Zentimeter hoch und schon neigen die Spuren im Sand sich der Ebene des Flusses zu. Aber wie soll ich in diesem Nebel die Pappeln der kleinen Oase wiederfinden und die hohen chinesischen Wachtürme an der Brücke? Mein Herz klopft fiebernd in Erwartung, diese Türme zu erspähen. — Jetzt tauchen zwei dunkle Massen vor mir auf,

und das sind die ersehnten Wahrzeichen! Laufend erreiche ich die Brücke und schwanke der Lehmhütte zu, an deren Holztor wir ungeduldig klopfen.

Lange Zeit bearbeiten unsere Fäuste vergeblich die schwere Türe; doch endlich wecken sie die Schläfer. Der dunkle Wohnraum, in den ich erschöpft eintrat, wurde durch einige gelbgrünglimmende Scheiter vom Kaminfeuer her schwach beleuchtet. Eine chinesische Soldateska schlummerte dort unter schmutzigen Filzdecken. ‚Salaam-i-aleikum‘, rief eine schlaftrunkene Stimme aus dunkelster Ecke, aber ich überhörte den so vertrauten Gruß des turkmenischen Wirtes und warf mich neben die Soldaten ans Feuer. Wie ich in die knisternde Kaminglut starrte, merkte ich, daß ich die Laterne noch immer in meiner Hand hielt. Da sah ich das sterbende Lichtstümpchen verglühen, und dahinter schien der alte Bettlerkopf aufzutauchen, der mir zunickte. — ‚Gott schütz dich, Feringi!‘“

Das neue Jahr fing wirklich schlecht an. Es dauerte einige Tage, bis jedermann auf der Missionsstation das Gleichgewicht wiedergefunden hatte. Ich schlug de Terra vor, mit mir nach Kargalik zu kommen, um von dort aus seine Exkursionen neu zu beginnen.

Am 6. Januar 1928 war unser ganzes Gepäck auf dem weiten Hofe zerstreut, und beim Aufladen auf die gemieteten Arabas hatte ich die üblichen Klagen der Fuhrleute abzuhören, die behaupteten, daß all die Kisten, Säcke und Koffer auf den Wagen nicht Platz hätten. Diese sahen auch wirklich bedenklich aus. Die Räder waren derart geflickt und zusammengenagelt, daß de Terra prophezeite, sie würden noch vor dem Stadttore zusammenbrechen.

Und er bekam recht!

Ich hatte inzwischen einen Mann namens Faisal Ali Khan eingestellt, der behauptete, etwas von Karawanenarbeit zu verstehen. Sein Dienstverhältnis dauerte jedoch nicht lange, denn sobald seine Anstellung bekannt wurde, meldeten sich verschiedene Leute, denen er Geld schuldig war, und die von mir nun einen Bürgschaftsschein für die entlehnten Summen verlangten.

Um zehn Uhr waren Wagen und Esel beladen und verließen die



35. Erlegter wilder Yak



36. Rückblick vom Khitai-Dawan



37. Der letzte Yak



38. Kirgisengräber im oberen Karakaschtal



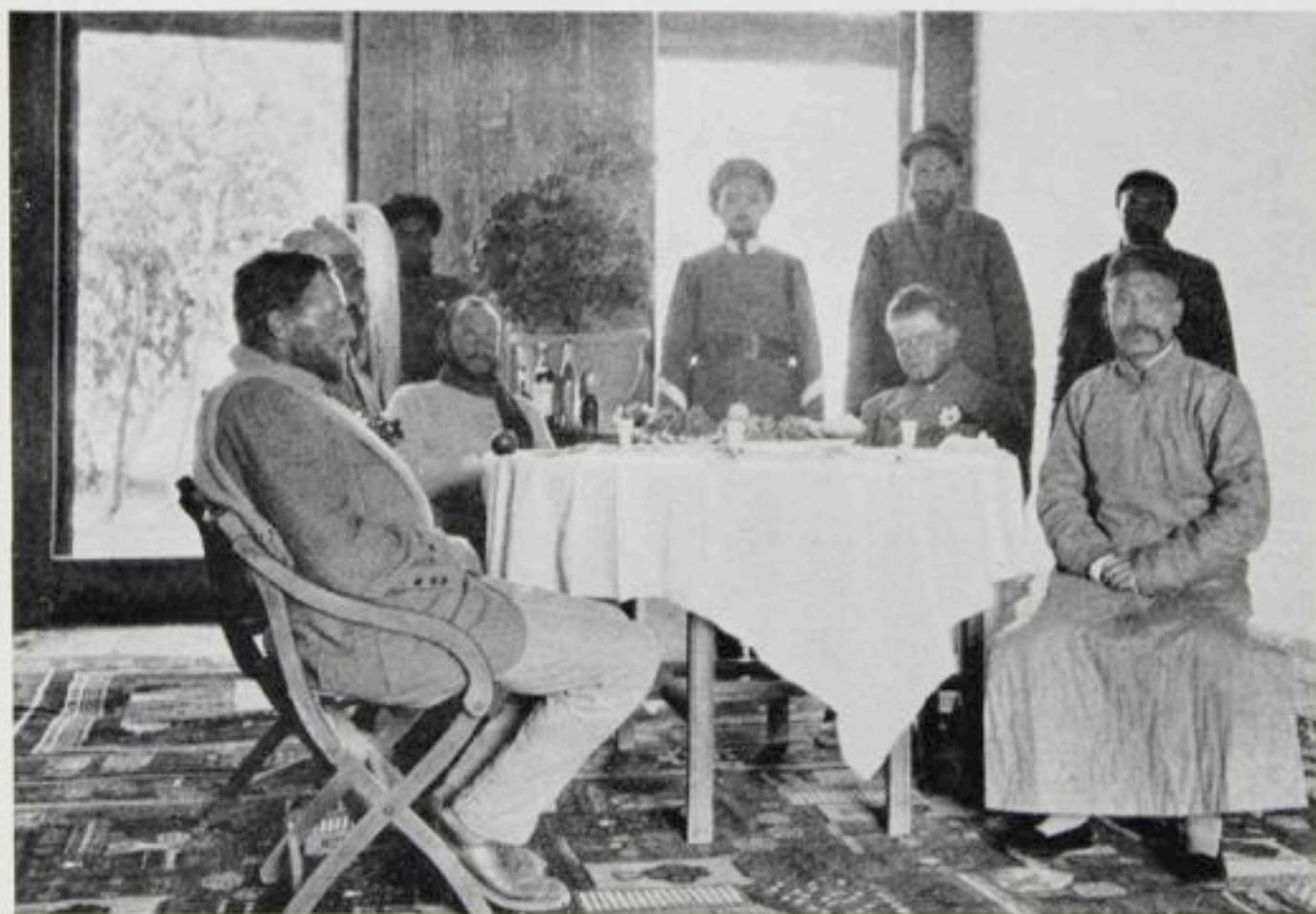
39. Kirgisenfrau



40. Kirgisen hören andächtig die Klänge eines veralteten europäischen Schlagers



41. Yaks als Reittiere über den Sanjupaß



42. Als Gast beim Amban von Guma

Missionsstation. Eine Stunde später folgten wir ihnen. Hermannsson ritt ein Stück Weges mit uns. Wie de Terra es vorausgesagt hatte, war noch innerhalb der Stadtmauer das erste Wagenrad in die Brüche gegangen.

Es war ein nebliger Tag, nicht so kalt wie früher, als wir auf der staubigen Landstraße Posgam entgegenritten. Der alte Isa Beg, der den Ritt in der Silvesternacht mit Dr. de Terra gemacht hatte, war uns als Begleiter vom Amban von Jarkent mitgegeben worden.

All die Felder lagen brach. Diese ganze Landschaft hätte ebensogut in Mittelitalien sein können. Wie dort waren auch hier die Äcker und Wiesen durch Baumreihen abgegrenzt, die im Frühjahr das Laub für die Seidenraupen und im Winter Brennholz liefern. Und es schien viel Holz verbraucht zu werden; wo immer man hinritt, überall begegnete man den zahlreichen Holzfuhrn, die nach den Städten und Dörfern gebracht wurden.

Die Straße von Jarkent nach Posgam hat außer dem Übergang über den Serawschanfluß nichts Nennenswertes. Wir waren diese Strecke schon einmal gegangen, vor zwei Monaten, im Wagen, wie in einen Käfig gepackt, so daß wir von der Gegend kaum etwas gesehen hatten.

Eine Fähre vermittelte den Verkehr von einem Ufer zum andern. Eine Karawane von vierzig Kamelen war eben im Begriff, den Fluß in einer seichten Furt zu durchqueren. Zwei Leute ritten auf Kamelen voraus, um die Tiefe des Wassers und den Grad der Vereisung festzustellen. Im Flusse trieben eine Menge Eisschollen, und das Wasser reichte den Tieren bis zur Brust; es war zu tief, um mit den mit Wolle schwerbeladenen Kamelen die Durchquerung wagen zu können. Die Fähre mußte benützt werden. Die Lasten wurden abgeladen, ins Boot getragen und die Tiere einzeln durchs reißende Wasser geführt.

Inzwischen hatte sich auf beiden Ufern eine größere Anzahl von Leuten mit beladenen Eseln, Pferden und Wagen angesammelt. Alles, selbst die Mepas, die einheimischen Reisewagen, fanden in dem flachen Boote Platz. Die Tiere schienen an diese Überfahrten gewöhnt zu sein, keines zeigte sich störrisch oder

machte Schwierigkeiten. Wir hatten drei solcher Flußarme zu durchqueren. Dazwischen lag das ausgetrocknete Flußbett, das im Hochsommer von den aus dem asiatischen Hochgebirge kommenden Schmelzwassern ausgefüllt wird.

Posgam ist durch die vielen und großen Kröpfe seiner Einwohner bekannt. Jeder zehnte Mann hat in diesem Ort einen normalen Hals; die übrigen neun erfreuen sich aller möglichen Formationen, von der leichten Anschwellung bis zum hängenden Sack.

Wir hatten unsere Karten zum Amban von Posgam geschickt und erhielten nun als Begleiter einen Mann zugeteilt, mit einer Jacke, die voller chinesischer Schriftzeichen war. Ein netter, bescheidener Kerl, der vorausritt, sobald es galt den Weg zu zeigen oder Platz zu machen, sich sonst aber hinter uns hielt.

Kurz vor Mittag waren wir am Tisnabflusse, der sehr wenig Wasser führte, so daß wir die Abkürzung über eine Furt benutzen konnten und nicht den weiten Umweg über die Holzbrücke nehmen mußten. Ein Torbogen über der Straße jenseits des Flusses kennzeichnete die Grenze zwischen den beiden Distrikten Posgam und Kargalik. Hier zog unser Begleiter seine bunte Jacke aus und ritt nun als gewöhnlicher Sterblicher mit uns weiter.

Von Posgam nach Kargalik sind es elf Potai oder siebenunddreißig Kilometer. Sabur Malik war vorausgeritten, um einen guten Serai für uns ausfindig zu machen, da ich beabsichtigte, bis zur Ankunft Dr. Trinklers dort zu bleiben. Nun hatte er in einem guten Hause, das sogar Fenster besaß, zwei Zimmer ausräumen, Teppiche auf den Boden legen und die Wände mit Tüchern bespannen lassen. Über dem Eingang hing eine rote Flagge mit weißen „Welcome“-Buchstaben. Auch ein W. C. hatte er auf dem Dache für uns eingerichtet. In diesem Hause ließ es sich leidlich gut wohnen, wenn man nicht allzu hohe Ansprüche stellte.

Inder besuchten uns mit ihrem „Weißbart“ oder „Aksakal“, dem Vertreter des britischen Konsulates. Paßbeamte wollten unsere Namen wissen, und beim Abendessen stand plötzlich Hadschi Haschim Beg, den wir in Suget-Karaul getroffen hatten,

vor uns. Er erzählte uns vieles, unter anderem, daß der Amban von Suget-Karaul von seinem Vorgesetzten in Guma um dreißig *Seer*\* gebüßt worden sei, weil er uns zur Kamelkarawane verholfen hatte. Mir schien jedoch, als ob diese Geschichten eher Mittel zum Zweck sein sollten: Geld aus diesen Europäern zu quetschen.

Der Yamen, das Regierungsgebäude, lag nicht sehr weit von unserer Wohnung. Wir hatten dort unseren Besuch auf den 10. Januar angesagt. Es war gerade Markttag und die Straßen voller Menschen von den umliegenden Dörfern und Höfen. Wir waren zu Pferd, und die Leibwache des Ambans geriet bei unserer Ankunft in nicht geringe Aufregung. Soldaten suchten ihre Kameraden in den verschiedenen Höfen. Kleider, die nach Uniformen aussahen, wurden angezogen und der Versuch unternommen, ein Trüppchen von sechs Uniformierten mit Gewehren in der Hand zusammenzustellen. Es blieb jedoch beim Versuch.

Eine große gaffende Menschenmenge hatte sich im Hofe angesammelt. Nach einer Weile wurden die schweren Tore geöffnet. Ein Diener schritt mit unseren hochgehobenen chinesisch-roten Visitenkarten über den offenen Platz, an dessen Ende uns Feng-Tsing-Tao, der Amban, empfing. Er führte uns in ein Zimmer, dessen Wände voller chinesischer Gedichte und Photographien hingen, darunter ein Bild unseres Gastgebers in der Uniform eines Polizeioffiziers in Peking. Er sprach Englisch und schien sich wirklich zu freuen, die Kenntnisse aus seiner Jugendzeit wieder an den Mann bringen zu können. Mit Eifer diskutierte er Fragen der Photographie, Medizin und Politik; sein Lieblingsthema war die Reise von Peking über Semipalatinsk nach Urumtschi.

Ganz geläufig war ihm die fremde Sprache doch nicht; er wechselte häufig telegraphieren mit photographieren. Allein es war doch angenehmer, mit ihm direkt verkehren zu können, als durch verschiedene Dolmetscher. Von Peking sprach er wie vom Paradiese. Die Autos, die es dort gab, und Ford stellte in seiner

---

\* 1 Seer = 4,20 Franken, 3,35 Reichsmark.

Fabrik in Amerika alle sechzehn Minuten einen Wagen fertig!  
Ja, diese Amerikaner!

Wir mußten zum Essen bleiben. Vorher wurden jedoch durch einen Diener sämtliche Nägel, an denen die Photographien hingen, mit einem Hammer in die Wand geschlagen! Weshalb? — Wir wußten es nicht.

Als wir gegen Abend in unsere Wohnung zurückkamen, wartete eine chinesische Theatertruppe auf uns und bat um die Erlaubnis, eine Privatvorstellung geben zu dürfen. Mit viel Lärm und unmotivierten, vereinzelt Trompetenstößen erschienen die Artisten am folgenden Morgen wieder. Die Jugend von Kargalik strömte hinter ihnen her, auch viele Alte fanden Zeit zum Gaffen.

Das beste Programmstück war zweifellos das Boot auf hoher See. Ein Mann sollte ein junges, hübsches Mädchen ihrem Bräutigam zuführen, der in einem fernen Lande überm Meer lebte. Die Braut, scheinbar in einem Schiffchen aus Holz und Pappe sitzend, mit den Beinen jedoch auf dem Boden, ahmte durch geschickte Bewegungen die hohe See derart gut nach, daß die chinesischen Laternen, die vorne und hinten am schaukelnden Boot hingen, auslöschten. Der Schiffer schritt — auf dem Trockenen — mit seinem Ruder voraus, und es war eine äußerst tragikomische Szene, zu sehen, wie er sich anstrengte, und wie die hohen Wellen schließlich ihn und sein Boot verschlangen. Wir wollten uns nachher das hübsche Mädchen ansehen; es hatte jedoch inzwischen die Schminke aus dem Gesicht entfernt und entpuppte sich als — Mann!

Mitten in die Vorstellung hinein platzte der Amban, der uns einen Gegenbesuch abstattete.

Auch sonst fehlte es uns nicht an Unterhaltung in diesem Serai. Schon am frühen Morgen erschienen die „Hofsänger“, die uns durch ihre lauten Lieder aus dem letzten Schlummer weckten. Sie sangen ihre Bettelmelodien so lange, bis sie ein Holz-scheit, etwas Reis oder eine Münze erhalten hatten. Tagsüber kamen Blinde, Kranke, Leute mit großen Kröpfen, hübsche Mädchen mit ihren Müttern, um Medizin oder sonst etwas zu erbetteln.

Am 13. Januar erhielt ich einen Brief von Dr. Trinkler, in welchem er seine Ankunft auf die nächsten Tage ansagte. Für unsere geplante Wüstenreise hatte ich bereits vier Kamele gekauft; ich unterhandelte noch wegen eines fünften, eines prächtigen Tieres mit herrlich weißer Wolle. Es war das teuerste von allen, es sollte achtzig Seer kosten. De Terra hatte in der Zwischenzeit verschiedene seiner Tiere gegen bessere eingetauscht. Es gab Tage, an denen unser Hof wie ein Viehmarkt aussah.

Eines Morgens, auf einem Ausritt, eine Familienszene. An der Peripherie der Stadt traf ich eine Mutter, die ihre zwei Töchter von dreizehn bis fünfzehn Jahren an den Ohren und Haaren durch die Straßen schleifte und dazu unter Tränen laute Verwünschungen ausstieß. Die beiden Mädchen hatten die Nacht bei Chinesen zugebracht. Das eine von ihnen war nur mit einem Mantel bekleidet, der sich bei jeder energischen Bewegung der Mutter öffnete und den jungen, knospenden Körper erraten ließ. Der Verkehr einer osttürkischen Frau mit einem Chinesen, einem Ungläubigen, gilt dortzulande als eine große Schande: selbst wenn sie regelrecht verheiratet ist, wird sie von ihren Stammesgenossen als Dirne bezeichnet.

Eines Tages besichtigte ich wieder Kamele, die zum Kauf angeboten waren. Die Frauen des Besitzers standen unter der Haustüre. Als ich mich ihnen näherte, steckten sie alle ihre Nase in den Rockärmel; der Geruch des Ungläubigen, des Schweinefleischessers, könnte ihrer Seele Schaden zufügen!

Etwas außerhalb der Stadt lag der Chinesentempel, mit welchem die Schule verbunden war. Ein alter Wächter zeigte mir die verschiedenen Gottheiten, zündete duftende Hölzchen an, warf sich vor dem Hauptaltar nieder und murmelte Gebete — für mich. Da thronte die Göttin der Mutterschaft, eine würdige Dame mit Zwillingen, ihr gegenüber die Beschützerin des Augenlichtes, der als Dank eine Unmenge auf Holz und Papier gemalter Augen von geheilten Pilgern umgehängt waren. In einem einsamen Raume standen drei Särge mit vor Monaten verstorbenen Chinesen, die des Transportes nach ihrer Heimat, dem eigentlichen China, harrten. Kein Chinese liebt es, in fremder Erde begraben zu sein; wer reich

genug ist, läßt sich nach seinem Tode auf monatelanger Reise durch die Gobi in seine Heimat schaffen, um dort mit den Vätern vereint zu werden.

Am 23. Januar kam Dr. Trinkler an; in drei Tagen waren unsere Vorbereitungen zu Ende, und am 26. Januar brachen wir mit zehn Kamelen von Kargalik aus nach der „Dschellat-kum“, der Wüste, auf.

## Wüstenreisen in der Takla-Makan

Nun ging's zum ersten Male der eigentlichen Wüste, der *Takla-Makan*, entgegen. Wir hatten am Rande genächtigt, am Fuße eines alten Turmes, etwa drei Kilometer nördlich von Kosch-Langar, an der heutigen Karawanenstraße Kaschgar—Chotan gelegen. Unsere Karawane war in zwei Gruppen geteilt. Die ersten fünf Kamele beaufsichtigte Dr. Trinkler; sie stammten aus Kaschgar, woher er auch zwei Karawanenleute, Rose Jan und Kudret Akhun, mitgebracht hatte. Meine Gruppe, ebenfalls aus fünf Kamelen bestehend, darunter dem prächtigen, stolzen weißen Tier, wurde von Kader Akhun und Gorban Akhun, beide aus Kargalik gebürtig, besorgt. Sabur Malik war als Karawanenführer eingesetzt worden, Habiba besorgte die Küche und unsere Zelte.

Durch die Reise nach Maralbaschi hatte Dr. Trinkler eine Menge Erfahrungen gesammelt, die nun verwertet werden konnten. Vor allem waren Eis- und Wassersäcke hergestellt worden. Für die Zelte benötigten wir lange Holzpflocke und als Futter für die Kamele getrocknete Ölsamenkuchen. Der britische Konsul hatte uns ferner zwei große Wasserbehälter aus galvanisiertem Eisenblech zur Verfügung gestellt, die uns später, als der Winter zu Ende ging, außerordentlich gute Dienste leisteten.

Während ich, nachdenklich auf dem Kamel reitend, meine neuen Leute beobachtete, sah ich, wie Kader Akhun noch mehrmals nach der Stadt zurückblickte, selbst dann noch, als die letzten Bäume der Oase schon längst verschwunden waren. Sein neunjähriger Sohn hatte ihn begleitet und an seiner Seite geschluchzt. Beim Stadttor angekommen, legte der Vater seinen Arm um die Schultern des Sohnes, küßte ihn auf die Stirne und liebte seine Wangen. Dies alles mit einer Natürlichkeit und

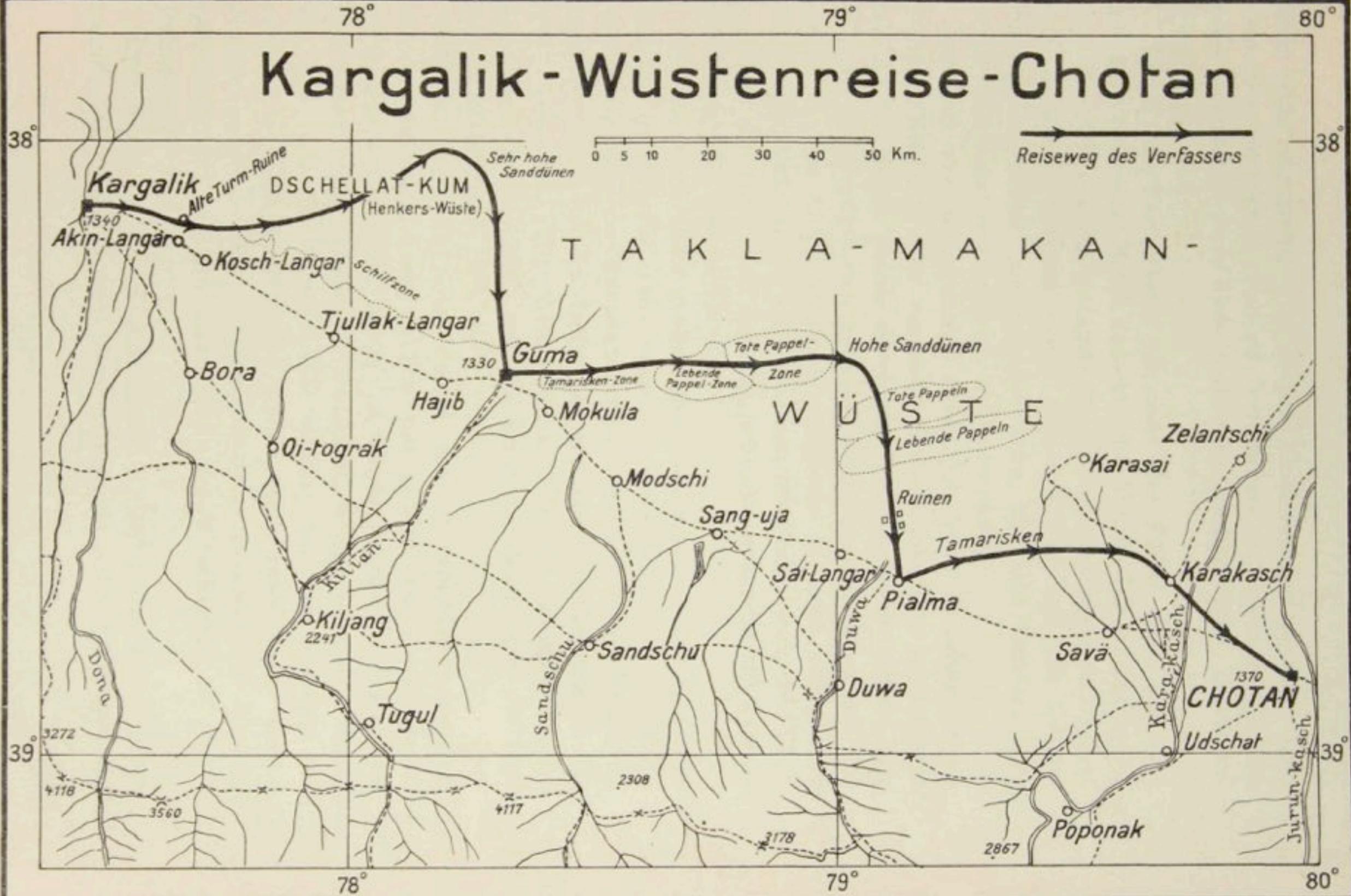
einer solchen Liebe, wie ich es bisher bei Eingeborenen noch nicht gesehen hatte. Dann erwartete ihn seine Frau am Ende der Oase und brachte ihm noch einige Leckerbissen. Sie war etliche Schritte mitgegangen, er hatte ein paar ruhige Worte mit ihr geredet, dann war sie stehen geblieben und hatte sich eine Träne aus dem Auge gewischt. Vor der Wüste fürchten sie sich alle, denn dort gehen die Geister um, die den Menschen durch Visionen und Geräusche irre führen, so daß er elendiglich darin umkommt.

Die Kamele gingen noch unregelmäßig, sie mußten sich erst aneinander gewöhnen. Oft riß einer der Stricke, durch welche ein jedes von ihnen am Traggestell des Vordertieres festgebunden; doch das waren Kleinigkeiten, die schon nach wenigen Tagen ausgeglichen sein würden.

Wir erreichten eine dichte Schilfzone, in der sich bereits die ersten flachen Dünen bemerkbar machten. Bald wurden sie dichter und höher. Dazwischen tauchten größere Tonflächen auf, die wahrscheinlich vom Grundwasser herrühren, das im Hochsommer an diesen Stellen an die Oberfläche gedrückt wird. In tiefen Sandtrichtern waren vom Flugsande oft bizarre Formen und Figuren ausgeblasen. Die Vegetation reichte nicht mehr weit, die letzten Halme verschwanden, die Dünen blieben kahl. Langsam wuchsen sie zu einem Hügelzug an, von dessen Höhe aus wir einen einzigartigen Blick in das große Sandmeer genossen. Nie zuvor schien mir der Ausdruck „Sandmeer“ passender, wie an diesem Nachmittage. Ich wunderte mich oft, daß die Kamele, deren Lasten bedenklich hin und her schwankten, nicht umkippten, wenn sie den Hängen entlang in ein Dünental hinabsteigen mußten.

Dschellat-kum wurde dieser Teil genannt; Dr. Trinkler übersetzte das Wort in „Henkerswüste“. Woher diese Bezeichnung? Niemand konnte mir später Auskunft über den Ursprung des seltsamen Namens dieser Gegend geben, in welcher mein Begleiter eine schauerliche Entdeckung machte. Am Hang einer Düne lagen einige Knochen; es war ein Schädel, bereits in Stücke zerfallen. Der Unterkiefer war erhalten, Stirn- und Nasenpartien lagen in Stücken herum. Die Wirbelsäule, die Arme, schließlich auch noch das Becken und die Beine kamen zum Vorschein, je-

# Kargalik - Wüstenreise - Chotan



78°

79°

80°

38°

38°

39°

39°

78°

79°

80°

0 5 10 20 30 40 50 Km.

Reiseweg des Verfassers

TAKLA-MAKAN-

WÜSTE

CHOTAN



doch nicht die geringste Spur von Kleidern, Geräten oder Geld. Lag hier ein Unfall oder ein Verbrechen vor? Wir konnten es nicht entscheiden, am Ende hatte die „Henkerswüste“ nicht umsonst ihren Namen.

Schnee fiel über Nacht, der unter den Füßen der Leute laut knirschte. Leichter Nebel bedeckte die Wüste, der es unmöglich machte, auch nur die geringste Entfernung abschätzen zu können. Am Horizonte tauchten einige braune Linien auf, die Dünenkämme andeuteten; sie mochten zehn, vielleicht hundert oder mehr Meter weit weg sein, ich wußte es nicht.

Im Zelt war es angenehm warm. Ich hatte in Jarkent einen kleinen Ofen aus alten russischen Petroleumkannen konstruieren lassen; der Rauch wurde durch ein Rohr ins Freie geleitet. Die Wärme verflüchtigte sich natürlich ziemlich rasch, allein ich war zufrieden, die Aufzeichnungen wenigstens in einer erträglichen Temperatur machen zu können. Denn im Freien sank das Thermometer nun täglich auf siebzehn, achtzehn, neunzehn, oft zwanzig Grad unter den Gefrierpunkt.

Die Karawane hatte große Schwierigkeiten. Die hohen, steilen Kämme ließen sich nicht mehr umgehen, und ehe man sich's versah, lag eines der Kamele am Hang, die Last unten, die langen, mageren Beine in der Luft; ausgerechnet die Eierkiste mußte dabei sein. Das Tier hatte keinen Schaden genommen, man brauchte es nur wieder auf die Beine zu stellen und die Last neu zu befestigen.

Als um vier Uhr der Befehl zum Lagerschlagen gegeben wurde, sah mich Kader Akhun mit großen Augen an, als ob er fragen wollte: hier, mitten im Sande — der Herr ist wohl nicht ganz klug! — Die Schneeschicht, welche über dem Sande lag, ließ uns die Wasservorräte sparen; das Holz war gut berechnet, so daß auch unsere Leute ein warmes Feuer hatten. Nachts legten sie sich alle nebeneinander zwischen die Kamele, möglichst nahe zusammen und deckten sich vollständig mit ihren Pelzmänteln zu.

Drei Tage waren wir schon nach Osten gewandert. Täglich machte Dr. Trinkler seine Beobachtungen; tiefes Schweigen lag

über der Gegend, nichts Lebendiges, soweit das Auge reichte. Die Vermutung, in diesem Teil der Wüste auf alte Siedlungen, vielleicht sogar auf die Seidenstraße zu stoßen, die China mit dem Westen verbunden hatte, bestätigte sich nicht. Langsam zogen wir deshalb wieder dem Wüstenrande entgegen, wo die ersten Tamariskensträucher schon von weitem auffielen. Zahlreiche Wildspuren waren deutlich im Schnee sichtbar; die Dünen wurden flacher; gelbes Schilf stand in den Senken. Dann kamen die Sandkegel, über und über mit Tamarisken bewachsen, oft acht bis zehn Meter hoch, rundum von einem tiefen Graben umschlossen, der durch die heftigen Wüstenwinde geschaffen wurde. Wir stießen auf frische Menschenspuren; Holzsammler mußten vor kurzer Zeit hier gewesen sein; vereinzelte Hütten mochten den Hirten im Frühjahr als Unterkunft dienen; jetzt waren sie leer und verlassen.

Während wir von Arakum (ara = zwischen, kum = Wüste) nach der Oase von Guma zogen, tauchte plötzlich ein Reiter auf, der den Auftrag hatte, uns zu suchen. Der Gouverneur war unsertwegen in nicht geringe Aufregung versetzt worden, als der Diener des Ambans von Kargalik ohne uns ankam. Unser offizieller Begleiter hatte es, als er die schreckeneinflößende Wüste vor sich sah, vorgezogen, mit seinem Pferde auf die Karawanenstraße zurückzugehen und auf ihr direkt nach dem nächsten Bezirksort zu ziehen. Leider sollte der Umstand, daß wir dem Manne die Erlaubnis, uns zu verlassen, gegeben hatten, später eines der Hauptargumente der chinesischen Behörden gegen uns werden. Allein mit einem Pferde durch die hohen Sanddünen zu reisen, ohne genügend Wasser für das Tier zu haben, war unmöglich. Unsere Vorräte waren genau berechnet, und mehr als einmal hatten wir den Amban von Kargalik gebeten, den offiziellen Begleiter mit einem Kamel auszurüsten. Wir hätten ihn weggeschickt, wurde uns später vorgeworfen; der Mann wurde dafür bei seiner Ankunft in Guma gleich ins Gefängnis geworfen. Fünfzig oder mehr Reiter waren ausgeschickt worden, uns zu suchen, und sobald der eine uns entdeckt hatte, raste er in gestrecktem Galopp zurück, um die ausgesetzte Belohnung zu verdienen.

Wir schlugen unser Lager am äußersten Rande der Oase von Guma auf. Die Stadt wollten wir meiden; wer uns Schwierigkeiten zu bereiten gedachte, der mußte zu uns hinauskommen. Die Situation war jetzt wesentlich günstiger als im letzten Oktober. Wir hatten unsere eigenen Transporttiere und waren somit unabhängig von lokalen Intrigen. Natürlich schickten wir unsere Karten in den Yamen; es hieß, der Gouverneur werde durch einen neuen Mann ersetzt. War das die Folge unserer Beschwerden in Kaschgar? Ich glaube es nicht, doch damals konnten wir es annehmen. Bald erhielten wir auch eine Einladung zum Essen, die wir jedoch dankend ablehnten. „Würdenträger“ kamen und gingen den ganzen Tag. Wir erneuerten inzwischen unsere Wasser- und Holzvorräte, legten frischen Proviant zu, und am 1. Februar zogen wir wieder der Wüste entgegen. Diesmal wurden uns zwei Begleiter mitgegeben, einer zu Pferd, der andere zu Fuß.

Dr. Trinkler hielt genau Nordrichtung ein. Ein Inder hatte ihm von alten Ruinen in der Wüste erzählt, die mein Begleiter nun zu finden hoffte. Stundenlang zogen die Kamele zwischen den niederen Tamariskensträuchern und den mit Gestrüpp überwachsenen Sandkegeln hindurch. Die Tiere waren schwer beladen; die Kamele aus Kaschgar hatten zudem große Druckwunden, die von nachlässiger Behandlung herrührten. Doch die Lasten sollten wiederum von Tag zu Tag abnehmen und die Märsche würden nicht allzu anstrengend sein.

Ab und zu stießen wir noch auf schmale und breitere Wege, die von den Holzsuchern begangen wurden. Auf hohen Dünen standen vereinzelte Wegzeichen, welche diese Leute aufgestellt hatten, um an trüben Tagen, wenn sie sich nicht nach der Sonne orientieren konnten, den Rückweg nach der Oase zu finden. Durch den Zeiß entdeckte ich ein ganzes Netz solcher Wegweiser, die mein ungewohntes Auge nicht zu finden vermocht hatte.

Im Lager abends wurde viel und lange geredet. Die offiziellen Begleiter erzählten unseren Leuten, welche Befehle sie erhalten. Schon beim Abendessen waren wir darüber orientiert. Das alte Mißtrauen kam wieder zum Vorschein. Man wollte wissen, was wir in der Wüste suchten. Geheimnisse sollten hinter unserer

Reise liegen; es wurde von Goldlagern gemunkelt, die uns bekannt sein sollten und die auszuplündern unsere Absicht sei!

Die Tamariskensträucher verschwanden langsam. Ein Gürtel lebender Pappeln trat an ihre Stelle. Viele derselben waren bis zur Krone vom Wüstensande zugedeckt, so daß sie wie große Büsche aussahen; die gewaltigen Stämme in deren Mitte verrieten jedoch das hohe Alter dieser Bäume.

Dann kam die dritte Zone, die der toten Pappelwälder. Seltsam bizarre Formen tauchten vor uns und auf den umliegenden Hügeln gespensterhaft auf. Ein Schlachtfeld, auf dem zwei Mächte der Natur einen zähen, erbitterten Kampf miteinander gerungen hatten: Leben gegen Tod, Wüste gegen Vegetation. Die Wüste war Siegerin geblieben und triumphierte jetzt mit ihrem Erfolge, indem sie die Reste einstiger stolzer Riesen, die sich im Todeskampfe gewunden hatten, gleichsam als Warnung jahrhundertlang stehen ließ, ehe sie dieselben unter ihrem feinen Sande endgültig begraben wird.

Selbst in der Wüste erfährt man Neuigkeiten. Sabur Malik erzählte mir, daß einer der Leute, welche der Amban von Guma aussandte, auch nach Kilian gekommen war, wo er gehört hatte, daß Dr. de Terra von dort wieder nach Kargalik hinuntergezogen sei. Was sollte das bedeuten? Auf den langen, einsamen Wüstenmärschen, bald zu Fuß, bald zu Kamel, hatte man Zeit, sich allerlei Gedanken zu machen, doch ehe wir in Chotan ankamen, bestand keine Möglichkeit, etwas Bestimmtes zu erfahren; dort würden uns sicherlich Briefe erwarten.

Die Zone der toten Pappeln lag hinter uns. Von den gesuchten Ruinen war nichts zu sehen. Allein sie konnten fünfzig, hundert Meter rechts oder links vom eingeschlagenen Weg liegen, niemand würde sie in diesem unübersichtlichen Gelände entdecken, den nicht der Zufall hinführte.

Wie mochte diese Wüste mitten in Asien entstanden sein, weshalb hatte eine Austrocknungsperiode eingesetzt, die fruchtbare Gegenden in öde Landstriche verwandelte und die Menschen aus ihren Siedlungen vertrieb? Oder hatten die einstigen Bewohner aus anderen Gründen ihre Wohnstätten verlassen? Ich hatte viel

Zeit, über all diese Fragen mit Dr. Trinkler zu diskutieren; er hat mich auf diesen Wüstenreisen auf manches und Interessantes aufmerksam gemacht. Da waren vor allem die Tonschichten, denen wir immer wieder zwischen den einzelnen Dünen begegneten. Sie konnten nur unter dem direkten Einfluß des Wassers zustande gekommen sein. Rührten sie von Überschwemmungen? Dann mußten sie sich mehrmals wiederholt haben, denn oft konnte ich drei, vier solch fester Tonlager beobachten, zwischen denen dürres Pappellaub aufgehäuft war. Auch Überreste einer einstigen Fauna ließen sich feststellen. Zahlreiche kleine, gebleichte Schnecken-schalen lagen herum, deren Bewohner vor Jahrtausenden hier ihr Dasein fristeten.

In Zickzacklinie wanderten wir vorerst nach Osten, dann nach Südosten und stießen am 6. Februar unerwartet auf eine üppige Vegetationszone. Es war die Fortsetzung, vielleicht auch das alte Bett des Duwaflusses, der aus dem Kuen-Lun-Gebirge kommt und unweit der Oase Pialma versiegt.

Die Temperaturschwankungen waren in diesen Tagen bedeutende. Um sieben Uhr morgens sank das Thermometer fünfzehn bis achtzehn Grad unter den Gefrierpunkt, zur Mittagszeit jedoch stieg das Quecksilber an der Sonne auf zweiundzwanzig Grad, um, sobald die Sonne um fünf Uhr untergegangen war, rasch wieder zu sinken\*. Die Tage waren noch recht kurz. Wir begannen unseren Marsch gewöhnlich gegen halb acht Uhr, machten eine kurze Mittagsrast und schlugen um vier Uhr, sofern der Boden einigermaßen günstig war, die Zelte wieder auf.

Die beiden Leute des Ambans von Guma hatten sich ungenügend verproviantiert. Schon seit zwei Tagen zehrten sie von dem, was ihnen unsere Leute freiwillig abtraten. Häufiger als früher erklimmen sie die Dünenkämme, von denen sie nach der nächsten Oase Ausschau hielten.

Ein Rasttag bei einer alten, vom Sande teilweise zugedeckten Hirtensiedlung, die Dr. Trinkler gefunden hatte, gab mir die notwendige Ruhe, die ich zur Pflege meines erkälteten Magens benötigte.

---

\* Die Messungen wurden mit dem Schleuderthermometer gemacht.

Dr. Trinklers Berechnungen stimmten vorzüglich: Nach einem zehntägigen Marsch durch die verschiedenen Wüstenzonen tauchte gegen Mittag des 11. Februar die Westspitze der Oase von Pialma auf. Plötzlich und ganz unvermutet hörten die Dünen auf, und eine große Sandebene lag vor uns, die voller roter Tonscherben war. Vereinzelt und dann wieder in großer Zahl lagen Stücke von Krügen und Henkeln herum, wenige wiesen einfache Verzierungen auf. Die Aussicht, hier auf interessante Funde zu stoßen, war günstig, und um nicht allzuweit von den „Täti“, wie die Eingeborenen diese Scherbenfelder nennen, entfernt zu sein, ließ Dr. Trinkler die Zelte am Fuße eines alten, halbzerfallenen Turmes, des Kara-Kir-Tim, aufschlagen.

Wir stellten folgenden Tages eine größere Anzahl Eingeborener aus der Oase als Arbeiter ein, und während ich mit denselben an der Südseite der stark zerfallenen Mauer graben ließ, um ein Urteil über den Ursprung und Zweck dieses Zeugen aus vergangener Zeit abgeben zu können, durchsuchte Dr. Trinkler die weitere Umgebung. Er brachte einige interessante Stücke zurück, vor allem plastische Ornamente, und wir beschlossen deshalb, die wenig erfolgreichen Grabungen am Turme einzustellen und dafür systematisch das ganze Tonscherbengebiet absuchen zu lassen. Auf einer niederen, kaum bemerkbaren Erdwelle kamen Reliefs, sowie eine größere Anzahl Platten zum Vorschein, die einst zu einem Tempelfries zusammengesetzt gewesen sein mochten. An anderen Orten wurden kleine Glasperlen und ein dünnes Goldplättchen gefunden, das von Hand zu Hand ging und dessen Größe in der Phantasie der Leute täglich wuchs!

An Hand von gefundenen Münzen glaubte Dr. Trinkler diese einstige Tempelsiedelung, denn um eine solche handelte es sich offenbar, ins dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung datieren zu können. Wir legten all diese Funde sorgfältig beiseite, um sie später in Baumwolle und in Kisten gut zu verpacken.

Bei unserer Rückkehr ins Lager erwartete uns einer der Viehhändler aus Kargalik und bestätigte die Nachricht, daß Dr. de Terra aus den Bergen zurückgekehrt sei und sich in unserem schon früher bewohnten Serai aufhalte.

Der 15. Februar sah uns wieder unterwegs. Über Nacht war Schnee gefallen, allein die Sonne war schon kräftiger geworden; rasch schmolz der weiße Flaum über dem Sande unter der Wärme des kommenden Frühlings. Wir marschierten nach Osten. An einzelnen Stellen ließen sich Spuren einstiger Felder und Äcker erkennen, die zu einer Zeit bestanden hatten, da das Wasser noch über den heutigen Oasenrand hinausgekommen war. Deutlich konnte ich die kleinen Mäuerchen sehen, die einzelne Landstreifen einschlossen und welche zur Stauung des Wassers angelegt worden waren.

Am Abend klagte Habiba über heftige Kopfschmerzen. Aspirin half jedoch über Nacht, und ich war froh, denn von den übrigen Leuten verstand keiner etwas vom Kochen.

Nun war Chotan nicht mehr weit. Schilfzonen, Dünen, weite Tüfelfelder wechselten miteinander ab; die Stimmung unter den Leuten hob sich, als sie erfuhren, daß Karakasch, ein größerer Ort, nur noch wenige Kilometer entfernt sei. Am glücklichsten waren jedoch die beiden Diener des Ambans von Guma; singend trabte der eine auf seinem Gaul davon, um die versiegelten Begleitpapiere für seine kostbare „Ladung“ dem neuen Amban zu übergeben. Der Weg führte nun an zahlreichen Häusern vorbei, zwischen weiten Feldern, die brach dalagen, hindurch. Wo wir hinkamen, erregte unsere Karawane bei alt und jung gleiches Aufsehen. Die Alten schienen beinahe noch neugieriger zu sein als die heranwachsende Jugend. Frauen blickten verstohlen hinter Bäumen hervor und verdeckten rasch ihr Gesicht, sobald mein Blick sie traf. Die alten Weiber taten verschämter als die jungen Mädchen, die wußten, daß sie hübsch sind, und ihre Schönheit auch dem Fremdling nicht vorenthalten mochten. Mütter, die selber noch Kinder schienen, kamen, ihr Jüngstes an der Brust stillend, an den Wegrand oder stellten die Arbeit am Spinnrad ein. Viele begleiteten uns ein Stück Weges, dann kehrten sie um; an Gesprächsstoff sollte es ihnen nun in den nächsten paar Monaten nicht fehlen.

Als wir bereits außerhalb des Stadtbereiches waren, kamen zwei Reiter angesprengt, die uns eine Einladung des Ambans von

Karakasch, dem wir unsere Karten geschickt hatten, überbrachten. Allein wir wollten nun so rasch als möglich nach Chotan ziehen, um von dort aus weiter gegen Osten in die Wüste vorzudringen.

Unterwegs begegneten wir einem alten Bekannten: dem Karakaschflusse, dem wir im vorigen Herbst im Oberlaufe gefolgt waren und dessen Wasser nun hier der Takla-Makan-Wüste entgegenflossen, um dort endgültig im Sande zu versiegen. Er war behäbiger und stiller geworden; ruhig gefaßt floß er zwischen den hohen Sandbänken dahin, als ob er mit sich und der geleisteten Arbeit zufrieden wäre. In Ali-Nazar-Khurgan hatten wir ihn zum letzten Male gesehen. Aufgeregt, schwer arbeitend waren seine Wasser durch die ungangbare Schlucht des Kuen-Lun-Gebirges geeilt, um dann nördlich davon den größten Teil der Oase von Chotan zu befeuchten.



43. Wache mit Gabelflinte am Tor des chinesischen Forts von Suget-Karaul



44. Der Amban von Jarkent

X



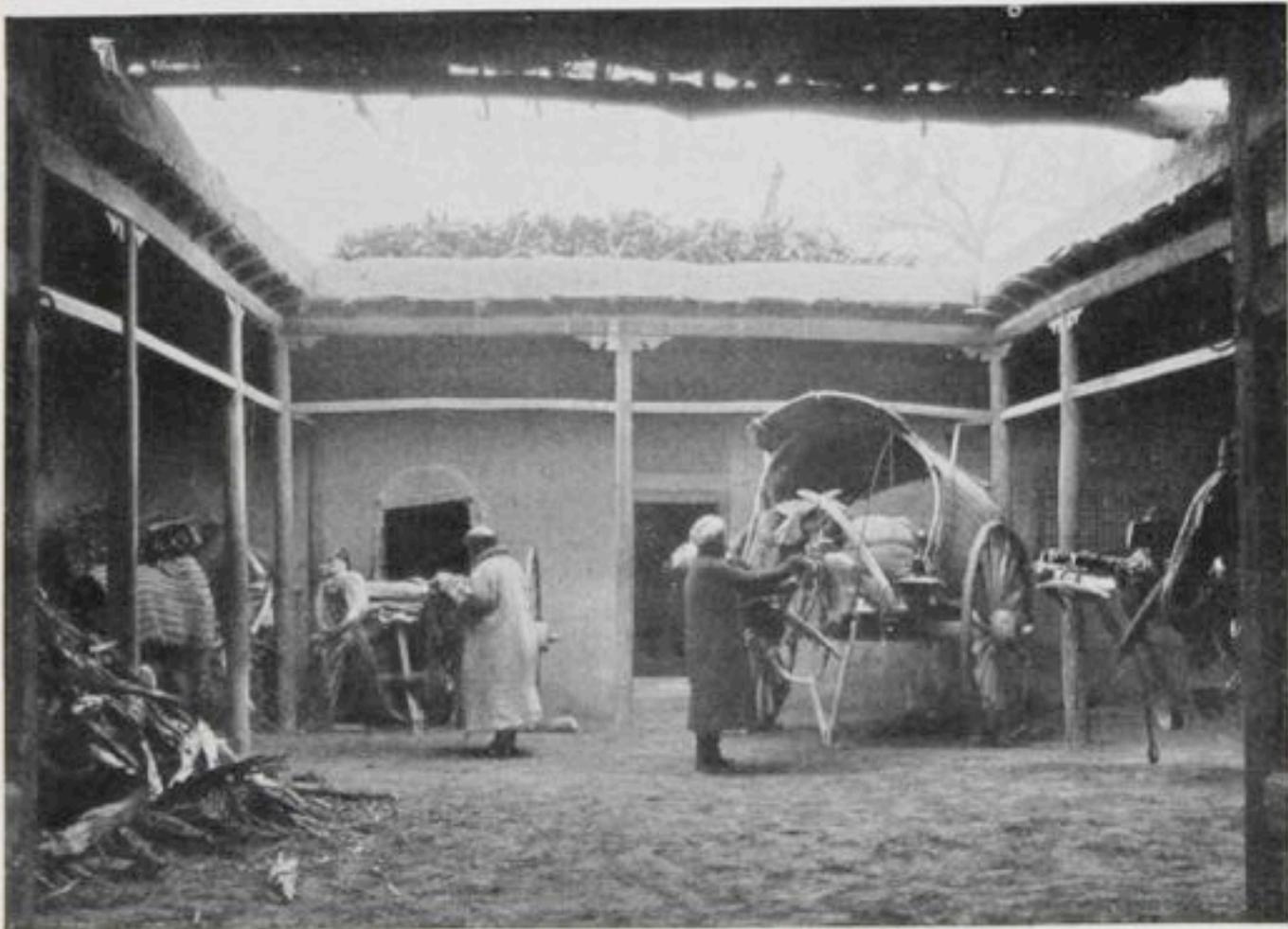
45. Bei den Schweden in Jarkent: (von links nach rechts)  
Frau und Herr Hermannsson, Dr. de Terra, Frä. Martensson



46. „Mepa“, der Reisewagen in Chinesisch-Turkistan



47. Mädchen aus Jarkent



48. Serai, das Hotel Zentralasiens



49. Kamelhändler in Khargalik



50. Ein Fakir und Hofsänger

## Chotan

**K**han Bahadur Badrudhin Sahib hatte sich beim Tao-Tai von Chotan die Erlaubnis geholt, uns in seinem Hause beherbergen zu dürfen. Er war ein Afghane, der lange Jahre hindurch die Interessen der indischen Kolonie vertreten hatte. Man sah ihm seine sechsundsechzig Jahre nicht an; trotz seiner erwachsenen Söhne hielt er die Zügel seines Haushaltes noch fest in der Hand. Sein Haus war von jeher das Absteigequartier der wenigen Europäer gewesen, die Chotan in den letzten Jahrzehnten besucht hatten. Das eine große Zimmer, reich mit Teppichen ausgelegt, mit Glasfenstern, schließbaren Fensterladen, einem Kamin und einem russischen Ofen sollte unser „Bureau“, Empfangsraum und Eßzimmer sein. Die Küche lag hinter einem Vorraum, in welchem ich später meine „ärztliche Praxis“ ausübte. Als Schlafzimmer standen uns zwei weitere Räume zur Verfügung; es ließ sich wirklich gut und angenehm hier wohnen. Obschon das Haus mitten in der Stadt lag — der Eingang führte von der engen Basarstraße durch einen Hof, an Pferdeställen vorbei und über eine Treppe —, spürte man von dem staubigen Markte nichts. Die Glasfenster gingen auf einen prächtigen Obstgarten mit einem kleinen offenen Pavillon, und durch ein Hintertürchen konnte man unbemerkt in wenigen Minuten auf die Felder gelangen.

Zu unseren Ehren hatte Badrudhin — den Khan-Bahadur-Titel hatte er, nebst einer Reihe von Orden, schon vor vielen Jahren von der indischen Regierung erhalten — die britische Fahne über dem Eingang aufhängen lassen. Er schien sich über unsere Ankunft wirklich zu freuen; den ganzen Abend unterhielt er uns, teils osttürkisch, teils hindustanisch, dann wieder persisch sprechend, aufs angenehmste.

In Chotan gab es viel zu tun. Da waren Briefe und Zeitungen aus Europa. Besuche mußten gemacht werden. Das Gepäck bedurfte einer gründlichen Revision. Am 19. Februar waren Pferde für uns bestellt. Um halb zehn Uhr ritten wir zu Moldavak, einem Armenier, der hier seit beinahe zwanzig Jahren ein Einsiedlerleben führt. Kerekin-Bay nennt ihn das Volk. Sein Haus lag mitten im Basar. Durch eine niedere Türe traten wir in ein kleines Zimmer, in dem uns ein Herr begrüßte, dessen Aussehen mich an Bilder aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts erinnerte. Wir sprachen Französisch; niemand hätte ihm angesehen, daß er schon siebenundsiebzig Jahre alt war. Lebhaft wie ein Junger interessierte er sich für unsere Reise. Mit Stolz zeigte er uns seine reiche Bibliothek, dann seine Teppiche, die er noch nach alten Mustern herstellen läßt. Ein Krebsleiden hatte ihn leider schon seit einem Jahre ans Haus gefesselt; je mehr ich den alten Mann jedoch kennenlernte — und ich habe manche angenehme Plauderstunde bei ihm zugebracht —, um so größer wurde meine Verehrung für ihn. Ich habe später durch einen merkwürdigen Zufall einiges aus seiner Vergangenheit erfahren, ich will es hier erzählen und hoffe, daß mein Freund in Zentralasien es mir verzeihen möge, wenn ich einiges aus seinem Leben ausplaudere.

Er war als Sohn einer angesehenen Armenierfamilie in Teheran geboren, kam später nach Konstantinopel, wo er sich im Laufe der Jahre zu der angesehenen Stellung eines Bankdirektors emporarbeitete. Durch unglückliche Spekulationen erlitt seine Firma große Verluste. Moldavak fühlte sich moralisch verpflichtet, von seinem Posten zurückzutreten; er versprach jedoch den Gläubigern, den Schaden wieder gutzumachen. Auf eigenes Risiko unternahm er dann im Jahre 1909 eine Reise nach Chinesisch-Turkistan, kaufte dort eine Menge guter alter Teppiche auf, kehrte nach Chotan zurück und begann die Fabrikation der sogenannten „Samarkandteppiche“ in größerem Stile. Zugleich widmete er seine ganze freie Zeit der Seidenraupenzucht und verschaffte sich innerhalb weniger Jahre durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und seine Tüchtigkeit großes Ansehen. All seine Waren gingen nach Kokan. Als dann im Jahre 1918 ein Teil dieser Stadt beim

Einzug der revolutionären Truppen vom Feuer zerstört wurde, verlor Moldavak nicht nur seine gesamten dortliegenden Warenvorräte, sondern auch sein ganzes Geld, das auf einer russischen Bank deponiert war. Es galt wieder von vorne zu beginnen. Mutig und rasch paßte er sich der neuen Situation an, schickte seine Waren von nun an über Indien nach Konstantinopel und London. Achtzehn Jahre hatte er in Chotan verlebt, ohne die Stadt je zu verlassen; er ist sein eigener Arzt geworden, als die schlimme Krankheit sich an ihn heranmachte. Niemand hätte ihm aber diese lange Zeit seines freiwilligen Exils angesehen. —

Der nächste Besuch galt dem Tao-Tai. Der Chotandistrikt untersteht wiederum einem Gouverneur, der diesen Titel führt, seine Befehle direkt aus Urumtschi erhält, in Angelegenheiten mit Ausländern jedoch dem besonderen Bureau für Auswärtiges in Kaschgar untersteht. Der Tao-Tai, ein Mann Ende der Dreißig, lebhaft, mit klugen Augen, erwartete uns im Hofe. Er trug ein Kleid aus schwarz und grau geblümter Seide und dazu einen europäischen Filzhut. Hier amtete ein Mann namens Kerim Beg als Dolmetscher; ich werde über ihn später noch allerlei zu erzählen haben.

Die Pferde scheuten, als wir unter den Klängen einer Militärmusik in den Yamen des Generals der Chotanarmee, des Tungling, einritten. In weiser Vorsicht hat der Generalgouverneur die militärische und politische Gewalt in zwei verschiedene Hände gelegt. Der General — von seiner Armee habe ich nie mehr als fünfzig Mann gesehen — war Dungane, chinesischer Mohammedaner, siebenundzwanzig Jahre alt. Er sprach etwas Osttürkisch mit chinesischem Akzent. Mit wohlgepflegten Händen, etwas beleibt, wußte er die behagliche Atmosphäre eines bequemen Lebens um sich zu breiten. Auf dem Tisch, an den wir uns setzten, standen in kleinen Schalen mehr als dreißig verschiedene Süßigkeiten in allen Farben. Es gilt hier als besonders vornehm, seinem Gast recht viele Arten von Zucker vorzusetzen.

Der letzte Besuch galt dem Amban. Er empfing uns mit jener Herzlichkeit, die den gebildeten Chinesen seit Jahrhunderten auszeichnet. Aber sein Blick hatte etwas seltsam Starres, Unbewegliches. Zu meinem Erstaunen bot er Badrudhin, der uns be-

gleitete, weder einen Stuhl noch Tee an, sondern ließ den alten Mann bei seinen Dienern stehen.

Nach unserem Quartier zurückgekehrt, erwarteten uns die verschiedenen „Stadtväter“; der Aksakal begrüßte uns im Namen der indischen Kolonie, und als sie nach Stunden endlich weg waren, fand ich Zeit, meine zahlreichen Briefe zu lesen, die Zeitungsstöße durchzusehen und meinen Freunden wieder einige Zeilen zu senden.

Am 20. Februar erwiderten die chinesischen Beamten unseren Besuch. Sie kamen in der von uns eingehaltenen Reihenfolge: zuerst der Tao-Tai, dann der Tung-ling, hierauf warteten sie beide, bis der Amban eine Stunde später angemeldet wurde. Von elf bis um fünf Uhr mußten wir unsere Gäste unterhalten; sie wollten Photos, Bücher, Bilder sehen. Als sie weg waren, ging ich noch für eine Stunde zu Moldavak, um mit ihm über Europa und seine technischen Errungenschaften zu plaudern.

An jedem der folgenden Tage waren wir zu einem Essen eingeladen. Beim Tao-Tai trafen wir die reichen Kaufleute der Stadt, darunter Kuda-Berdi-Bay, den Armenier, der zum Islam übergetreten ist. Er sprach fließend Russisch, so daß wir ohne Dolmetscher auskamen, da Dr. Trinkler sich mit ihm und durch ihn mit allen übrigen in dieser Sprache verständigen konnte. Wir waren auf zwei Uhr eingeladen. Um vier Uhr erschienen die ersten Platten. Das Essen war chinesisch zubereitet, wurde jedoch europäisch serviert, mit Messern, Gabeln und Löffeln, deren Handhabung verschiedenen der Anwesenden ebenso große Mühe machte, wie uns am folgenden Tage, am Tische des Ambans, die chinesischen Eßstäbchen.

Der General entschuldigte sich, daß er uns nicht einladen konnte; sein Fastenmonat, der Ramazan der Mohammedaner, war angebrochen, während welcher Zeit kein Bekenner des Islams sich zu Tisch setzen darf, solange die Sonne am Himmel steht. Dafür schickte er uns seine Soldaten mit gebratenen Hühnern, Brot, Kuchen und mehreren Flaschen Schnaps ins Haus.

Unerwartet kam ich in den Ruf eines „Medizinmannes“. Einige Leute, vor allem der alte Badrudhin, hatten um Arznei gebeten,

und wie ein Lauffeuer war es dann durch die Stadt gegangen, daß die „Sahibs“ heilende Tabletten mit sich führten. In täglich größerer Zahl stellten sie sich ein; oft warteten schon um acht Uhr morgens zwanzig bis dreißig Menschen vor dem Hause, die mit irgendeinem Gebrechen behaftet waren. Ein Hadschi brachte seinen Sohn, der in den letzten Monaten schwerhörig geworden war. Ich erinnerte mich eines Falles, den mir ein Freund, ein früherer Militärarzt, erzählt hatte, und beschloß, die gleiche Behandlung anzuwenden: gründliches Waschen und Aufweichen des erhärteten Ohrenfettes. Der Erfolg war überraschend; schon am dritten Tage konnten die Zäpfchen mit der Pinzette herausgeholt werden. Der junge Mann hörte plötzlich wieder: mein Ruf als tüchtiger Arzt war endgültig befestigt!

Es gab jedoch auch Fälle, die weniger leicht waren: innere Krankheiten, Magen- und Darmgeschichten. Da versuchte ich an Hand meines Medizinbuches eine Diagnose zu stellen; meist hatte ich die Wahl zwischen drei oder vier Krankheiten. In solchen Fällen mischte ich die hierfür angegebenen Medikamente. Eines würde gewiß helfen, und — ob es die Suggestion oder die Heilwirkung meiner Pulver war, bleibe dahingestellt — der gewünschte Erfolg blieb auch nicht aus. Ältere Männer, die zu Hause junge, lebensfrohe Frauen hatten, vertrauten mir ihre Schwächen an und verlangten Kräftigungsmittel. Einer klagte über Atemnot beim schnellen Marschieren. Ich riet ihm, in Zukunft nur noch langsam zu gehen!

Vor dem großen Tore, das zu unserem Hause führte, hatte sich inzwischen ein eingeborener Medizinmann niedergelassen, der die Konjunktur ausnützen und mir die „Klienten“ abspenstig machen wollte. Er hatte Flaschen mit undefinierbarem Inhalt, einen alten Feldstecher, Pulver, bunte Steine und vor allem an sichtbarer Stelle eine große Anzahl von Zeugnissen geheilter Patienten aufgestellt.

Die Kunde von meiner ärztlichen Tätigkeit mußte auch zu den Ohren des Tao-Tai gedrungen sein. Eines Tages ließ er mich fragen, ob ich seinen an schwerem Husten leidenden Sohn besuchen würde. Dieser hatte hohes Fieber; ich verabreichte ihm

eine kleine Dosis Aspirin, gemischt mit etwas Codein, und drang hauptsächlich auf gleichmäßige Zimmertemperatur während der nächsten zehn Tage. Bei diesen täglichen Besuchen im Krankenzimmer hatte ich Gelegenheit, das Familienleben eines gebildeten Chinesen zu beobachten. Oft mußte ich auch zum Essen bleiben, und das wurden dann kleine, intime Diners, an welchen allerdings die Frau meines Gastgebers nie teilnahm. Am meisten bedauerte ich bei solchen Anlässen, keinerlei Kenntnisse der chinesischen Sprache zu besitzen; ich mußte mich immer durch einen Dolmetscher verständigen. Doch stets bewunderte ich bei solchen und zahlreichen späteren Gelegenheiten die große Höflichkeit meines asiatischen Freundes.

Der gebildete Chinese ist ein vollendeter Gastgeber, voller Aufmerksamkeit für seine Gäste, die er mit einer fröhlichen Bonhomie und einer geistreichen Konversation unterhält. Trotz der streng beachteten Sitten ist alles von einer selbstverständlichen Natürlichkeit. Jedermann ist lustig, und alle sprechen ununterbrochen miteinander. Ich war überrascht, zu sehen, welche vorzügliche Gesellschafter diese Chinesen sein konnten. Bisher hatte ich nur den Mann der Straße, den Kuli, in den Häfen an der Küste kennengelernt. Ich neigte zur Ansicht, daß die Chinesen roh, ungebildet seien, die Ausländer haßten und ihre diesbezüglichen Gefühle auch nicht verbargen. Hier mußte ich mein Urteil einer Revision unterziehen. Ich hatte Gelegenheit, ins Privatleben meines Freundes hineinzusehen, und beobachtete viel, das meine Bewunderung erregte. Ich schätzte die unantastbare gegenseitige Höflichkeit dieser Menschen, die ihnen wirklich angeboren und nicht nur an-erzogen schien. Der Chinese hat vielleicht keine große Achtung vor dem Ausländer; aber ich glaube, er schätzt seinen eigenen Landsmann. Ihre Konversation ist ungezwungen. Im Verkehr mit dem Europäer tritt oft eine überraschende Unkenntnis in Geographie zutage. Allein es gibt auch andere Dinge, als das Wetter und die Erdkunde, über die man sich mit ihm unterhalten kann. Und ich habe mit vielen Chinesen interessante Diskussionen über Politik und Technik geführt. Viele Europäer fühlen sich durch den Stolz der Chinesen verletzt. Warum sollen sie aber auf ihre

alte Kultur nicht stolz sein, die bereits auf einer erstaunlichen Höhe war zu einer Zeit, da wir noch im tiefsten Barbarentum steckten? Ich glaube, daß kaum ein Mensch roher sein kann als ein ungebildeter Chinese, keiner aber auch so höflich und wohl-erzogen wie der chinesische Gentleman — wenn er es sein will.

Am 27. Februar hatten wir die drei chinesischen Würdenträger zum Essen eingeladen. Der General erschien aus religiösen Gründen etwas später, nach dem Sonnenuntergang. Habiba hatte ein fürstliches Mahl bereitet; am meisten jedoch schien den Gästen der Cocktail zu gefallen, den ich zubereitete, und welchen sie während des ganzen Abends zu trinken wünschten.

Am 29. Februar waren sämtliche Kisten wiederum für eine weitere Wüstenreise gepackt. Wir beabsichtigten, am frühen Morgen des 1. März abzureisen, als ich mitten in der Nacht von Sabur Malik geweckt wurde. Habiba sei am Sterben, rief er aufgeregt durch die geschlossene Türe. Rasch stand ich auf, um nach dem Kranken zu sehen, dessen Zustand jedoch durchaus nicht schlimm war. Er hatte einen Malariaanfall. Es schien unter diesen Umständen nicht ratsam, mit ihm nun auf Reisen zu gehen. Andererseits wurde es mit jedem Tag wärmer, und schließlich entschloß sich Dr. Trinkler, allein abzureisen, während ich in einigen Tagen, sobald sich Habibas Zustand besserte, in Eilmärschen nachkommen sollte.

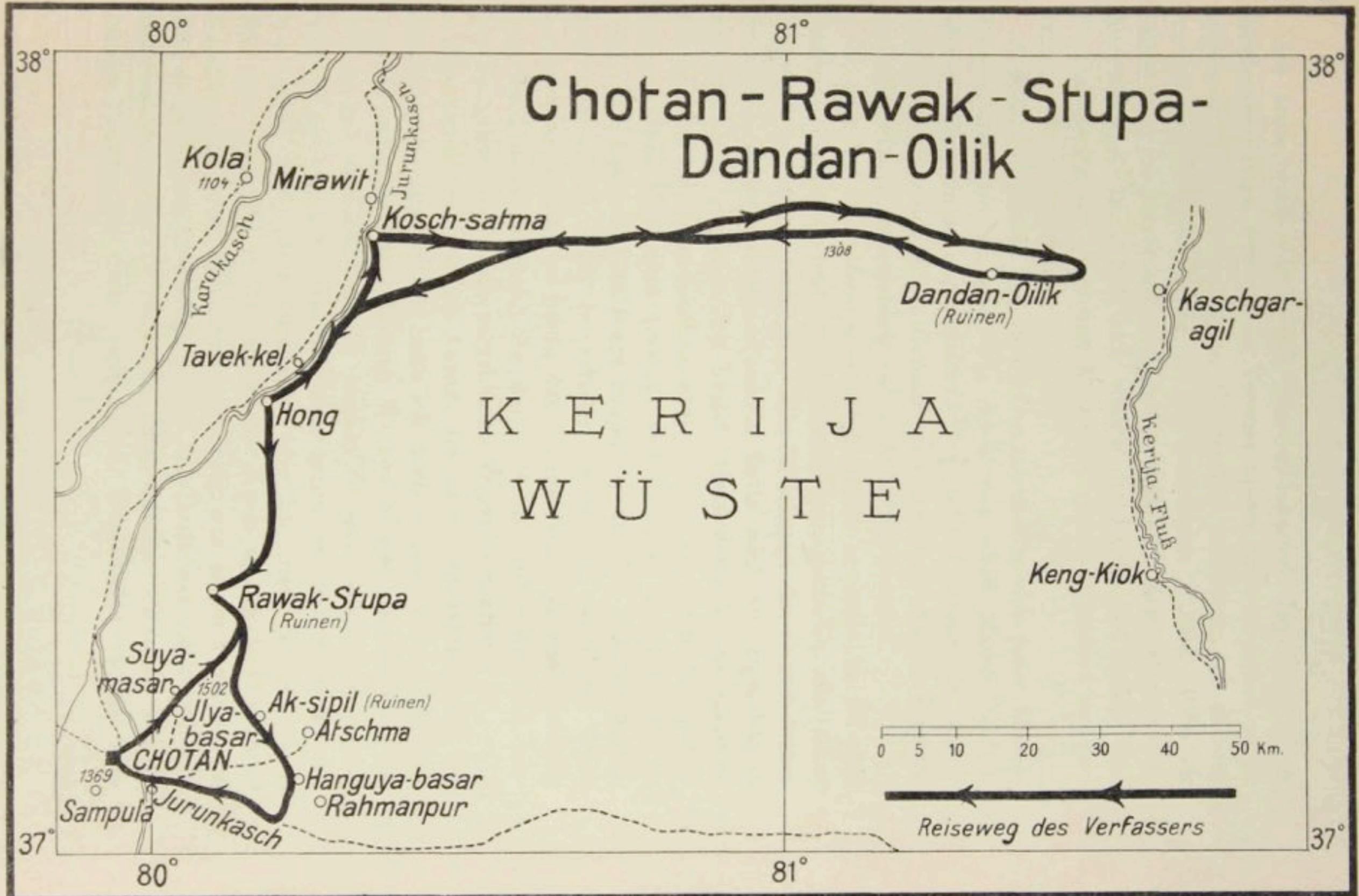
Wir ließen noch einen zweiten Patienten in Chotan zurück, ein Kaschgarkamel, dessen Allgemeinzustand schlecht war, und das zudem noch große Wunden auf dem Rücken hatte.

## Irrfahrten in der Wüste

**R**awak-Stupa war unser Ziel. Dr. Trinkler besuchte zuerst Ak-sipil, ein ehemaliges Fort, und am 4. März sollten wir uns gemäß Verabredung bei dem von Sir Aurel Stein entdeckten buddhistischen Tempel von Rawak treffen. Ich ritt mit einem gemieteten Pferd nach Suya-Masar, ein zweites trug meinen Schlafsack. Zelt, Feldbett und Kleider waren mit der Karawane weggegangen, zu der ich nun wieder stoßen sollte. Von Suya-Masar aus, der letzten Häusergruppe direkt am Wüstenrande, nahm ich zwei Führer mit, die mich auf dem schnellsten Wege zu den Ruinen mitten in den Dünen bringen sollten. Durch kleine Verschiedenheiten des Bodens, an Hand eines vertrockneten Baumstammes und ähnlicher Merkmale konnten sich die Leute orientieren. Kurz vor Sonnenuntergang wurde ein runder Turm sichtbar. Ich bildete mir ein, auf der davor liegenden Ebene Zelte zu sehen. Als wir jedoch näher kamen, war weit und breit keine menschliche Seele zu sehen, auch keine Fußabdrücke von Menschen oder Kamelen. Wir stiegen auf die höchste Düne, um irgendeinen Laut aufzufangen, der über die weite Wüste dahinklingen könnte. Allein nirgends war eine Spur von der Karawane. Meine Begleiter gingen Schilf und etwas Holz sammeln, das herumlag, ich kaute an einigen trockenen Aprikosen, die ich in einer Tasche fand; sonst besaß ich nichts Eßbares.

Wir saßen um ein kärgliches Feuer, das ein feiner Regen auszulöschen versuchte. Plötzlich drehte einer der Leute den Kopf und horchte in die Abenddämmerung hinaus. Dann sprang er auf und erkletterte, ohne ein Wort zu sagen, die Düne. Wir folgten ihm, und er erzählte, daß er deutlich die große Kamelglocke gehört hatte. Ich hielt es für eine Täuschung, allein er verschwand in die Nacht hinaus, um der Karawane entgegenzugehen.

# Chotan - Rawak - Stupa - Dandan-Oilik



K E R I J A  
W Ü S T E

0 5 10 20 30 40 50 Km.

Reiseweg des Verfassers



Ich legte mich am Abend des vereinbarten Tages auf dem Sande im Innern des runden Turmes nieder und versuchte, mich gegen den Regen zu schützen. Grabesstille herrschte, nur ab und zu knupperten die Pferde am mitgebrachten Futter. Plötzlich hörte auch ich deutlich den dumpfen, schweren Klang der großen Kamelglocke. Ich schoß auf, weckte die Leute, ließ Schilf und Papier verbrennen, um der Karawane unsern Standort zu verraten.

Umsonst — nichts ließ sich hören; es mußte eine jener Sinnes-täuschungen gewesen sein, von denen uns schon Marco Polo in seiner Reiseschilderung spricht. Ich schlief wenig in dieser Nacht und versuchte die Gründe zu erforschen, die Dr. Trinkler zu einer Programmänderung veranlaßt haben konnten.

Da gab es vor allem eine Möglichkeit: er hatte in Ak-sipil wider Erwarten bedeutende Entdeckungen gemacht, die einen längeren Aufenthalt bedingten. Die Mitteilung, die er mir wahrscheinlich nach Suya-Masar sandte, hatte mich aus irgendeinem Grunde nicht erreicht. Ich beabsichtigte deshalb, am nächsten Morgen bis um neun Uhr zu warten, um dann nach Ak-sipil zu gehen. Ohne Frühstück trat ich den Rückweg an. Ich ging zu Fuß. Die Leute folgten etwas langsamer mit den Pferden hinterher; sie sollten nach Suya-Masar gehen und dort auf mich warten. An sichtbarer Stelle des Turmes ließ ich eine Meldung für Dr. Trinkler zurück, die ihn, falls er später dennoch eintreffen sollte, über mein vergebliches Warten orientierte.

Ein Sandsturm war im Anzug. Ich maß ihm keine große Bedeutung bei, denn bisher hatte ich noch keinen erlebt. Zeitweise regnete es auch; grauschwarze Wolken hingen am Himmel; die Wüste sah trostlos, beinahe unheimlich aus. Ich folgte vorerst unseren gestrigen Spuren, bald aber setzte ein heftiger Wind ein, der meine Fußtapfen verwischte, ehe ich einen Schritt getan. Mit dem Kompaß in der einen, der Karte in der andern Hand wanderte ich nach Südsüdosten. Mittag war schon vorüber; der Sturm hatte ununterbrochen getobt. Die Luft war voller Sand, so daß ich kaum fünf Meter weit sehen konnte. Plötzlich sah ich einige Mauern aus dem Sande ragen. Das mußte Ak-sipil sein.

Allein von der Karawane, von Zelten und Menschen keine Spur. Daß sie da gewesen waren, ließ sich jedoch feststellen, zweifelhaft war jedoch, welchen Weg sie gegangen. Deutliche Spuren zeigten nach Südosten. Sollte ich nach Suya-Masar zurück oder diesen stark verwehten Fußtapfen folgen?

Ich wählte letzteres. Aus welcher Überlegung ich es getan, weiß ich heute nicht mehr, denn weshalb sollte Dr. Trinkler ein vollständig anderes Programm aufstellen, ohne die Gewißheit zu haben, daß ich ihn erreichen würde? Doch das sind Überlegungen, die mir viel später erst kamen. Ich marschierte wieder in die Wüste hinein, folgte dem kleinen Pfad, der nach Stunden in die Oase von Hanguya führte. Bei der ersten Hütte legte ich mich auf einige Bretter, die unter dem Vordache lagen. Männer und Frauen kamen scheu näher. Ich verlangte Tee und Brot, denn seit anderthalb Tagen hatte ich außer einem halben Dutzend Aprikosen nichts mehr gegessen. Der Sandsturm hatte meinen Mund und die Kehle vollständig ausgetrocknet. Der feine Lößstaub klebte auf der Zunge und knirschte zwischen den Zähnen.

„Nan yok — tchai yok!“ (Kein Brot, keinen Tee!) Ich zeigte ein Geldstück. Es tat auch hier seine Wirkung. Eine Frau brachte ein Stück Maisbrot und eine Holztasse voll Wasser fünf Schritt nahe, ein Mann nahm es ihr ab und stellte es neben mich. Nicht einmal Tee hatten diese Leute, so arm waren sie.

Ob ich Russe sei, wo ich her käme, frugen sie mich.

Erst jetzt wurde mir bewußt, daß mein plötzliches Erscheinen diesen einfachen Menschen Schrecken eingeflößt haben mußte.

Nun wollte ich ein Pferd haben, um so rasch als möglich nach Suya-Masar zu reiten, wo meine Leute mich vermissen würden. Von Dr. Trinkler und seiner Karawane war natürlich nicht die geringste Spur zu finden gewesen. Niemand von den zahlreichen Leuten, denen ich begegnete, konnte mir irgendwelche Nachrichten geben.

Lange suchte ich vergebens nach einem Pferd. Die kleinen Bauern am Wüstenrande waren nicht so reich. Sie besaßen einige Schafe, vielleicht eine Kuh, auf jeden Fall aber kein Pferd. Im

Basar von Hanguya wären welche zu finden, sagten sie; doch Hanguya war noch mindestens fünf Kilometer weit weg.

Ich machte mich wiederum auf die Beine, sah in jeden Bauernhof hinein, ob nicht ein Pferd herumstände, und wurde endlich nach einer halben Stunde von zwei Reitern eingeholt. Sofort verhandelte ich mit ihnen. Keiner schien jedoch gewillt zu sein, mir sein Reittier selbst gegen gute Bezahlung abzutreten. Da nahm ich zu einer List Zuflucht.

„Ich bin ein Freund des Tao-Tai von Chotan; soll ich ihm erzählen, daß du mich zu Fuß gehen ließest, während du im Sattel sitzen bliebest?“

Nicht daß ich es so fließend hätte sagen können, meine Sprachkenntnisse waren noch bescheiden, doch ich hatte Erfolg. Der ältere der beiden fing an zu unterhandeln. Wir einigten uns rasch, daß er mich nach Chotan begleiten sollte. Er stieg ab, ich setzte mich in den Sattel, und vorwärts ging's. Im Basar hielten wir uns eine Weile auf. Mein Begleiter verschaffte mir ein besseres Reitpferd, und im Eilschritt ging's nun der Stadt entgegen.

Um halb zehn Uhr nachts klopfte ich an Badrudhins verschlossenes Tor. An einen Weiterritt nach Suya-Masar war ja natürlich nicht zu denken. Ich war froh, unter einigen geliehenen Decken — mein ganzes Gepäck war nun unterwegs — ausruhen zu können. Zum Schlafen war ich zu müde, hatte ich doch an diesem Tage ungefähr fünfzig Kilometer zu Pferd und fünfundzwanzig Kilometer zu Fuß, letztere während eines wütenden Sandsturmes, zurückgelegt.

Am folgenden Morgen erschien die gesamte „offizielle Welt“ von Chotan, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Mein Begleiter hatte mit einigen Übertreibungen von meinem Erscheinen in Hanguya erzählt. Ein Bote war aus Suya-Masar hergeeilt, um mich als „vermißt“ zu melden, und so machte eine Geschichte die Runde, zu der spätere Reisende, falls sie ihnen einst in Chotan erzählt werden sollte, den Kopf schütteln werden.

Ein Brief von Dr. Trinkler aus Rawak: „5. März. Soeben finde ich hier Ihren Brief. Ich steuerte gestern von Suya-Masar direkt nach Norden, auf Rawak-Stupa zu. Meiner Schätzung nach

mußten wir gegen drei Uhr dort sein. Von zwei bis drei Uhr hielten wir scharf Ausblick, aber auch die beiden Leute, die ich mit hatte und die früher am Stupa waren, kannten sich in der Wüste nicht mehr aus. Bis vier Uhr folgten wir noch weiter nördlichem Kurs, dann aber wandte ich mich wieder nach Osten, in der Annahme, daß wir zu weit westlich, am Stupa vorbeigezogen waren. Allein meine beiden Führer versagten. Das Wetter verschlimmerte sich, und endlich um sieben Uhr ließ ich das Lager aufschlagen, und zwar zwischen Dünen, die sich gut mit der Dschellat-kum messen konnten. Heute früh starteten wir gen Osten und Südosten, immer hoffend, endlich den Weg Tavekkel—Suya-Masar zu treffen. Der furchtbare Sandsturm verhinderte jede Aussicht. Um elf Uhr war der Sturm so stark, daß man kaum dreißig Meter weit sehen konnte. Um ein Uhr trafen wir — und wir konnten wirklich von Glück reden — den Holzfäller, der mit Ihnen gewesen war und Ihr Lager nachts verlassen hatte, weil er glaubte, unsere Kamelglocke zu hören. Er brachte uns nach dem Stupa, den meine Leute wahrscheinlich nie und nimmer gefunden hätten. Meines Erachtens hatten wir gestern etwa zwei Meilen, vielleicht auch etwas mehr nordwestlich vom Stupa gelagert. Mir tut es aufrichtig leid, daß Sie vergebens gewartet haben, aber ich tat alles, was in meiner Macht stand, um Rawak zu finden.“

Ein zweiter Brief: „6. März. Soeben kommen die Leute wieder zurück und melden, daß Sie sich gestern im Sandsturm verirrt hätten, aber abends glücklich in Chotan gelandet seien. Wir bleiben morgen noch hier, wo die heute vormittag gemachten Ausgrabungen interessante Funde zeitigten. Auf alle Fälle erwarte ich Ihre Antwort, vielleicht Sie selber. Wenn Sie kommen, können wir zwei bis drei Tage graben lassen. Ich habe zwanzig Arbeiter aus Tavek-kele hier. —“

Also zurück nach Rawak-Stupa. Habiba hatte sich leidlich erholt. Die Fieberanfälle waren noch nicht ganz vorüber, allein wenn er sich in Rawak noch etwas Ruhe gönnte, würde er bald wieder marschfähig sein. Ich schrieb damals an de Terra: „Habiba ist einigermaßen hergestellt, noch schwach, allein wenn ich ihn

hier lasse, so denkt er den ganzen Tag daran, daß er bald sterben muß. Er hat mir schon ein Dutzend seiner Verwandten und Bekannten aufgezählt, die an derselben Krankheit ins Jenseits gewandert sein sollen. Nehme ich ihn mit, so hat er Ablenkung und nicht Zeit, diesen energielosen Gedanken nachzuhängen. Diesen Asiaten fehlt immer wieder dasselbe: Energie. Ihre Religion entschuldigt sie: „Allah hat alles vorausbestimmt, Allah ist groß!“ —

Der zweite Ritt nach Rawak war nicht weniger ereignisvoll. Mit Habiba, Sabur Malik und einem Diener des Ambans brach ich wieder nach Suya-Masar auf. Nach langer Umfrage meldete sich ein Führer (die Leute, die ich das erstemal mithatte, waren bei Dr. Trinkler). Ob er den Weg kenne? Mitleidig lächelnd sah er mich an, als ob er sagen wollte: „Wie kannst du nur fragen?“ Spaßweise zeigte ich ihm das als Führerlohn vereinbarte Geld und sagte: „Wenn du uns bis heute abend nach Rawak bringst, dann sollst du dies hier erhalten; wenn du aber den Weg verfehlst, so erhältst du eine Tracht Prügel.“ Lachend stimmte die ganze Bevölkerung, die uns umstand, meinem Vorschlag zu.

Wir ritten ab. Vom Wüstenrande an notierte ich mir die Himmelsrichtung und die ungefähren Distanzen, die wir zurücklegten. Mir schien, als ob mein Führer einen andern Weg einschlug als den, welchen ich vor einigen Tagen gegangen war. Stundenlang folgte er der Schilfzone; doch das beunruhigte mich nicht sehr, es führen bekanntlich viele Wege nach Rom. Als jedoch um sechs Uhr noch nichts vom weithin sichtbaren Turm zu bemerken war, ließ ich den Mann fragen, ob wir denn auch wirklich auf dem richtigen Weg seien.

„Askalde, askalde.“ (Es ist nicht mehr weit.) Eine Redensart, die in Chinesisch-Turkistan jede Entfernung einschließt.

„Wie weit ist es denn?“

„Nur noch ein Potai.“ (Etwa vier Kilometer.)

Um sieben Uhr, es war bereits dunkel, kamen wir an ein Wasserloch.

„Ich kann nicht mehr weiter, es ist Nacht und ich habe den Weg verloren.“

Die Aussicht, die Nacht neuerdings ohne irgendwelche Aus-

rüstung im Freien zubringen zu müssen, diesmal mit dem halbkranken Habiba, welchen der Ritt sehr angestrengt hatte, war wenig verlockend. Eine Wut kam über mich, wie ich sie noch selten erlebte. Der Mann erhielt seine Prügel. Habiba wurde nun so gut und warm als möglich zugedeckt. Ich kochte ihm eine Tasse Milch, die er in seiner Feldflasche hatte. Dann kam mein Tee an die Reihe und ein Stück kaltes Huhn.

Ich schlief bis etwa um vier Uhr, als mir der Mond direkt ins Gesicht schien. Etwas später kam Sabur Malik und meldete, daß unser Führer in der Nacht weggelaufen sei. Eine etwas unangenehme Überraschung, allein ändern ließ sich daran nichts mehr. Den Rückweg würden wir auf alle Fälle finden, denn an Hand meiner Notizen ließ sich unser Standort ungefähr bestimmen. Doch ich wollte nicht zurück, sondern nach Rawak.

Wir mußten zu weit nach Osten gegangen sein. Warum nicht eine Rekognoszierung nach Westen versuchen? Und ich hatte Glück. Schon nach einer Stunde tauchte in der Ferne eine hell beleuchtete Wand auf: ich erkannte Rawak-Stupa. Über weite Tonscherbenfelder kam ich bald auf frische Kamelspuren. Vor mir weideten im Schilf zwei unserer Tiere, ein drittes kam dazu, unser weißes. Noch eine Viertelstunde bis zu den Zelten; die Irrfahrt war zu Ende.

## Spuren buddhistischer Kunst

**R**awak-Stupa, einst ein bedeutender buddhistischer Tempel- und Wallfahrtsort, liegt heute etwa zwölf Kilometer Luftlinie vom Oasenrand. Sir Aurel Stein war auf seiner Reise 1900/01 durch Eingeborene zu dieser Ruine geführt worden, 1906 besuchte er sie wieder und stellte fest, daß die Formation der Wüste sich wesentlich geändert hatte. Die hohen Sanddünen waren vorgerückt. Mauern, die damals metertief begraben lagen, traten ans Tageslicht. Wieviel mehr mußte dies der Fall sein nach zwanzig Jahren. Wohl waren von Zeit zu Zeit „Schatzgräber“ hierhergekommen, doch sie interessierten sich mehr für Gold als für die Zusammenhänge, die dieser alte Bau mit der buddhistischen Religion und den Einflüssen westlicher und östlicher Kunstkreise offenbarte. Stein hat den Tempel auf Grund von Münzen folgenderweise datiert:

Wahrscheinliche Entstehung: 25—50 n. Chr.

Blütezeit: drittes bis viertes Jahrhundert.

Zerfall oder Zerstörung: siebentes Jahrhundert.

Die buddhistische Religion war um die Zeit von Christi Geburt von Indien her nach Zentralasien gekommen. Chotan wurde damals der wichtigste Platz, eine Festung des neuen Glaubens. Rund um die Stadt entstanden bedeutende Klöster, von denen uns die chinesischen Pilger Fe-hien und Hsiang-tsang berichten. Die große Bedeutung dieser Oase, die in der damaligen Zeit von einem Prinzen beherrscht wurde, besteht darin, daß Chotan im Schnittpunkt dreier großer Kulturkreise war. Es lag an einer der „Seidenstraßen“, auf denen sich der asiatische Landhandel mit dem Westen abwickelte. Der Buddhismus gelangte über diese

Stadt nach China, und die Wellen abendländischer, vor allem griechischer Kultur fanden ihren Weg ebenfalls nach Chotan. So lag diese Landschaft im ganzen Geschichts- und Gesellschaftsgebiet der alten Welt gewissermaßen zentral, und es war zu erwarten, daß sich die Einflüsse von westlicher, östlicher und südlicher Geschichtsentfaltung daselbst durchkreuzen.

Rawak-Stupa war einst ein viereckiger Bau gewesen, dessen äußere Umfassungsmauern fünfundzwanzig auf siebenundvierzig Meter maßen. In der Mitte stand ein Turm, unter dem möglicherweise eine Reliquie begraben war. Eine Reihe von plastischen Relieffiguren schmückten sowohl die Außen- wie auch die Innenseite der Mauer. Sie zeigten Buddha in seinen verschiedenen Stellungen. Sir Aurel Stein hatte vor zwanzig Jahren einen Teil der Umfassungsmauern freigelegt und herrliche Werke gräko-buddhistischer Kunst entdeckt.

Dr. Trinkler ließ an der aus dem Sande ragenden Westecke der Umfassungsmauer graben und war bald auf Überreste gewaltiger Figuren gestoßen, an denen vor allem der griechische Faltenwurf des Gewandes und die prächtige rote Übermalung unser Interesse weckte. Zwischen diesen weit über lebensgroßen, oft stark beschädigten Buddhafiguren tauchten kleinere Reliefs auf, Zeichnungen kamen zum Vorschein, die jedoch durch Witterungseinflüsse derart zerstört waren, daß sich ein Zusammenhang kaum mehr erkennen ließ. Gerne hätte ich noch weiter graben lassen, allein Dr. Trinkler hatte die Arbeiter bereits entlassen und drängte weiter, anderen Ruinenstätten entgegen.

Wir verließen diesen alten Tempel und zogen nach Norden, wo am Jurunkaschflusse die letzte Oase, Tavek-kele, liegt. Hier gönnten wir den Tieren einen Tag Ruhe, legten wiederum Vorräte an Hühnern, Eiern und Brot an und suchten einen Führer, der uns nach Dandan-Oilik bringen sollte.

Während Dr. Trinkler unterhandelte, erschien Hadschi Akrim und bat mich, zu seiner kranken Tochter zu kommen. Nachdem ich sie gesehen hatte, versuchte ich die Leute zu überzeugen, daß menschliche Hilfe nicht mehr viel nützen werde, allein sie baten immer wieder um Medizin, bis ich dem Vater einige schmerz-



51. Fähre am Serawschanfluß



52. Die Beschützerin des Augenlichtes im  
Tempel von Khargalik



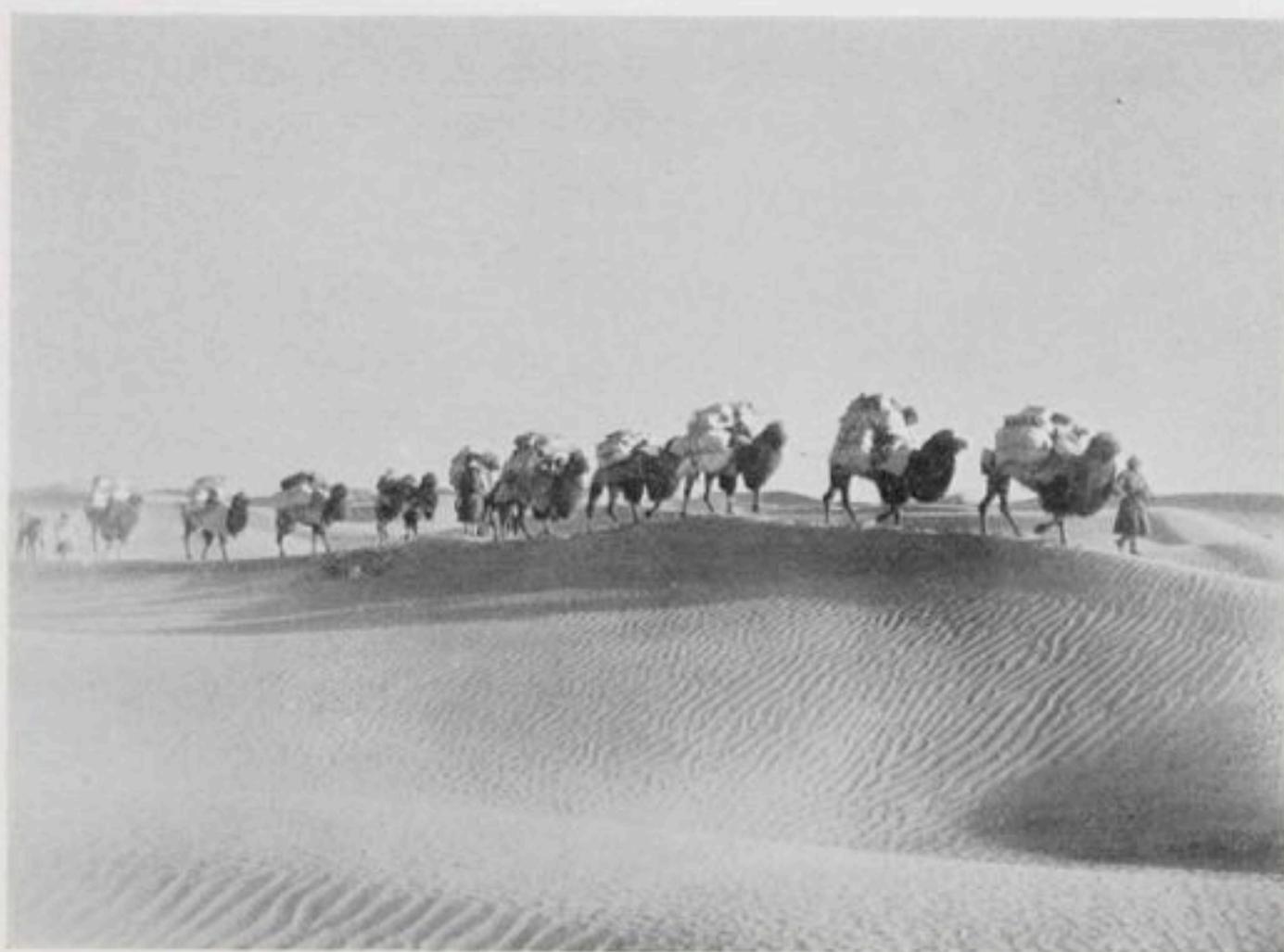
53. In der Tamariskenzone



54. Vom Sand bis zur Krone zugedeckte Pappeln



55. Tote Pappelwälder in der Takla-Makan



56. In der sterilen Wüste



57. Lager in der Wüste



58. Mohammedaner beim Morgengebet in der Takla-Makan

stillende Tabletten gab. Sie halfen jedoch nicht mehr viel, denn vier Tage nach unserem Weggang starb das Mädchen.

Mit sechs Arbeitern und einem alten Führer zogen wir am 13. März wiederum der Wüste entgegen. Tagelang ging es nun Dünen hinauf, Dünen hinunter; wir hatten gehofft, in fünf Tagen die etwas mehr als sechzig Kilometer messende Strecke nach Dandan-Oilik zurücklegen zu können, allein am 21. März irrten wir immer noch in der Wüste herum, ohne auch nur die geringste Spur von Ruinen gesehen zu haben. Wir mußten daran vorbeimarschiert sein, denn schon waren wir innerhalb des hohen Sanddünenürtels, welcher nach Steins Beschreibung die Nähe des Kerijaflusses kennzeichnet.

Doch wieder einmal hatten wir Glück. Eines Abends kamen die Leute, die täglich vorpostenartig die Wüste absuchten, zurück und berichteten von einer Menge Holzhäuser, Pfosten und Schnitzereien, die sie gefunden hatten. Es war Dandan-Oilik, kaum eine halbe Stunde weit entfernt von unserem Lager.

Dies mußte einst eine große Siedlung gewesen sein mit Klöstern und Laienwohnungen, allein die meisten Häuser waren vollständig zerstört, nur herumliegende Balken waren Zeugen ihrer früheren Existenz. Zudem hatte Sir Aurel Stein mit einer bewundernswerten Gründlichkeit gearbeitet, so daß außer einigen Malereien nicht mehr viel zu entdecken blieb.

Am letzten Nachmittag unseres Aufenthaltes in Dandan-Oilik überraschte mich ein Sandsturm, als ich von einer unserer Arbeitsstellen zurückkam. Vier Stunden lang irrte ich im Kreise um unser Lager herum, bis ich während einer kurzen Sturmpause, kaum fünfzig Schritte entfernt, mein Zelt vor mir sah. Da ich nicht zum Mittagessen erschienen war, hatte Dr. Trinkler durch Läuten der großen Kamelglocke versucht, mich über die Lage des Zeltes zu orientieren, allein der herrschende Sturm verschlang auch die dumpfen Klänge, ehe sie mein Ohr erreichten.

Die in Dandan-Oilik gemachten Funde bestanden beinahe ausschließlich aus Malereien, die Buddha sitzend oder stehend darstellten. Eine Ausnahme bildete das Fragment einer knienden Frauenfigur, die an einer Schnur um den Hals ein großes, vier-

eckiges Schmuckstück trug. Unweit davon kam eine Darstellung von Soldaten in Kriegsausrüstung zum Vorschein, leider ebenfalls stark beschädigt und zerfallen. Den Malgrund bildete fast durchweg eine mit einer geglätteten Stuckschicht überzogene Lehmziegelmauer, die häufig zur Erhöhung der Festigkeit mit Stroh oder Schilf vermischt war. Es schien, als ob die Konturen der Zeichnung erst mit schwarzen oder roten Linien auf den Verputz gezeichnet wurden.

Wiederum wurden Kisten mit den sorgfältig verpackten Stücken gefüllt, und am 25. März läuteten die Kamelglocken zum letztenmal in dieser einstigen Siedlung; Wüstenruhe legte sich wieder über die Pfähle und Balken, welche die letzten Kennzeichen früherer menschlicher Wohnungen sind. Wer wird wohl der nächste Europäer sein, der dorthin kommt?

Zwei Tage nach unserem Abmarsch von Dandan-Oilik trafen wir wiederum Kameldornbüsche. Gierig stürzten sich die Tiere darauf; sie hatten innerhalb der letzten vierzehn Tage immer nur Ölkuchen und im ganzen drei Eimer Wasser pro Tier erhalten. Es wäre uns nicht möglich gewesen, mit unseren neun Kamelen für eine solch lange Zeit genügend Wasser für unsere sämtlichen Leute mitzunehmen. Auf den Angaben in Steins Karte fußend, machten die Kulis aus Tavek-ke den Versuch, in jedem Lager ein Brunnenloch zu graben. In den meisten Fällen hatten sie Erfolg. Selten kam es vor, daß der Sand in zwei, drei Meter Tiefe noch trocken blieb.

Auf der Rückreise nach dem Fluß trafen wir zwei Männer, die ausgeschickt worden waren, uns zu suchen. Seit dem Weggange von Rawak waren wir ohne jegliche offizielle Begleitung gereist. Wir wunderten uns deshalb vorerst, daß die chinesischen Beamten sich neuerdings um uns interessierten, vergaßen dann aber diese Leute wieder, die inzwischen in Eilmärschen den Weg zurückgingen, den sie gekommen.

Kurz vor Tavek-ke trennten wir uns. Dr. Trinkler beabsichtigte, den östlichen Teil des Masar-Tagh-Gebirges, das weiter nördlich aus der Wüste aufragt, näher zu studieren, während ich nach Rawak zurückgehen wollte, um die angefangenen Grabungen fortzusetzen.

Mein Zelt stand am 28. März wieder in Tavek-kele. Der Frühling war inzwischen gekommen und beinahe schon vorbei. Ein frisches, saftiges Grün bedeckte die jungen Äcker, aber eine größere Überraschung bildeten die blühenden Kirsch- und Aprikosenbäume. Welche Pracht! Schade, daß die Sonne nicht schien. Leben war in die Wiesen und Felder gekommen, die überschwemmt und für die Frühlingsaat vorbereitet wurden.

Sabur Malik meldete Besuch. Mehrere Osttürken, die in chinesischen Diensten standen, machten mir ihre Aufwartung, waren überrascht, Dr. Trinkler nicht zu sehen, und erkundigten sich nach ihm. Nachdem ich ihnen ausführlich berichtet hatte, schickten sie einen Meldereiter weg; dann schlugen sie mir vor, statt nach Rawak direkt nach Chotan zu gehen und dort die Ankunft meines Reisekameraden abzuwarten. Ich wunderte mich damals, wie besorgt die chinesischen Behörden um uns waren, ohne daß ich auch nur die leiseste Ahnung von den Ereignissen hatte, die sich inzwischen abgespielt.

Mit einer Anzahl neuer Arbeiter erreichte ich den alten Turm von Rawak zum dritten Male. Inzwischen war aus den Gesprächen der Leute allerlei durchgesickert, das mich bevorstehende Schwierigkeiten ahnen ließ. Es hieß, daß der Amban von Lop, in dessen Distrikt Suya-Masar lag, mit unseren Grabungen nicht einverstanden sei, daß unsere Kulis einen besonderen Tribut zu entrichten hätten und ähnliches mehr.

Sabur Malik war mit mir; das Zelt stand wiederum auf der Tonterrasse unterhalb der Ruine; die mitgenommenen Hühner gackerten und legten fleißig Eier. Ich teilte die Arbeiter für die nächsten Tage in verschiedene Arbeitsgruppen ein, versprach den Leuten ein gutes Trinkgeld, falls sie weitere acht Meter freilegen würden, bis ich aus Chotan zurückkam, wohin ich rasch gehen wollte, um den Proviant zu ergänzen und die Post zu holen.

## Mißtrauen überall

Am 7. April machte ich folgende Notizen in mein Tagebuch:

„Wieder eine bewegte Woche hinter mir, die an die Tage von Guma erinnert. Abritt am 1. April. Die bestellten Pferde trafen pünktlich aus Suyu-Masar ein. Die Wüste beginnt wärmer zu werden, über den Mittag ist die Hitze drückend. In Suyu-Masar im Hause des Yuez-Baschi eine Delegation von Abgesandten des Statthalters von Lop, in dessen Bezirk ich mich befand. Sie wollten mich zu ihrem Vorgesetzten bringen. Ich hatte dafür wenig Verständnis; ich mußte so rasch als möglich nach Chotan. Nach einer kurzen Bewirtung und nachdem das Pferd gewechselt war, ritt ich weiter, begleitet vom Yuez-Baschi und einem zweiten Mann. In Chotan fand ich eine Unmenge Briefe und Zeitungen vor und vor allem einen Bericht von de Terra, worin er mir mitteilte, daß ihm neuerdings Schwierigkeiten gemacht würden. Er war erst am 15. März von Kargalik weggekommen; eine der vielen Bedingungen, unter welchen der Amban seine geologische Exkursion ins Kuen-lun-Gebirge bewilligt hatte, war, daß er keine photographischen Aufnahmen machen sollte. Ich ahnte, daß nun auch für Trinkler und mich die Unannehmlichkeiten nicht weit sein würden. Moldavak erzählte mir, daß der Tao-Tai von Chotan Leute ausgeschiedt habe, um uns zurück zu bringen. Im Laufe des Nachmittags (2. April) kam eine Delegation von drei Mann zu mir, um mir mitzuteilen, daß ich nicht mehr nach Rawak-Stupa zurück dürfe. Ich hatte glücklicherweise einen Hindu aus Hoschiarpur bei mir auf Besuch; er sprach etwas Englisch, und mit ihm ging ich zum Tao-Tai, um direkt und nicht mit irgendwelchen Unterbeamten zu verhandeln. Der Gouverneur ließ mich einige Zeit warten, dann empfing er mich in einem samtenen Kleide,

aber mit höchst betrübter Miene. Es begannen darauf die üblichen höflichen Redensarten: Der Frühling sei im Lande, es wäre besser, in Chotan, der schönen Stadt, zu bleiben, als in die Wüste zurückzugehen; nun würden die Bäume blühen, und wir könnten jeden Tag ein Gartenfest veranstalten; sein ganzes Haus, alle seine Diener seien zu meiner Verfügung. Während er sprach und die Dolmetscher so gut als möglich übersetzten, kratzten die langen wohlgepflegten Fingernägel des Tao-Tai leise das Papier, das vor ihm lag und einen singenden Ton von sich gab. Diener in kurzen Faltenröcken gingen auf Filzsohlen lautlos auf und ab, füllten hier eine Tasse oder boten eine frische Zigarette an. Ich ließ den Tao-Tai alles sagen, was er vorerst an Höflichkeiten zu sagen hatte, dann fragte ich ihn, ob er etwas gegen meine Rückreise nach Rawak-Stupa einzuwenden habe. Unter vielen Beteuerungen verneinte er das, ich könnte hinreisen, wo ich wollte, und an diese Aussage klammerte ich mich nun mit all der Diplomatie, die ich in den wenigen Monaten, seit ich im Lande bin, gelernt habe. Um halb neun Uhr abends verließ ich das Regierungsgebäude. Die Unterredung hatte mehr als drei Stunden gedauert. Ich war selber jedoch noch nicht sicher, ob ich folgenden Tags auch wirklich wegkommen würde. Ich beriet mich mit meinem Freunde Badrudhin, dem Afghanen, bei dem ich wohnte, um eventuell am frühen Morgen heimlich abzureiten. Allein er weigerte sich, mir einen Mann mitzugeben und die Hinterpforte seines großen Gartens aufzumachen, durch welche ich ins freie Feld gelangt wäre. So entschloß ich mich, der Sache ihren Lauf zu lassen. Schon am Abend, als ich mir im Garten nochmals die ganze Situation überlegte, sah ich, daß ich durch sechs Soldaten bewacht war, die soeben ihr Nachtlager vor meiner Türe aufschlugen. Zelte, Diener, die Küche, kurzum alles war in Rawak-Stupa, ich allein in Chotan. Draußen arbeiteten die Leute, und ich sollte hier bleiben und untätig zusehen, wie die schönsten Resultate meiner Grabungen vernichtet würden. Es mußte einen Ausweg geben, ich *mußte* nach Rawak zurück.

Am 3. April stand ich früh auf, kochte mir mein knappes Frühstück und sattelte mein Pferd. Als ich es besteigen wollte, ver-

hinderten mich drei Leute daran. Ich versuchte vorerst mit Gewalt meinen Willen durchzusetzen, aber es hatte keinen Zweck, ich war allein gegen eine starke Übermacht. Ich ließ mich auf Verhandlungen ein. Die Soldaten sagten mir, ich müßte vorerst auf einen Bescheid aus dem Yamen warten; aber ich wußte aus Erfahrung, daß man mich damit den ganzen Tag hinhalten würde. Deshalb ließ ich mein Pferd wiederum in den Stall führen und öffnete das große Tor, das auf die Marktstraße führte, und dann erklärte ich, daß ich nun zu Fuß ginge. Darob allgemeine Bestürzung. Ein Mann sollte sofort nach dem Yamen geschickt werden, allein die Anwesenden konnten sich nicht einigen, wer diese Hiobsbotschaft dem Amban in dieser frühen Morgenstunde bringen sollte. Mit der Reitpeitsche unter dem Arm ging ich durch die Basarstraße, an der neuen Moschee vorbei. Die wenigen Leute, die schon in den Straßen waren, sahen mich erstaunt an. Die Milchhändler und -weiber sperrten den Mund auf und unterbrachen ihren Morgenklatsch. Am Ende der Stadt holten mich drei Soldaten ein: der große mit der krummgeschlagenen Nase, der kleine, halb Zivilist, halb Militär, und der alte, dessen Kopf ständig wie ein Pendel hin und her wackelte. Mit Gewalt versuchten sie mich zurückzuhalten. Ich fing wieder an zu unterhandeln, da ich Tätlichkeiten auf offener Straße vermeiden wollte. Wir einigten uns auf eine halbe Stunde Wartezeit. Bis dahin sollte Bericht aus dem Yamen da sein, wenn nicht, würde ich mit Gewalt meinen Weg erzwingen, eine Drohung, die ich nie hätte in die Tat umwandeln können, denn zu den dreien gesellte sich bald ein weiteres halbes Dutzend. Ich setzte mich auf eine Bank vor dem letzten Hause der Stadt. Der Besitzer fühlte sich durch meinen Besuch geehrt und brachte mir Tee und Süßigkeiten, während das große Publikum mich bestaunte und bewunderte und meine Geschichte in den tollsten Übertreibungen von Mund zu Mund ging. Ich ließ aus der halben Stunde deren drei viertel werden, ehe ich den Mund auftat und sagte, daß nun noch fünfzehn Minuten Zeit wären, bis ich meine Drohung ausführen würde! Weitere dreißig Minuten waren vergangen, als ein Beg, ein Dolmetscher, erschien und meldete, daß ich nach

Rawak-Stupa gehen könne. Ich ließ mir mein Pferd bringen, und in scharfem Trabe ging's nach Suya-Masar zurück. Dort eine kurze Rast und weiter in die Wüste hinein. Ich wußte, daß eine Begleitmannschaft hinter mir her war; doch ich hatte einen schönen Vorsprung gewonnen, da mein Pferd noch frisch war. Gegen Abend war ich in Rawak-Stupa. Die Leute hatten gut gearbeitet. Rasch machte ich einige Aufnahmen, versorgte die guten Stücke, die von der freigelegten Mauer losgelöst worden waren, in meinem Zelte und freute mich meines Sieges. Als es schon dunkel war, kam der Beg aus Chotan an, folgenden Tages deren vier aus Lop, und alle versuchten mich zu überreden, nach der Oase zurückzukehren. Aber nun war *ich* wieder Herr der Situation und versuchte, ihnen die Schönheiten der Wüste, die sie hassen und fürchten, zu zeigen.“ —

So verstrichen einige Tage. Die Kulis verlangten, als sie wußten, was los war, ihren Lohn und gingen. Ich unterhielt mich täglich mit meinen Besuchern. Bald jedoch merkte ich, daß man versuchte, mich auszuhungern. Der bestellte Nachschub von Lebensmitteln blieb aus; ich mußte zu Konserven greifen. Da sammelte ich eines Morgens sämtliche Begg und zeigte ihnen meine Reservekiste. Jede dieser Büchsen, sagte ich ihnen, reiche für einen Tag; sie sollten sich selber überzeugen, wie viele ich davon hatte. Daraufhin reisten ihrer zwei wieder nach der Oase zurück.

Gestern endlich — während des ganzen Tages hatte ein wahn-sinniger Sandsturm getobt — erschien ein Chinese, der Privatsekretär des Ambans von Lop. Er versuchte mir die Gefahren, in denen ich mich befinde, mit bewegten Worten zu schildern, er sprach von Sandstürmen und wilden Tieren. Ich lud ihn zu einer Tasse Tee ein, bot ihm eine Zigarette und die besten Biskuite an, die ich hatte, und so überzeugte ich ihn, daß es sich auch in der Wüste ganz gut leben lasse. Nachmittags änderte er seine Taktik: seine Leute sollten einfach mein Zelt abbrechen. Ich hörte davon durch meinen Diener und fing wieder an zu unterhandeln, da ich eine offene Niederlage nicht riskieren durfte. Ich konnte „mein Gesicht nicht verlieren“, wie der Chinese sich ausdrückt, sonst war mein Ansehen dahin.

So entschloß ich mich, einen Brief an Trinkler zu senden, um ihm mitzuteilen, daß die „politische Lage“ einen „strategischen Rückzug“ verlangt hatte, und daß er mich nicht, wie abgemacht, nach seiner Rückkehr vom Masar-Tagh in Rawak-Stupa finden werde. Den Leuten habe ich den Abmarsch auf übermorgen angesagt, worauf der Chinese wieder die Höflichkeit selber wurde und den ganzen Nachmittag in angeregter Diskussion in meinem Zelte verbrachte, dessen Schönheiten er in allen Tonarten schilderte.

So sehr ich auch auf einen Ausweg denke, ich finde ihn nicht. Mir bleibt nichts übrig, als nach Chotan zu ziehen, da es keinen Wert hat, sich den Beamten zu widersetzen. Ich wünschte nur, sie würden mir offen sagen, was eigentlich los ist!

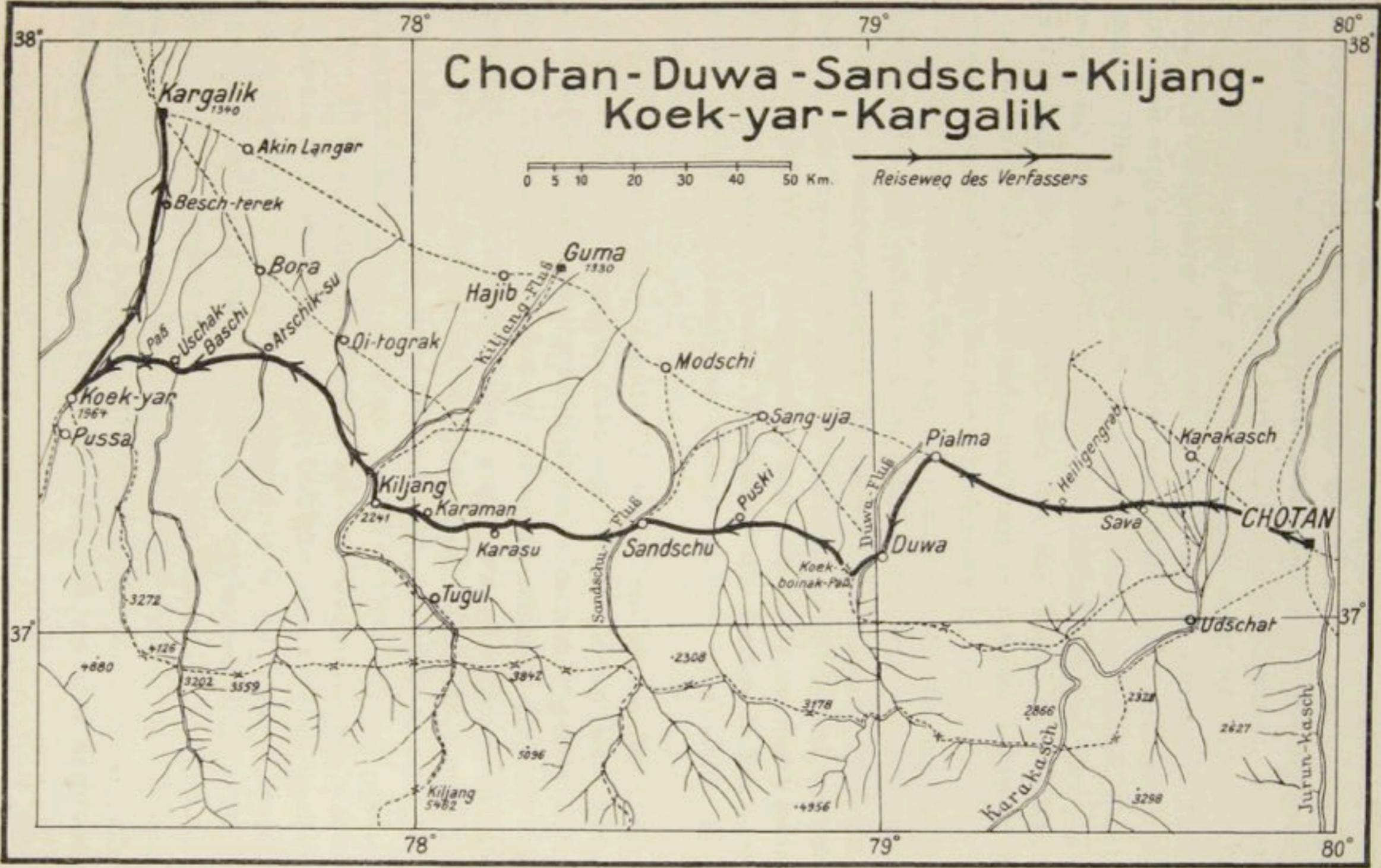
Es herrschte eine frohe Stimmung unter meinen zahlreichen Begleitern, als wir zurückritten. Lachend und einander Scherze zurufend umschwärmten sie mich wie einen kostbaren Gefangenen, der jeden Augenblick ausbrechen könnte. Man überschätzte mich entschieden!

In Chotan angekommen, schickte ich sofort meine Karten zu den chinesischen Beamten. Sie wollten mich am folgenden Tag empfangen.

Das höfliche Lächeln war aus dem Gesicht des Tao-Tai gewichen. Mit tiefernster Miene eröffnete er mir, daß er aus Urumtschi Befehle erhalten habe, dorthin sofort zu berichten, was wir in der Wüste, in Rawak und Dandan-Oilik getan hätten. Er müßte unsere Kisten, unser gesamtes Gepäck untersuchen.

Selbstverständlich würde ich ihm alles zeigen, was er zu sehen wünschte. Seine weitere Sorge war Dr. Trinkler. Wo er geblieben sei, warum wir uns getrennt hätten, ob wir denn nicht Freunde seien? Ich zeigte ihm den Brief, der mir kurz zuvor von einem Meldereiter gebracht worden war, und übersetzte ihn, so gut es anging. Dr. Trinkler schrieb:

„Heute nachmittag — nachdem wir heute morgen den Masar-Tagh verlassen hatten — traf ich Kerim Beg mit seinen fünf Leuten, der behauptet, Sie blieben in Chotan und gingen nicht



# Chotan - Duwa - Sandschu - Kiljang - Koek-yar - Kargalik

0 5 10 20 30 40 50 Km. *Reiseweg des Verfassers*

Kargalik  
1390

Koek-yar  
1564

Kiljang  
2241

Sandschu

Duwa

CHOTAN

Akin Langar

Besch-terek

Bora

Paß

Utschak-Baschi

Arschik-su

Oi-tograk

Hajib

Guma  
1330

Modsch

Sang-uj

Pialma

Heiligengrab

Karakasch

Sava

Karaman

Karasu

Tugul

Sandschu-Fluß

Puski

Koek-boinak-Paß

Duwa-Fluß

Heiligengrab

Udschat

Jurun-kasch

3272

+880

3202

3559

3842

2308

+956

78°

79°

80°

37°

37°

38°

38°



nach Rawak zurück. Auch die Kamele und Diener seien sämtliche nach Chotan zurückbeordert. Er redet etwas von neuen Instruktionen, die der Generalgouverneur unsertwegen herausgegeben habe. Auch ich solle jetzt direkt nach Chotan kommen. Da ich nicht weiß, was an der ganzen Geschichte wahr ist, möchte ich erst Ihre Nachrichten abwarten, ehe ich dorthin zurückgehe. Der Bote soll so schnell wie möglich nach Chotan reiten und mir umgehend Ihre Antwort nach Islamabad bringen. In drei Tagen werde ich dort sein. Wenn möglich, schicken Sie auch ein paar Kerzen mit. Es ist schade, daß Sie das Masar-Tagh-Gebirge nicht gesehen haben; ich habe noch nie in meinem Leben eine derartig farbenprächtige Bergkette bewundern können. —“

Ich fühlte, wie der Tao-Tai all meinen Antworten mit Spannung zuhörte, ich spürte auch das große Mißtrauen, das er meinen Äußerungen entgegenbrachte. Er hatte Dr. Trinkler im Verdacht, daß er mit irgendeinem großen Geheimnis, mit einem reichen Schatz in der Wüste untertauchen und unbemerkt aus dem Lande verschwinden wolle. Diesen Europäern, die Karten hatten, von denen sie alles, einfach alles ablesen konnten, war nichts unmöglich!

Wenige Tage später konnte ich dem Tao-Tai die Mitteilung machen, daß Dr. Trinkler unterwegs nach Chotan sei. Mein chinesischer Freund atmete sichtlich auf. Obschon er geneigt war, meinen Äußerungen Glauben zu schenken, schienen doch all die Gerüchte, die ihn erreicht hatten, gegen uns zu sprechen. Allein er blieb immer höflich, da er mich einer andern Angelegenheit wegen benötigte: sein Sohn hatte Fieber, er wollte wieder Medikamente haben.

Am 13. April kam Dr. Trinkler an; am folgenden Tag waren wir zusammen beim Tao-Tai. Er ließ uns vorerst lange warten. Als er uns jedoch empfing, übersprudelte er vor lauter Liebenswürdigkeit. Offenbar war er froh, seine entflohenen Vögel wieder eingefangen zu haben. Ich brachte die Konversation bald auf unser Gepäck, das nun vollzählig beisammen war. Er möchte uns mitteilen, wann die Kontrolle stattfinden sollte. Zu meinem nicht geringen Erstaunen erwiderte der Tao-Tai, daß von einer Kontrolle

keine Rede sein könne; er würde nur gerne einige der mitgebrachten Stücke aus Rawak und Dandan-Oilik sehen. Er sowohl als der Tung-ling und der Amban versicherten uns, daß wir ihre Freunde seien, und sie es als eine große Ehre betrachteten, uns als ihre Gäste behandeln zu dürfen. Was sollte das nun wieder bedeuten? Am Ende war bei meinem vorigen Besuche schlecht übersetzt worden. Wer sollte aus dieser ganzen Geschichte noch klug werden?

Die Besichtigung war auf den 15. April angesetzt. Sie hatte durchaus nicht den Charakter einer Gepäckvisitation. Im Gegenteil, es schien, als ob unsere chinesischen Freunde einfach ihre Neugierde befriedigen wollten. An den Fenstern vor unserem Zimmer staute sich die Menge, welche an das im Basar verbreitete Gerücht glaubte und den Goldklumpen — so groß wie ein Kind sollte er sein —, den wir angeblich in der Wüste gefunden hatten, sehen wollte. Statt dessen kamen nur vergilbte Malereien und zerbrochene Tonplastiken zum Vorschein!

Allein der Informationsdienst hatte gut gearbeitet. Akrim Hadschi hätte uns Manuskripte verkauft. Dr. Trinkler zeigte einige alte Papierfetzen. Es sollten noch welche aus Holz vorhanden sein! „Man“ wußte also genau Bescheid.

Nach ihrem Weggang erschien Kerim Beg, der Dolmetscher, und verlangte von jeder Photographie, die ich während der ganzen Reise von Ladakh her gemacht hatte, eine Kopie. Wie seltsam das alles war! Wollte sich der Tao-Tai eine Photosammlung anlegen? — Ein Teil meiner Negative war schon längst nach Europa gegangen. Ich hatte eine Anzahl Kopien von Ladakh und aus dem tibetischen Hochlande mit mir, und diese sollte er alle bekommen. Wir hatten keine Geheimnisse zu verschweigen; aber je bereitwilliger wir die Wünsche der Chinesen erfüllten, um so mißtrauischer schienen diese zu werden.

Ich überreichte ihm die Kopien persönlich. Die Bilder wären von seinem Vorgesetzten verlangt worden, erklärte mir der Tao-Tai. Und noch eins: im Basar würden seltsame Gerüchte umgehen. Die Leute erzählten, daß ich die Männer und Kinder (Frauen wagte ich nicht auf offener Straße zu photographieren),

die vor meinem Apparat gestanden hatten, durch magische Kräfte als Sklaven nach Europa schleppen würde, wo sie für mich ihr Leben lang zu arbeiten hätten! Wie würde er, der Tao-Tai, dastehen, wenn solche und andere Dinge dem Generalgouverneur in Urumtschi zu Ohren kommen sollten.

Ich hätte laut auflachen mögen. Die Situation verlangte jedoch ein ernstes Gesicht. Vieles mußte ich versprechen: im Basar keine Aufnahmen mehr zu machen, Stadtmauern, Straßen und Berge nicht mehr zu photographieren; kurzum mein Photographenapparat wurde in den Ruhestand versetzt! Nicht besser ging es Dr. Trinkler mit seinen Aquarellen. Sie mußten abgegeben werden, wogegen er das Versprechen erhielt, daß er sie in einigen Tagen zurückhaben sollte, — ein Versprechen, das nie eingelöst wurde.

Was uns in diesen Tagen alles zugetragen wurde! Abends, unter dem Schutze der Dunkelheit, kamen Besucher, die uns warnten und uns gute Ratschläge geben wollten. Bald blieben auch sie aus, denn unsere Überwachung war verschärft worden. Soldaten standen Tag und Nacht vor unserer Türe, und Kerim Beg erlaubte sich einige Male, nach neun Uhr abends, ohne anzuklopfen ins Zimmer zu kommen, um zu sehen, was hinter den geschlossenen Fensterläden vor sich ging.

Doch das alles hinderte mich nicht, beinahe täglich einen kurzen Ausritt, wenn auch mit unerwünschter Begleitung, zu machen. Ich sah mir die Fabrikation von Teppichen, Papier, die Zucht der Seidenraupe und die primitive Verarbeitung ihres Fadens an. Der Chotan-Teppich, früher seiner ganz vorzüglichen Qualität wegen hoch geschätzt und gesucht, wurde nun meistens mit anilingefärbter Wolle und in abscheulichen Mustern ausgeführt; die einst so hohe Kunst des Teppichknüpfens war im Rückgang begriffen. Oft sah ich am Straßenrande eine Menge viereckiger Rahmen aufgestellt, die mit einem leichten Stoff bespannt und gegen die Sonne gerichtet waren. Hier wurde das Papier getrocknet, das aus einem dünnflüssigen, aus der Rinde von Maulbeerzweigen gekochten Brei hergestellt ist. Die Seidenraupe war seit Jahrhunderten in Chotan gezüchtet worden. Die ersten

Eier sollen, wie die Legende erzählt, von einer chinesischen Prinzessin, welche den König von Chotan heiratete, ins Land gekommen sein. Sie hatte dieselben sowie die Samen des Maulbeerbaumes in ihrem Kopfschmucke verborgen und lehrte später mit Erfolg in ihrer neuen Heimat die Kunst des Seidenfadenspinnens. Wenig mochte sich in all den Jahrhunderten geändert haben. Diese Industrie sah derart primitiv aus, als ob die sagenhafte Prinzessin noch am Leben wäre. Oft dachte ich, welche Resultate die moderne Technik hier erzielen könnte.

Wir bereiteten unsere Abreise vor. Irgendwelche Ausflüge ins Gebirge waren uns untersagt. Wir sollten auf der großen Karawanenstraße über Guma-Kargalik nach Jarkent und Kaschgar ziehen. Dr. Trinkler wollte jedoch, wenn möglich, einen neuen Weg einschlagen, um seine Studien ergänzen zu können. Nach langen Verhandlungen gelang es ihm, die Genehmigung zur Reise durchs Vorgebirge des Kuen-lun über Duwa-Sandschu-Kiljang-Koekyar zu erhalten. Dagegen mußten wir beide uns schriftlich und ehrenwörtlich verpflichten, nicht von dieser Straße abzuweichen. Das große Gepäck mit all den Sammlungen sollte durch unsere eigenen Kamele direkt nach Jarkent gehen, während wir für unsere notwendigsten Sachen einige Tiere mieteten.

Die Gepäckkontrolle fand aber doch statt. Die Zollbeamten mußten sie vornehmen und jedes einzelne Stück unserer Sammlungen notieren. Die Liste erreichte die beträchtliche Länge von vier Metern; sie sollte später in Kaschgar noch oft Anlaß zu Diskussionen geben.

Am 2. Mai begleiteten wir Sabur Malik bis vors Stadttor hinaus. Wir selber ritten nach einem herzlichen Abschied von unseren Chotanfreunden ab. Wie leid tat es mir, Moldavak, bei dem ich so manche angenehme Stunde verbracht, der uns eine große Anzahl von Antiquitäten geschenkt und von dem ich eine Menge wertvoller Informationen erhalten hatte, zurücklassen zu müssen. Ob ich ihn wohl in seinem selbstgewählten Exil, wie er Chotan zu nennen pflegte, wiedersehen würde?

Heiß brannte die Sonne in jenen Maitagen auf das wüstenähnliche Vorgelände des Kuen-lun-Gebirges. Die Oasen standen

im Zeichen der Reife. Herrlich grüntem die Felder. Die ersten Aprikosen waren reif. Und als wir am 17. Mai in Jarkent ankamen, standen Erdbeeren auf dem Tisch, die unsere Wirte in ihrem Garten gezüchtet hatten. Hermannssons waren umgezogen; sie hatten das Waisenhaus für Knaben übernommen. Behischt-Bag — Paradies — hieß das Haus. Es wurde für die nächsten Wochen ein wirkliches Paradies für mich.

## Ungewißheit

**D**r. de Terra war inzwischen nach Kaschgar gereist. Dr. Trinkler wollte ihm in einigen Tagen folgen, während ich mit den Kamelen, die dringender Pflege benötigten, und mit dem großen Gepäck später nachkommen sollte. Ein von Dr. de Terra eingetroffener Brief meldete folgendes:

„— und nun zur ‚politischen Lage‘. Ich hatte heute meine erste Unterredung mit dem Tao-Tai von Kaschgar. Vorerst Erkundigungen, wo ich in der Zwischenzeit mich aufgehalten, und Bedauern, daß ich krank gewesen sei\*. Ich versuchte dann festzustellen, welcher Verbrechen man uns anklagt. Es kam verschiedenes zur Sprache: Dr. Trinkler und Sie hätten die Ambane stets im unklaren gelassen über Ihre Reisen. Sie hätten die Ihnen mitgegebenen Begleiter weggeschickt. Die Ambane sollen auf die Anfrage des Generalgouverneurs hin geantwortet haben, daß sie nicht wüßten, wo ausgegraben und wo photographiert würde, da Sie vorher weder um Erlaubnis gefragt, noch die Arbeitsorte genau fixiert hätten (Kunststück!). Dadurch sei der Generalgouverneur sehr verärgert und hätte seinen Untergebenen die größten Vorwürfe gemacht. Ferner würden Sie die Straßen und Wege des Landes vermessen und heimlich Karten herstellen. Wahrscheinlich für die Russen.

Ich erwiderte, ich wüßte nicht viel darüber, Dr. Trinkler würde besser Bescheid geben können. Allgemein machte ich aber geltend, daß wir im November doch mit dem Tao-Tai alles besprochen hätten, daß aus unseren chinesischen Pässen hervorginge, welches ‚Gewerbe‘ wir treiben, und daß wir nur wissenschaftlich arbeiten

---

\* Unter der liebenswürdigen Pflege von Fräulein Lundall war er erst vor kurzem von einer schweren Gelbsucht genesen.

wollten. Ich sagte ihm auch, daß wir uns alle gewundert hätten, wie schlecht die lokalen Behörden über uns orientiert waren.

Der Tao-Tai meinte, es sei den Distriktambanen überlassen, fremden Reisenden dies oder jenes zu gestatten oder zu verbieten, und es sei von jeher Landessitte gewesen, den Fremden Begleiter mitzugeben, um sie vor allen Gefahren (des Leibes und der Seele!) beschützen zu können.

Dann Frage: ob der Tao-Tai gegen meine Arbeit etwas einzuwenden hätte? — Nein. — Ob vom Generalgouverneur Befehle, unseren Aufenthalt oder unsere wissenschaftliche Arbeit betreffend, eingetroffen seien?

Aus Urumtschi war dem Tao-Tai ein Zeitungsausschnitt zugeschickt worden, den der Generalgouverneur einem Peking-Blatte entnommen hatte und in dem zu lesen stand, daß die öffentliche Meinung Chinas es nicht dulden könne, wenn deutsche Forscher wertvolle Sachen in Sinkiang ausgruben und ausführten. Man sollte diese Fremden des Landes verweisen!

Obwohl die Stellung des Generalgouverneurs Peking gegenüber zweifellos unabhängig genug ist, um der ‚öffentlichen Meinung‘ den Rücken zu kehren, kamen die Ambanberichte ihm hier sehr gelegen, um ein Arbeitsverbot für uns zu erlassen.

Ich frug dann, ob, allgemein gesprochen, unser weiterer Aufenthalt hier Schwierigkeiten bereiten würde. — Nein, wir könnten hier oder in Jarkent bleiben, vorausgesetzt, daß keinerlei Beschwerden mehr über uns einliefen.

Aus dieser Unterredung mögen Sie, lieber Boßhard, Ihre Schlüsse ziehen. —“

Der Brief trug das Datum des 24. Mai. Folgenden Tages erreichte Dr. Trinkler Kaschgar. Bis Mitte Juni unterhandelten meine beiden Reisekameraden mit dem Tao-Tai; allein das Endergebnis sah wenig befriedigend aus. Sie sollten nicht mehr abseits der großen Karawanenstraßen gehen, sollten weder Steine noch Pflanzen sammeln, noch photographische Aufnahmen oder Vermessungen machen: ein wenig befriedigendes Tätigkeitsprogramm für zwei junge, unternehmungslustige Forscher. Sie sahen einen Ausweg: Rückreise nach Indien. Die inzwischen be-

willigten Nachtragskredite der Notgemeinschaft für die deutsche Wissenschaft und der Stadt Bremen ermöglichten die Durchführung dieses Programms, falls nichts Unvorhergesehenes dazu kam. Die Sammlungen, in vielen schweren Kisten untergebracht, sollten von mir durch Rußland, von Leningrad mit dem Schiff nach Stettin gebracht werden.

Eine schwere Verbrennung meiner linken Hand, durch eine unvorsichtige Manipulation mit Blitzlicht entstanden, verzögerte meine Abreise von Jarkent nach Kaschgar. Unsere letzte Zusammenkunft in Zentralasien fand deshalb im Behischt-Bag, im Paradiese, statt. Am 20. Juni trafen Trinkler und de Terra dort ein, letzterer in derart schwachem Zustande, daß ich mit Sorgen seiner Reise über die Hochgebirge Asiens entgegensah, die er unter keinen Umständen gegen die leichtere Route durch Rußland vertauschen wollte.

Am 2. Juli ritten sie weg. In Zürich oder Berlin sollten wir uns wiedersehen, allerdings erst nach vielen Monaten. Drei Tage später nahm auch ich Abschied von der Familie Hermannsson und ihrem schönen Heim, in dem ich mich all diese heißen Sommertage so wohl gefühlt hatte. Kurram kehrte nach Indien zurück, und Habiba mußte mir versprechen, immer gut für ihn zu sorgen.

Einige Tagebucheintragungen:

„*Kok-Rabat, 5. Juli.* Die Kamele sind verkauft, die Lampen, Laternen und alles überflüssige Gepäck weg. Trinkler und de Terra nach Indien abgereist und ich auf dem Wege nach Kaschgar und Rußland. Nach endlosem Feilschen brachte ich gestern endlich die drei Arabas\* mit dem Gepäck weg. Sie fahren während der Nacht, da es tagsüber oft bis zu fünfundsechzig Grad Celsius in der Sonne ist. Ich ritt um drei Uhr morgens weg. Hermannssons waren aufgestanden, um sich zu verabschieden. Noch schien der Vollmond, als ich durch das Tor des ‚Paradieses‘ ging; doch bald hellte sich der Himmel im Osten auf, und je näher ich Kok-Rabat kam, um so prächtiger leuchteten die Farben der Berge. Einzelne Gipfel waren noch mit Schnee bedeckt. Hellblau, rötlichviolett hoben sie sich von dem mit kleinen weißen Wölkchen besäten

\* Reisewagen für Gepäck.



59. Brücke über den Karakaschfluß, ehe er in der Wüste versiegt



60. Der Amban von Chotan (in der Mitte), Badrudhin (im weißen Turban), hinter beiden Kerim Beg



61. Der Diener des Ambans von Guma



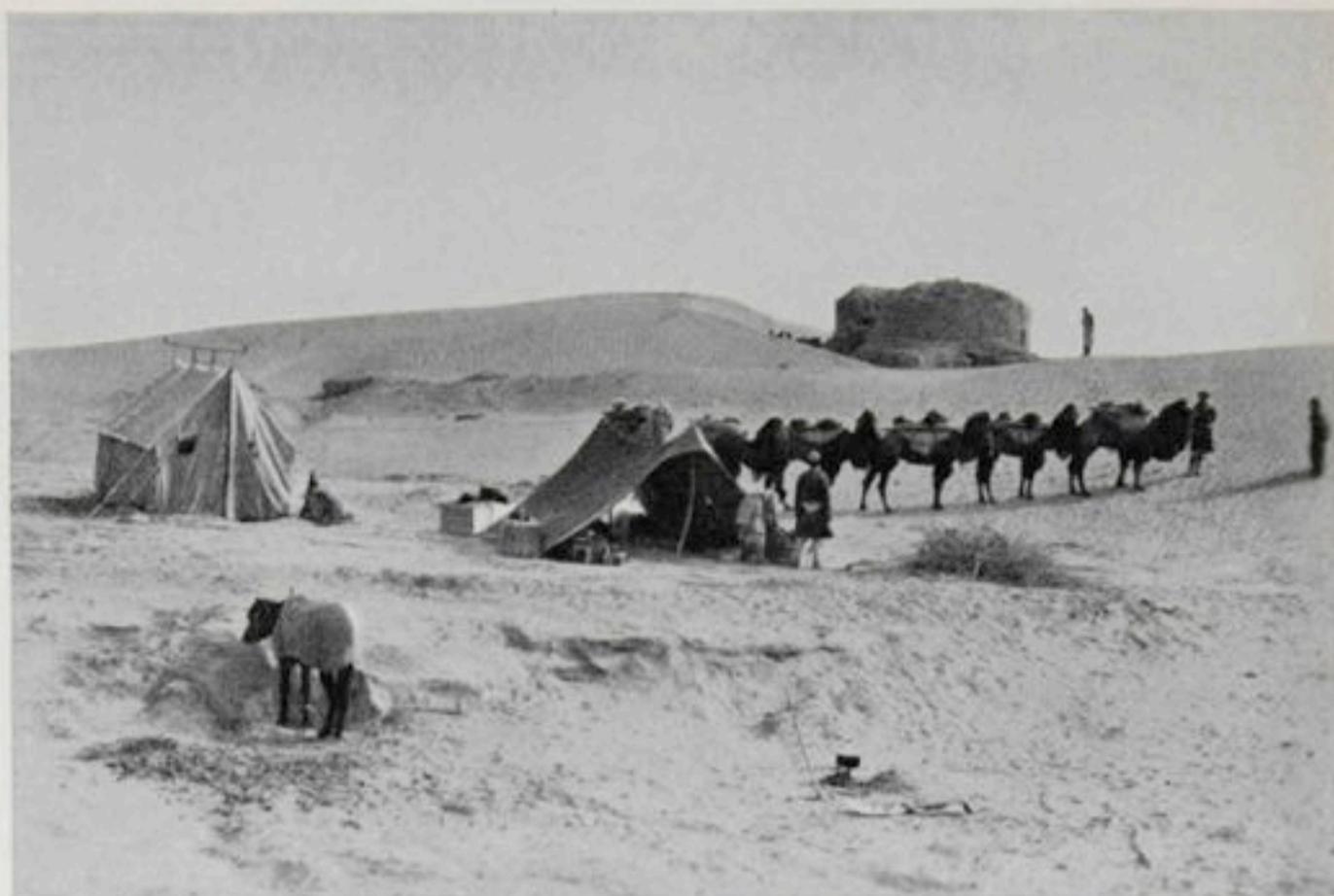
62. Patienten in Chotan



63. Das Geschenk des Generals in Chotan



64. Der Arzt hält Sprechstunde



65. Rawak-Stupa mit Lager



66. Die letzten Überreste einstiger Häuser in Dandan-Oilik

Himmel ab; ein niederer Hügelzug lag noch im Schatten, tiefblau, violettschwarz.

Um halb acht Uhr kam ich hier an. Abdul schlug mein Moskitonetz auf. Die Mücken und Fliegen würden mich sonst zum Wahnsinn treiben. Tagsüber versuchte ich etwas zu schlafen. Heute nacht geht's weiter.

*Kyzyl-Basar, 6. Juli.* Wie in einem Backofen ist es hier. Kaum kann ich atmen. Die Wüstenluft liegt über der Gegend wie eine schwere Wolke. Die Straße war einsam heute nacht. Herrlich und groß ging der Mond auf. Allein zwölf ‚Potai‘ sind eine lange Strecke. Mehr als einmal schlief ich im Sattel ein. Das Straucheln des Pferdes weckte mich. Wie der Wüstenrand, dem entlang ich ritt, heiß war, trotz der Nacht! Gegen den Morgen wurde es kühler. Um halb drei Uhr war Kyzyl-Basar erreicht. Um vier Uhr schlief ich bereits herrlich unter dem Moskitonetz auf der kleinen Anhöhe über dem schlammigen Dorfteich.

Meine Nachbarn hier sind vier Fakire, die tagsüber betteln und nachts in den Obstgärten Ausschau halten, während ihre in Lumpen gehüllten Frauen und Kinder herumliegen und schlafen.

*Kaschgar, 9. Juli.* Gestern morgen Ankunft in Kaschgar, nachmittags Besuch beim russischen Vizekonsul Kazasse, der heute für etwa einen Monat in die Berge geht. Von ihm erfuhr ich, daß das Transitvisum durch Rußland sofort erhältlich, die Frage eines eventuellen Aufenthaltes in Russisch-Turkistan hingegen noch unentschieden sei. Generalkonsul Postnikoff ist auf einer Reise nach dem Lop-nor-Gebiet begriffen, soll aber in Kutscha wieder umgekehrt sein; wird in etwa drei Wochen in Kaschgar erwartet. Ich soll mich bis dahin gedulden, da Postnikoff über meine Angelegenheit orientiert sei.

Letzte Neuigkeiten: Tschang-Tso-Ling hat Peking geräumt und ist auf der Reise nach Mukden ermordet worden. Die Nanking-Truppen haben Peking eingenommen. Der Generalgouverneur von Chinesisch-Turkistan hat die neue Regierung anerkannt.

Das britische Konsulat ist leer. Williamson macht seine offiziellen Besuche in Chotan, Kerija. Capt. Sherriff ist bei den Kir-

gisen im Hochgebirge. Firoz-ud-Din, der Sekretär, besorgt die laufenden Geschäfte.

10. Juli. Ein Besuch beim Tao-Tai ist immer interessant. Ich wurde gestern nachmittag in einem kleinen Gartenhause empfangen. In dem niederen Raume standen Polstermöbel mit weißen Überzügen, ein Schreibtisch mit Akten, ein runder Tisch mit einer Schale voller Rosen, deren Duft das Zimmer erfüllte. In einer Ecke war ein Bett, und mitten im Zimmer hielt ein gewaltiger Eisblock die Temperatur in angenehmen Grenzen. Sämtliche Fenster waren mit moskitosicheren Stoffen überzogen. Das Ganze zeigte einen raffinierten Luxus und eine wohldurchdachte Bequemlichkeit. Hier drinnen kam mir Ma-Schao-Wu, der Tao-Tai, entgegen, begleitet von Tao, dem englischsprechenden Sekretär. Wir setzten uns an den runden Tisch; Tee, Zigaretten und Süßigkeiten wurden von Dienern aufgetragen; bald waren wir in der Diskussion. Aus Urumtschi war Befehl gekommen, mein ganzes Gepäck nochmals zu kontrollieren. Ferner sei die chinesisch-russische Grenze gesperrt. Der Tao-Tai erzählte mir, daß ein chinesischer Untertan mit einem regelrechten Passe von den Russen in Irkestam verhaftet und erschossen wurde, und solange diese Angelegenheit nicht geregelt sei, werde er keine Pässe nach Rußland visieren. Das sah nach einem längeren Aufenthalt in Kaschgar aus.

Ich fragte den Tao-Tai, ob er mir gestatten würde, zu Capt. Sherriff ins Gebirge zu gehen, bis alle diese Fragen geregelt wären, und ich wies auf meine geschwollene Milz hin, die das Vorzeichen eines Malariafalles sein konnte. Allein auch darüber waren bereits Befehle aus Urumtschi da: Keiner von uns dreien dürfe weder in die Wüste noch ins Gebirge ziehen!“

Überall Ungewißheiten, Schwierigkeiten. Mißtrauen bei den Chinesen, die russische Grenze gesperrt: die Reise nach Europa schien in weiter Ferne zu liegen. Am selben Tage las ich in Dainellis Buch: Es ist nicht leicht, nach Kaschgar zu gelangen, aber unendlich schwer, von dort wegzukommen!

Der erste britische Generalkonsul in Kaschgar hatte diesen Ausspruch getan.

## Gerüchte und Tatsachen

**D**er orientalische Basar ist von jeher die Brutstätte der unkontrollierbarsten Gerüchte gewesen. Kaschgar machte keine Ausnahme, und da ich mich einigermaßen über die Beziehungen zwischen Sinkiang und der Sowjetregierung orientieren mußte (ich durfte es weder mit den einen noch mit den andern verderben), so fanden sich bald genug Leute, die mich für wenig Geld ständig auf dem laufenden hielten.

Gerüchtweise hieß es, daß der Tao-Tai eine Anzahl chinesischer Untertanen, die zu den Russen geheime oder offene Beziehungen unterhalten hatten, nach Aksu zur Aburteilung schickte, daß die Dienstboten des russischen Konsulates für ihr Leben fürchteten und deshalb ihre Stellen verlassen hätten; daß ferner das Sowjetkonsulat scharf bewacht sei und daß dem Tao-Tai täglich eine Liste derjenigen Personen vorgelegt werde, die dort ein und aus gingen. Man erzählte mir, daß ein Dolmetscher der Russen verhaftet und wegen Mord verurteilt worden sei. In Wirklichkeit soll er vor mehr als einem Jahre im Basar Medizinen verkauft haben, wie es hundert andere taten; einer seiner damaligen Patienten sei nun gestorben.

Gerüchte gingen um über Postnikoff, der von den Chinesen gefangengehalten werde. Man sprach im geheimen von geplanten Anschlägen auf das russische Konsulat, von bevorstehenden Attentaten auf chinesische Beamte.

Wer sollte da noch kontrollieren, was wahr und was erlogen. Eines Morgens ging's wie ein Lauffeuer durch die Stadt, der Generalgouverneur Yang-Tsen-Hsing in Urumtschi sei am 7. Juli ermordet worden. Ich war am Morgen des 12. Juli nach dem britischen Konsulat gegangen, um vom Dache aus einige Aufnahmen des Kwen-Lun-Gebirges zu machen. Firoz-ud-Din teilte

mir die Neuigkeit mit, die vorigen Tags als Radiomeldung angekommen war.

Hier schien es sich um Tatsachen zu handeln, denn am Vorabend waren die Stadttore, statt wie üblich um neun, schon kurz nach sechs Uhr geschlossen worden. Wer außerhalb der Stadtmauern war, blieb draußen; wer drinnen war, mußte in der Stadt bleiben. Das schien der Beschluß einer Versammlung höchster chinesischer Beamter zu sein, die durch den Kommandanten der in Hantscheng stationierten Truppen einberufen worden war. Der Tao-Tai hatte dieser Versammlung nicht beigewohnt oder war dazu nicht eingeladen worden. Man munkelte allerlei über Rivalitäten zwischen dem Militär- und Zivilgouverneur. Nachdem die Truppen des ersteren zwei Stunden die Tore bewacht hatten, wurden sie durch die Soldaten der Leibwache des letzteren ersetzt. Der Anschlag, der kurz über die Ereignisse in Urumtschi orientierte und die Bevölkerung zur Ruhe mahnte, war nur vom General, nicht aber vom Tao-Tai unterzeichnet. Einen Tag später wurde diese Bekanntmachung entfernt und durch eine andere ersetzt, die beide Unterschriften trug. Wie sollte man sich all diese Begebenheiten erklären?

Ma-Schao-Wu, der Tao-Tai oder Zivilgouverneur, war ein Dungane, ein chinesischer Mohammedaner, der 1924 Kaschgar erobert und seinen Gegner unschädlich gemacht hatte. Die Feindschaft zwischen dem „König von Kaschgar“, wie der ermordete General Ma oder, wie er im Volke genannt wurde: dem Ti-Tai, und Ma-Schao-Wu bestand schon seit Jahren. Letzterer war damals als untergeordneter Beamter durch seinen Vorgesetzten schwer beleidigt worden. Der Generalgouverneur hatte die Versetzung nach Utsch-Turfan genehmigt. Ma-Schao-Wu wartete auf eine Gelegenheit, sich rächen zu können. Er wartete jahrelang, bis er endlich den günstigen Moment gekommen glaubte. Ständig liefen beim Generalgouverneur in Urumtschi Klagen über die hohen Steuern, die grenzenlose Ausbeutung und die sklavenähnliche Behandlung der chinesischen Untertanen in der Kaschgarai ein. Urumtschi beschloß seine Absetzung, allein der alte General dachte nicht daran, seine offizielle Stellung mit dem

Privatleben zu vertauschen. Ma-Schao-Wu hörte in Utsch-Turfan von diesen Ereignissen und erbat sich von seinem Vorgesetzten unbegrenzte Vollmachten, um die Absetzung seines Feindes zu erzwingen. Bereitwilligst wurden ihm dieselben gegeben. Ma-Schao-Wu sammelte eine Elitetruppe, bestehend aus mohammedanischer Kavallerie, seinen Glaubensgenossen, um sich und rüstete zugleich eine größere Abteilung Infanterie aus. Sein Kriegsplan war folgender: Die Infanterie sollte in gewöhnlichen Tagesetappen marschieren, während er selber, mit seinen sechshundert Getreuen im Eiltempo durch die Wüste reitend, Kaschgar überraschen wollte. Der Ti-Tai, vom Nahen der Regierungstruppen unterrichtet, schien seine Verteidigungsvorbereitungen ohne besondere Eile zu betreiben. Seine Soldaten, viele von ihnen Opiumraucher schlimmster Sorte, sollten erst auf Wache geschickt werden, sobald der Gegner nähergerückt war. Als Ma-Schao-Wu in der Nacht des 31. Mai vor der Stadt ankam, wartete er mit seinen Soldaten, bis die Tore am folgenden Morgen geöffnet wurden, überrannte dann die größtenteils noch schlafende Leibwache des Generals, stürmte zum Palast seines Feindes, verwundete den wütend fechtenden Ti-Tai und machte ihn zu seinem Gefangenen. Folgenden Tages wurde er im Einverständnis mit dem Generalgouverneur am Stadttor aufgehängt, wo er den Dunganen als Zielscheibe diente. Ma-Schao-Wu, der Sieger, übernahm nun den gesamten Reichtum des einstigen Despoten, sandte einen Teil davon als Tribut nach Urumtschi und wurde kurz hernach zum Tao-Tai von Kaschgar ernannt. Er nahm die Zügel straff in die Hand und verstand es, sich beim Volke durch seine große Gerechtigkeit hohes Ansehen zu verschaffen, wie auch durch seine Strenge den Untergebenen Furcht einzuflößen.

Doch dieses kühne Reiterstück schien auch dem Generalgouverneur einen großen Eindruck hinterlassen zu haben. Um zu verhindern, daß Ma-Schao-Wu zu mächtig wurde, ließ er diesem nur noch eine unbedeutende Leibwache, während seine übrigen Soldaten dem neuernannten General, der in Hantscheng residierte, zugewiesen wurden. Dadurch waren zwei Rivalen geschaffen, von denen der eine regierte, ohne die Armee hinter sich zu haben, und

der andere seine Soldaten hatte, ohne regieren zu können. Die alte Furcht der Chinesen vor dem Dunganen tat das ihre, so daß eine Atmosphäre voll gegenseitigen Mißtrauens herrschte. Zudem hieß es, daß Ma-Schao-Wu vom Führer der Mohammedaner in Kansu ein Schreiben erhalten habe, mit der Einladung, sich am geplanten Aufstand gegen die Nanking-Regierung zu beteiligen, welchen Vorschlag er jedoch ablehnte.

Das Mißtrauen, das die Chinesen dem mächtigen, klugen Dunganen entgegenbrachten, vielleicht auch eine gewisse Angst, und bei einzelnen sogar der geheime Wunsch, ihn beseitigt zu sehen, mochten einige der Gründe gewesen sein, welche die Leiter der Konferenz von Hantscheng veranlaßt hatten, Ma-Schao-Wu nicht einzuladen. Seinem diplomatischen Geschick ist es zu verdanken, daß sich in Kaschgar nicht zwei einander feindlich gesinnte Parteien bildeten; er verstand es, die Gegner von seiner Loyalität zu überzeugen, so daß fortan die öffentlichen Anschläge die Unterschrift des Zivil- wie auch des Militärgouverneurs trugen.

In den folgenden Tagen erfuhr ich die näheren Umstände, unter denen der Generalgouverneur Yang-Tsen-Hsing ermordet worden war. Am 7. Juli wurde anlässlich eines Schulfestes ein großes Essen von Fan-Yao-nan gegeben. Fan war Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Zu dem Feste erschienen außer dem Generalgouverneur auch die Vertreter des Sowjetkonsulates in Urumtschi. Yang-Tsen-Hsing war mit seiner üblichen Leibwache von mehr als zweihundert Soldaten erschienen. Seine Gegner verstanden es jedoch, ihn von derselben zu trennen und das Bankett in einem kleinen Zimmer servieren zu lassen. Fans Diener trugen in den Ärmeln der Uniformen Revolver versteckt. Der Gouverneur schöpfte jedoch Verdacht, stand auf, um hinauszugehen; in diesem Momente fielen die Schüsse, die ihn und einige seiner Anhänger sofort niederstreckten. Unter den Ermordeten befand sich auch Tu-Fa-Yun, ein militärischer Ratgeber des Generalgouverneurs.

Nach dieser Szene flohen die Gäste in alle Windrichtungen; Fan-Yao-nan begab sich in das Bureau seines ermordeten Vorgesetzten und veranlaßte einen der Sekretäre, die amtlichen Siegel herauszugeben.

Tschin-Schu-jen, der Chef des politischen Departements, widersetzte sich, ließ durch den Sohn des ermordeten Tu-Fa-Yun den Usurpator des Generalgouvernementes, Fan, ergreifen, als er mit seinem zehnjährigen Töchterchen in den Yamen gehen wollte. Vor den Augen des wehrlosen Vaters wurde sein Kind bei lebendigem Leibe in tausend Stücke zerschnitten, hernach erlitt er selber diesen grausamen Tod. Tschin-Schu-jen ließ sich nun zum Herrscher von Sinkiang ausrufen, allein er mußte mehrere Monate auf die Bestätigung durch die neue Regierung in Nanking warten. Es schien, als ob man dort mit seinem Vorgehen nicht ganz einverstanden wäre. Tschin-Schu-jen benützte deshalb jede Gelegenheit, um die wachsende nationale Bewegung zu berücksichtigen und glaubte unter anderem, das erregte Mißfallen dadurch gutmachen zu können, daß er eine unfreundliche Haltung gegen die Fremden einnahm.

Einige Worte über Yang-Tsen-Hsing sowohl als Fan-Yao-nan mögen am Platze sein. Im Jahre 1911 hatte Yang-Tsen-Hsing, vor der chinesischen Revolution ein untergeordneter Beamter, es verstanden, die Macht an sich zu reißen. Rasch wurden die Unruhen unterdrückt, die Sicherheit der Karawanenstraßen wiederhergestellt. Er anerkannte die neue Regierung in Peking, gründete jedoch in seiner fern von der Hauptstadt gelegenen Provinz ein Königreich mit einer unabhängigen Verwaltung, besonderen Gesetzen und eigenem Geld. Alle seine Untergebenen waren, mit wenigen Ausnahmen, entweder direkt oder durch Heirat mit ihm verwandt. Kein Beamter erhielt eine Anstellung, ohne daß er dem Generalgouverneur vorerst einen Beweis seiner loyalen Gesinnung erbracht hatte. Die Regierung in Peking versuchte mehrmals, ihre eigenen Leute in der Verwaltung von Chinesisch-Turkistan unterzubringen, allein Yang-Tsen-Hsing entledigte sich ihrer, ehe sie Urumtschi erreichten, hielt sie in seinem Yamen als unfreiwillige Gäste gefangen oder schickte sie mit einem Geldgeschenk wieder nach Peking zurück. Mehr als einmal wurde er von der Zentralregierung abgesetzt, allein die große Gobi, die sein Reich vom übrigen China trennte, erschwerte die Entsendung einer Armee, die seinen Rücktritt hätte erzwingen können. Yang verweigerte die

Annahme solcher Befehle, und Peking war machtlos. Während der letzten siebzehn Jahre entstand, was man eine Familienhierarchie nennen könnte; im Jahre 1927 waren mit drei Ausnahmen sämtliche Distriktsgouverneure von Kerjia bis Kaschgar mit ihrem Vorgesetzten verwandt.

Das ganze Land wurde in acht „Kantone“ geteilt, jeder von einem Tao-Tai regiert. Ihm waren die Distriktsgouverneure oder Ambane unterstellt, etwa fünfzig an der Zahl. Jeder dieser einzelnen Beamten wurde persönlich vom Generalgouverneur ernannt. Allein Erziehung und Eignung für diese verantwortlichen Stellen spielten eine weniger bedeutende Rolle als die Vermögensverhältnisse des Kandidaten. Es wurde ein regelrechter Handel mit öffentlichen Ämtern getrieben. Wer nicht selber die notwendige Summe bezahlen konnte, der fand Freunde, welche ihm das Geld gegen einen Zinsfuß von hundert Prozent vorschossen. Und da keiner wußte, wie lange er seine Stelle behalten würde, beeilte er sich, so rasch als möglich das in dieses „Unternehmen“ gesteckte Kapital samt Zinsen zurückzugewinnen. Die Rechtspflege litt unter diesem System, denn viele Gerichtsfälle wurden zugunsten des Meistbietenden entschieden. Ging die Ausbeutung des Volkes jedoch so weit, daß Klagen das Ohr des Generalgouverneurs erreichten, dann erfolgte eine Versetzung — nicht etwa eine Absetzung — von einem Zipfel des Landes nach dem andern.

Durch einen sorgfältig organisierten Geheimdienst war der Generalgouverneur über alles, was im Lande vorging, gut unterrichtet; gefährliche Gegner schaffte er, ohne besonderes Aufsehen zu machen, auf die Seite.

Man wundert sich, daß Yang nicht selber schon längst einem Attentat zum Opfer gefallen war, allein sein Yamen war hermetisch verschlossen. Seine Privatsekretäre mußten sich auf eine Anzahl Jahre verpflichten; während dieser Zeit kamen sie nicht in Berührung mit der Außenwelt; sie lebten wie Gefangene, um hernach reich beschenkt in ihre Heimat im eigentlichen China abgeschoben zu werden. Verließ Yang-Tsen-Hsing einmal seinen festungsähnlichen Yamen, so umgab er sich mit seiner großen Leibwache; allein das Schicksal erreichte ihn trotzdem.

Ob er wohl eine Ahnung von den kommenden Ereignissen hatte? Schon seit einiger Zeit anvertraute er all seine enormen Reichtümer den englischen und amerikanischen Banken an der Küste; seine Familie lebte auf den Philippinen, also auf amerikanischem Territorium.

Ebenso eigenmächtig wie seine Verwaltung war auch seine Finanzpolitik. Sie grenzt geradezu ans Geniale, man muß die weitsichtige Klugheit dieses Mannes bewundern. In den siebzehn Jahren seiner Herrschaft hatte er es verstanden, das gesamte Silber- und Goldgeld des Landes zu sammeln und an dessen Stelle Noten in Zirkulation zu setzen. Zudem schuf er vier verschiedene Währungen: den Ili-, Turfan-, Urumtschi- und Kaschgar-Seer. All dieses Papiergeld wurde von der Staatskasse jederzeit zum vollen Kurse eingelöst. Der Zweck dieses komplizierten Währungssystems war, sich gegen eventuelle Putsche und Aufstände zu sichern. Da weder Gold- noch Silberdeckung in den vier genannten Distrikten vorhanden war, genügte ein Wort des Generalgouverneurs und diese von ihm herausgegebenen Noten waren wertloses Papier, mit welchem Aufständische nichts mehr unternehmen konnten. Durch diese Finanzpolitik war es ihm ferner möglich, über jeden größeren Transfer von einem Distrikt zum andern unterrichtet zu werden; er war imstande, den Ursachen nachzugehen und geheime Organisationen, die am Sturze seiner unumschränkten Herrschaft arbeiteten, unschädlich zu machen, ehe sie zum Schlage ausholen konnten.

Da in seinem ganzen Lande keine Banken bestanden, wurde die Ansammlung großer Reichtümer in Form von Bankguthaben unmöglich gemacht. Der Handel basierte auf dem jahrhundertalten Prinzip des Tausches. Erzielte Gewinne mußten wieder in Waren, Häusern oder Land angelegt werden, wenn sie nicht im Auslande, in Indien oder Rußland belassen wurden, was bei der Abgeschlossenheit des Landes nur selten möglich war.

Als die Ermordung Yangs bekannt wurde, entstand unter den reichen Kaufleuten in Kaschgar eine Panik. Rasch versuchten sie ihr Papiergeld gegen Waren oder Rupien — indische Währung — einzutauschen. Der Kaschgar-Seer sank innerhalb weniger Tage

zwanzig, dreißig und schließlich vierzig Prozent. Ich wurde bestürmt; alle wollten meine Schecks auf Indien kaufen, die ich leider schon früher abgesetzt hatte.

Welches Zutrauen diese Menschen zum Europäer haben! Ein Zutrauen, auf das wir stolz sein können. Sie kauften meine Schecks auf die Imperialbank in Srinagar jederzeit, obschon sie erst nach ungefähr zwei Monaten erfahren konnten, ob diese dort angenommen und der von mir einkassierte Gegenwert auch ausbezahlt würde.

Die eiserne Faust Yang-Tsen-Hsings hatte es fertiggebracht, Chinesisch-Turkistan von Räuberbanden freizuhalten, welche in vielen anderen Provinzen des gewaltigen chinesischen Reiches die Karawanenstraßen unsicher machten.

Noch ein Wort zu Yang-Tsen-Hsings Beziehungen zu Rußland. Er kümmerte sich wenig um die Politik des Auswärtigen Amtes in Peking, sondern schloß mit den Sowjets seine eigenen Verträge. Die zaristischen Konsuln hatten nach dem Zusammenbruch des alten Kaiserreiches die Konsulate geschlossen und waren nach der Küste gezogen. Anfangs 1925 schlossen die Sowjets einen Vertrag mit dem Gouverneur von Chinesisch-Turkistan, ein Abkommen, das von all den Ereignissen, die sich in den vergangenen Jahren im eigentlichen China und in der Mandschurei abspielten, unberührt blieb. Man sagt Yang-Tsen-Hsing nach, daß er sowjetfreundlich gesinnt war, Fan-Yao-nan soll sogar geäußert haben, es beständen geheime Abmachungen, nach welchen Yang das ganze Gebiet von Sinkiang an Rußland abtreten wolle.

Fan-Yao-nan, der einstige Minister des Auswärtigen, ein eifriger Patriot, war in Japan erzogen worden. Alle Europäer, die mit ihm in Berührung kamen, redeten in hoher Anerkennung von seiner Bildung und seiner Lebenswürdigkeit. Von größter Einfachheit im Essen und in seiner Wohnung — man sagt, daß er nur von Gemüse und heißem Wasser lebte und bei Banketten nie etwas berührte —, lag ihm das Wohl des Landes am Herzen. Er kümmerte sich nicht viel um die Parteien im eigentlichen China. Mit dem Eifer eines wahren Patrioten wollte er das Land vor weiteren Ausbeutungen bewahren. Ich glaube kaum, daß man je

die näheren Gründe erfahren wird, die Fan zu diesem Attentat veranlaßten, da die meisten der Beteiligten ohne lange Gerichtsverhandlungen vom neuen Gouverneur niedergemetzelt wurden. Fan-Yao-nan stammte aus der Provinz Hupeh. Seine Landsleute würden den Tod eines der Ihren rächen, sagte man.

Tschin-Schu-jen, der neue Generalgouverneur, war vor Jahren Amban in Kaschgar gewesen. Über seine Beziehungen zu Nanking orakelte man viel, besonders da ihm die Anerkennung der nationalen Regierung viele Monate lang versagt blieb. Der Wunsch, durch seine fremdenfeindliche Gesinnung der neuen, regierenden Partei seine Eignung als Gouverneur der westlichsten Provinz zu beweisen, mochte ihn veranlaßt haben, meiner bevorstehenden Abreise Hindernisse in den Weg zu legen.

Als ich am 14. Juli dem Tao-Tai von Kaschgar wiederum einen Besuch machte, hatte ich einen mehrfachen Kordon von Soldaten und Offizieren zu passieren. Die Zugänge zum Yamen waren kontrolliert wie nie zuvor. Die Soldaten hatten ganze Waffensammlungen um den Leib gehängt. Die Photographentasche, welche mein Diener trug, wurde eingehend untersucht. Es könnte eine Bombe darin sein, meinte lachend einer der Offiziere. Während ich einige Minuten im Vorzimmer warten mußte, bis meine Karte hineingebracht wurde, erlebte ich eine lustige Episode. Die Soldaten der Wache zeigten dem etwa fünfjährigen Sohn des Tao-Tai, wie man den Leuten die Köpfe abschlägt. Der kleine Junge hatte fünf Puppen, welche er in eine Reihe auf die Bank setzte; der Soldat schwang seinen geschliffenen Säbel einige Male über den Häuption der Verurteilten, um ihn dann plötzlich zwischen Kopf und Rumpf sausen zu lassen. Gelang das Kunststück, so entstand ein lautes Freudengeheul, die restlichen Sträflinge wurden wieder in Reih und Glied gesetzt, und der angehende Kriegsmann versuchte dieses Handwerk zu erlernen.

Der Tao-Tai bestätigte mir den Tod seines Vorgesetzten und erklärte, daß meine Reise gegenwärtig nicht erfolgen könne, da er nicht für die Sicherheit der Straßen garantieren könne. Generalkonsul Williamson und Capt. Sherriff seien durch Eilboten nach Kaschgar gerufen worden; auch die schwedischen Missionare

kämen aus ihrem Ferienort in den Bergen zurück. Die chinesische Flagge würde in den nächsten Tagen geändert, an Stelle der fünf Farben sei die weiße Sonne auf hellblauem Grunde getreten. Vielleicht sei es möglich, bis Ende des Monats die Bewilligung zur Abreise zu erhalten, ich sollte jedoch auf jeden Fall die gesamte Karawane an der Grenze wechseln, da kein chinesischer Untertan Pässe nach Rußland erhalte. Das verteuerte natürlich meine Reise wesentlich, doch der Tao-Tai wollte auch in meinem Falle keine Ausnahme machen. Die Grenze gegen Rußland sollte verschlossen bleiben. Er bedauerte die Schwierigkeiten, die sich durch die veränderten politischen Verhältnisse ergeben hatten, und ich glaube, daß seine Worte nicht leere Höflichkeitsphrasen waren.

Williamson und Sherriff kamen wenige Tage später nach Kaschgar zurück. Missionar Hunter aus Urumtschi war ferner angekommen, um hier einige Mitglieder der China-Inland-Mission zu erwarten. Ein prächtiger alter Mann, der sein ganzes Leben einem großen Werke opferte. Er kutschte seinen Reisewagen selber; fünfunddreißig Tage hatte er gebraucht, um von Urumtschi nach Kaschgar zu gelangen.

In der Stadt war alles ruhig. Ich versuchte mit einem Karawanenbesitzer zu einem Abschluß zu kommen, um sofort zum Aufbruch bereit zu sein, sobald die Bewilligung aus Urumtschi eintraf, welche nach den Mitteilungen der Leute, die mich ständig über die letzten Ereignisse unterrichteten, nicht mehr lange auf sich warten lassen konnte. Als mir deshalb der Tao-Tai am 28. Juli mitteilte, daß eine definitive Antwort in drei bis vier Tagen da sein könne, setzte ich meine Abreise auf den 4. August fest.

Am 29. Juli fand in Kaschgar eine große Trauerfeier für den ermordeten Generalgouverneur statt. In den Gebäuden, die der frühere Militärgouverneur bewohnt hatte, war eine geschmackvoll dekorierte Trauerhalle eingerichtet worden. Der Eingang wurde durch eine Menge Soldaten bewacht. Künstliche Torbogen waren aus weißem und rotem Stoff errichtet worden. Ein langer Weg, eingerahmt durch die spalierbildende Infanterie, führte vor den mit Papierblumen geschmückten Altar, auf welchem das Bild des Toten aufgestellt war. Weiße und blaue Tücher hingen an den

Wänden, Gedichte in schönen chinesischen Lettern priesen die großen Taten des Verstorbenen. Ich hatte tags zuvor die Bewilligung zum Photographieren eingeholt; als Ma-Schao-Wu mich am Apparat stehen sah, kam er er auf mich zu und gab mir zu verstehen, daß ich ihn mit seinem kleinen Sohne, der ihn überallhin begleitete, filmen sollte.

Bald erschienen die Vertreter der Sowjet-Union: Postnikoff, Kazasse, Olhovsky und einige Sekretäre. Mit Generalkonsul Williamson kamen Capt. Sherriff und Col. Boscowen. Letzterer war aus Tanganjika hergereist, um im Tien-Schan-Gebirge auf die Jagd zu gehen. Man hätte sich an einem internationalen Kurort glauben können. Sieben Sprachen wurden von den Anwesenden gesprochen: Chinesisch, Osttürkisch, Englisch, Russisch, Deutsch, Französisch und Schwedisch.

Zur Rechten der Trauerhalle war ein Erfrischungsraum für die Chinesen. Auf der linken Seite wurden wir Ausländer bewirtet.

Ich hörte die hohen Töne einer chinesischen Flöte. Der britische Konsul „grüßte“ den Verstorbenen zum letzten Male. Dann kam die Reihe an mich, allein ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte. Rasch sah ich den vom Altar zurückkommenden Capt. Sherriff fragend an; er flüsterte mir im Vorbeigehen zu: „Bow three times towards the picture and once to the Tao-Tai.“ Der Tao-Tai stand neben mir; dreimal verbeugten wir uns gegen die Photographie Yang-Tsen-Hsings; dann machten wir eine Drehung um neunzig Grad; ein jeder bezeugte seine Hochachtung vor dem andern durch eine letzte Verbeugung.

Bis zum 3. August waren keine Neuigkeiten erhältlich. Am folgenden Tag, anläßlich eines Gartenfestes auf dem britischen Konsulat, bot sich mir Gelegenheit, mich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen. Man hatte noch keine Nachrichten aus Urumtschi.

Der Karawanenführer wurde ungeduldig, er wollte nicht mehr länger warten; das Pferdefutter, erklärte er mir, koste ihn täglich zehn bis zwölf Seer, ich sollte für den Verlust aufkommen. Der Tao-Tai, dem ich die Sache unterbreitete, kam mir auch hier zu Hilfe. Er ließ dem Pferdehalter mitteilen, daß im Yamen ein kleines,

ungemütliches Lokal für ihn bereit sei, falls er mich weiter belästigen sollte.

Als ich am 6. August zusammen mit dem britischen Generalkonsul und seinem Gast aus Tanganjika beim Tao-Tai zum Essen eingeladen war, kam ein Telegramm aus Urumtschi an. Dort schien man durch die Nachricht von der Abreise Dr. Trinklers nach Indien in Aufregung geraten zu sein; Tschin-Schu-jen, der neue Herrscher, erkundigte sich eingehend über den Verbleib unserer „wertvollen Funde“. Das Telegramm hatte zwei Wochen gebraucht, da der Radiotelegraphist in Urumtschi ebenfalls erschossen worden und die Landlinie stellenweise unterbrochen war. In frühestens vier Wochen konnte eine Antwort da sein. Wieder einen Monat warten!

Kaschgar sei sehr heiß, erklärte ich dem Tao-Tai, ob ich diese vier Wochen nicht in den Bergen zubringen dürfe. Ma-Schao-Wu willigte ein, vorausgesetzt, daß ich mich verpflichtete, nicht außerhalb des ihm unterstellten Bezirkes zu gehen. Ich schlug Bostan-Terek vor, den Ferienort der schwedischen Missionare, der nur zwei Tagereisen von Kaschgar entfernt war und doch schon mitten in den Bergen drin lag. Sobald neue Nachrichten eintrafen, wollte mir der Tao-Tai einen Boten senden. Herzlich dankte ich ihm für dieses große Entgegenkommen, das ich als einen neuen Beweis seiner Freundschaft auffassen durfte.

## Bei den Kirgisen-Nomaden im Pamir-Randgebiet

Upal-Basar war die Zwischenstation auf meiner Reise nach Bostan-Terek. Der mich begleitende Beg aus Kaschgar führte mich bei der Ankunft vorerst in eine Moschee und ließ mich dort eine Weile warten. Bald darauf erschien er mit einem ehrwürdig aussehenden alten Manne, der mich einlud, in seinem „schlechten Hause“, wie er es nannte, zu wohnen. Welche Überraschung, als ich durchs schwere Tor kam. Ein Hof mit bunten Blumen, ein prächtiges Wohnhaus und ein Fruchtgarten voll herrlichen Obstes. Mein Wirt pflückte selber die schönsten Pfirsiche, schnitt die ersten reifen Trauben von der Reblauben, schickte seinen Sohn ins Melonenfeld und brachte sogar schon reife Birnen auf den Tisch. Mitten in diesem Hofe stand ein kleiner Gartenpavillon, in welchem ich mein Feldbett unter dem Moskitonetz aufschlug.

Mein Gastgeber war der Khazi, der Dorfrichter, der vor einigen Wochen dem Arzt des Sowjetkonsulates die Türe vor der Nase zugeschlagen hatte. Dr. Tscherbakoff war ebenfalls nach Bostan-Terek gereist und wollte in diesem schönen Hause übernachten. Der alte Khazi hatte jedoch schon allerlei gehört, und um nicht das Mißfallen des Tao-Tai zu erregen, schloß er das innere Haustor, als der Russe eben eintreten wollte. Die Geschichte war bald in Kaschgar bekannt. Ma-Schao-Wu hörte davon und schickte dem „patriotischen“ Untertan ein Geldgeschenk.

Nachts spürte ich die kühle Bergluft. Groß und herrlich, wie noch selten zuvor, war am folgenden Morgen das Kwen-Lun-Gebirge. Mein Pferd mußte noch beschlagen werden. Etwas zu spät brach ich auf für den bevorstehenden langen Ritt durch die heiße, baumlose Steinwüste, die sich zwischen die Oase und den Gebirgsrand schob. Die Sonne brannte heiß auf Reiter und

Pferde. Nach Mittag war eine grüne Wiesenzunge erreicht, die aus dem Bostan-Terek-Tal weit in die Ebene hinausragt. Die saftigen Felder wirkten erfrischend auf die Augen. Ein Bergbach wurde durchquert, und auf einem hohen alten Moränenzug erkannte ich die Zelte der schwedischen Missionare. Törnquist war auf einem Ausflug nach den Tannenwäldern. Sein Koch trug mir ein erfrischendes Mittagessen auf: saure Milch, Früchte, Tee und Biskuite. Abends kam er mit Fräulein Larssen und Frau Palmberg zurück. Sie luden mich ein, während der nächsten drei Tage die Mahlzeiten mit ihnen einzunehmen. Nachher wollten sie nach Kaschgar zurückkehren.

Bostan-Terek liegt am Ausgange eines engen Tales, das rasch gegen die schneebedeckten Berge ansteigt, die nahe der russischen Grenze liegen. Die Aussicht von dem Zeltlager aus ist einzigartig: vor sich hat man, einem Meere gleich, die Steinwüste, hinter sich Berge, von denen einzelne matterhornähnlich aufragen.

Die Kirgisen, die Bewohner dieses Tales, waren scheu; sie fürchteten sich vor den Russen. Was hatten sie nicht alles gehört, wenn sie gelegentlich auf den Markt nach Upal oder Kaschgar gingen? Törnquist überzeugte sie davon, daß ich ein Freund des Tao-Tai sei.

Der russische Vizekonsul Kazasse hatte unweit des Lagerplatzes der Schweden drei Kirgisenjurten gemietet, die er mit seiner Frau, einer reizenden, eleganten Kaukasierin, und dem kleinen Sohn bewohnte. Die Kirgisen umgingen die russischen Zelte in einem weiten Bogen. Sie forderten übersetzte Preise für die wenigen Hühner und Eier oder das Holz, das jene brauchten.

Die meisten Kirgisen waren mit ihren Herden noch hoch oben, unweit der Gletscher. Törnquist hatte sein Lager abgebrochen, und ich entschloß mich, mein Zelt nach Ulugh-Ma-Masar zu verlegen. Das Grab eines Kirgisenheiligen war dort oben, hoch über einer Quelle gelegen, die aus den Schottern der alten Endmoräne hervorquoll. Jurten, diese runden transportablen Häuser der Kirgisen, lagen an den Hängen zerstreut. Tannenwälder waren in der Nähe, und Berge und Gletscher erinnerten mich an meine schöne Heimat.



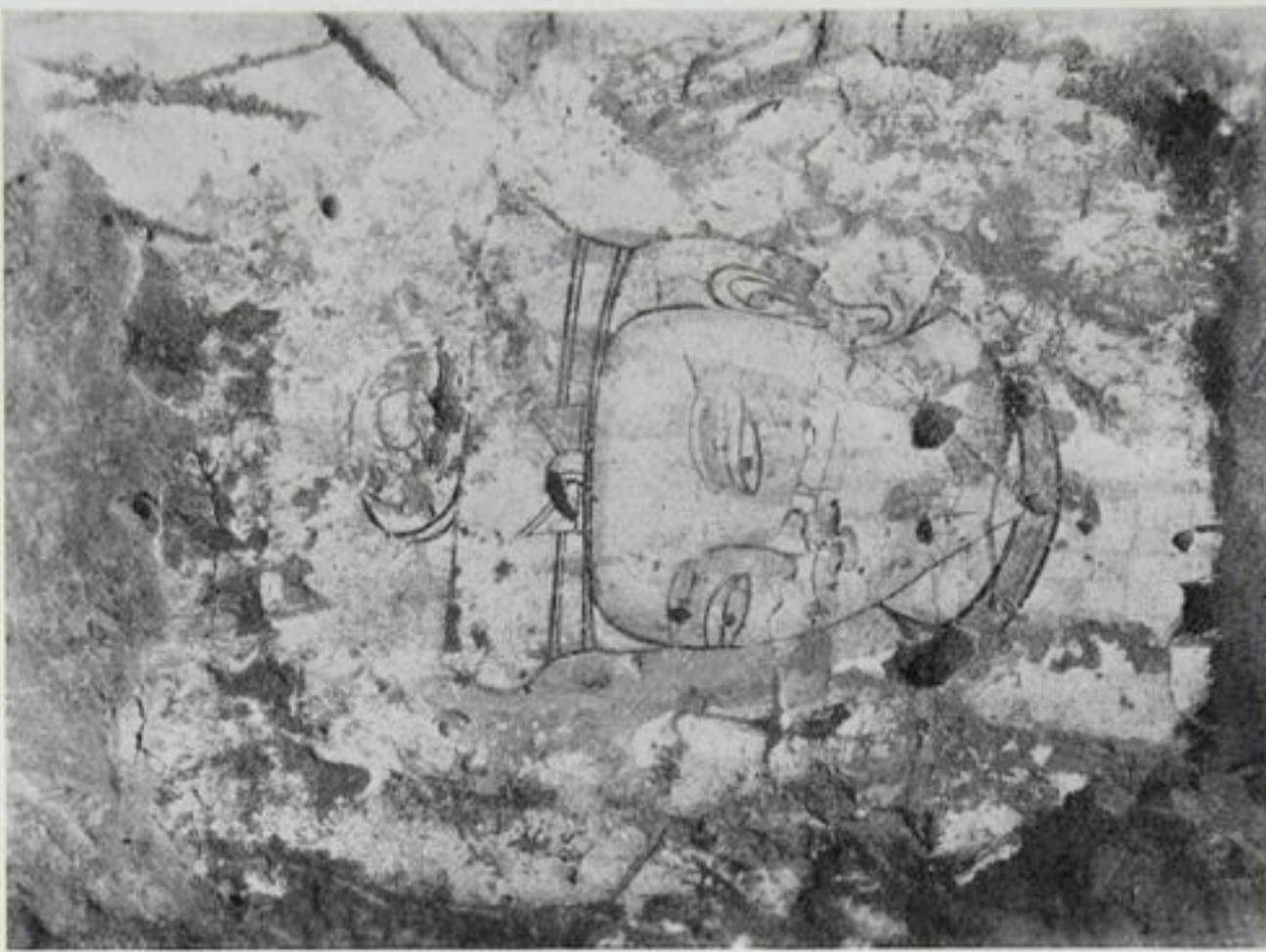
67. Funde aus Pialma



68. Der Sekretär des Ambans von Lop



73. Buddhakopf von Rawak-Stupa



74. Malerei von Rawak-Stupa

Ich war noch an das heiße Kaschgarklima gewöhnt. Die Höhe — ich schätzte sie auf ungefähr 4200 Meter — ließ mich die erste Nacht wenig schlafen. Es regnete, und die Temperatur war dem Nullpunkt nahe.

Am 16. August stattete ich den Kirgisen in den umliegenden Zelten meinen ersten Besuch ab. Der Photographenapparat bildete die große Attraktion. Männer, Frauen und Kinder wollten durch die Mattscheibe sehen. Schallendes Gelächter ertönte, sobald jemand über das Bildfeld marschierte, mit dem Kopf nach unten. Willig ließen sie sich in allen möglichen Posen photographieren: die Frauen am primitiven Webstuhl, beim Spinnen der feinen Schafwolle, die Männer mit der Gitarre oder der Flöte, die Kinder beim Hüten der Schaf- und Ziegenherden.

Viel schienen diese Männer nicht zu arbeiten. Tagelang saßen sie herum, besuchten mich oder ihre Freunde und überließen die Hauptarbeit den Frauen. Diese Nomaden waren von kleinem Wuchs, mit typisch mongolischen Gesichtszügen und spärlichem Bartwuchs. Und doch unterschieden sie sich wesentlich von den Chinesen und Mongolen. Letztere sind gelb, und selbst bei Landarbeitern habe ich immer eine für unsere Begriffe ungesund aussehende Haut beobachtet. Ganz anders die Kirgisen. Sie sind rotwangig, haben gesunde, sonnverbrannte Gesichter, solange sie noch nicht von einer der Krankheiten befallen sind, welche die asiatischen Völker dezimieren. Die Frauen und Kinder sehen im Sommer so frisch und rosig aus, als ob sie in den Alpen aufgewachsen wären.

Über die Herkunft dieses Nomadenvolkes berichtet uns eine Legende folgendes:

Ein Kasakenprinz namens Saghyan Khan hatte vierzig Töchter, die eines Tages im Flusse badeten. Längs des Ufers lag weißer Schaum über dem Wasser, und die Prinzessinnen belustigten sich damit, ihre Körper mit demselben zu bespritzen und davon zu genießen. Hievon wurden sie schwanger, und die Nachkommen dieser vierzig Töchter sollen die Kirgisen sein. Die Legende will zugleich die Erklärung für den Namen geben, denn „Kirk“ be-

deutet vierzig und „Kiz“ das Mädchen, „Kirk-Kiz“ also die vierzig Töchter.

Irgendwelche geschichtlichen Tatsachen liegen dieser Legende nicht zugrunde, sie soll wohl einzig beweisen, daß die Kirgisen sich als die Abkömmlinge der Kasaken betrachten.

Richtiger ist die Annahme verschiedener Ethnologen, daß die Kirgisen zur Zeit der großen Völkerwanderungen in Zentralasien von ihren ursprünglichen Wohnstätten in der Mongolei verdrängt wurden und nach langen Wanderungen endlich in den einsamen Tälern der zentralasiatischen Gebirge zur Ruhe kamen.

Die in Chinesisch-Turkistan lebenden Kirgisen sind vom selben Stamme wie diejenigen des asiatischen Rußland, von denen ein großer Teil die heutige Sowjet-Kirgisen- und die Usbekische Republik bewohnt.

Die verschiedenen Völker und Religionen, die ihren Weg durch Zentralasien nahmen, haben auch bei den Kirgisen ihre Spuren hinterlassen. Am deutlichsten kommt dies in ihrer Sprache und Religion zum Ausdruck. Sie reden einen reintürkischen Dialekt. Obgleich sie sunnitische Mohammedaner sind, halten sie sich nicht sehr streng an die Gebote des Korans. In vielen ihrer Kult-handlungen läßt sich noch das Schamanentum ihrer wahrscheinlichen einstigen Heimat erkennen.

Die Kleidung der Männer besteht aus einer Hose, über welche ein kimonoartiger Mantel getragen wird. Den Kopf bedeckt eine Schaffellmütze oder im Hochsommer ein kleines Käppchen. Die Beine stecken in Filzstrümpfen; Lederstiefel schützen die Füße gegen Kälte und steinige Wege. Im Winter kommt zu diesen wenigen Kleidungsstücken noch ein Schaf- oder Ziegenfellmantel, der entsetzlich stinkt, aber außerordentlich warm gibt.

Der Kirgise macht sich sein Leben leicht. Er hilft beim Aufstellen der Zelte. Jurten oder Aquoi werden diese runden Wohnstätten genannt. Er schaut nach den Pferden. Alles andere besorgen die Frauen und Kinder. Ich wunderte mich oft, daß diese Männer Zeit fanden, tagelang vor mein Zelt zu sitzen und eine Geschichte nach der andern zu erzählen, ohne an ihre Arbeit zu denken. Wenn ich Ausflüge unternahm, fand ich mit Leichtigkeit

drei, vier und mehr Begleiter, solange man zu Pferd reiten konnte. Sobald ich jedoch zu Fuß weiterging, blieben sie zurück und warteten geduldig, bis ich mit meinem Diener Abdul von dem Gletscher oder einem der umliegenden Gipfel zurückkam. Den ganzen Sommer sind sie unterwegs, besuchen Freunde und Verwandte. Oft sind sie drei, vier Tage der Woche von ihren Zeltdörfern weg, oder sie setzen sich mit einer kleinen Flöte vor die Jurten und blasen eine einfache Melodie, wie sie dem Charakter dieser primitiven Menschen entspricht. Mit Vorliebe gehen sie auf die Jagd; mit ihren Gabelflinten, Vorderlader des vergangenen Jahrhunderts, schießen sie mit einer erstaunlichen Sicherheit die Murmeltiere und Steinböcke, an welche sie sich katzenartig heranschleichen. Gegen den Herbst helfen die Männer wieder beim Umzug nach den Niederungen. Den Winter verbringen sie am Herdfeuer in ihren Zeltlagern am Rande der Ebene oder leisten Karawanendienste auf der Straße, die Kaschgar mit Russisch-Turkistan verbindet.

Die Kirgisen sind Mohammedaner der orthodoxen Sekte. Ihre Religion gestattet ihnen, mehr als eine Frau zu heiraten\*. Allein diese „Arbeitstiere“, welche die Verwaltung und Instandhaltung des gesamten Vermögens besorgen, müssen teuer bezahlt werden. Ein Vater mit mehreren Töchtern wird als ein reicher Mann angesehen. Hundert Schafe gilt als der billigste Kaufpreis eines tüchtigen, gut aussehenden Mädchens. Ein alter Mann erzählte mir, daß er achthundert Schafe und fünfzig Jamben (etwa 2500 Franken) für seine Frau bezahlt hatte. Ich habe sie später kennengelernt. Sie haßte meine Kamera, denn jedermann könne auf den Bildern, welche ich mit dem gelben Kasten herstelle, sehen, wie alt und häßlich sie nun sei! Sie war zweifellos den hohen Kaufpreis wert; denn trotz ihres Alters kümmerte sie sich noch täglich selber um ihre Herden, befahl und regierte wie der ge-

---

\* Polygamie ist jedoch bei den Kirgisen verhältnismäßig selten. Der reiche Kirgise, der sich den Luxus mehrerer Gattinnen leisten kann, hat in den meisten Fällen Besitzungen in verschiedenen, weit auseinander gelegenen Taltschaften, wo er seine Frauen regieren läßt. Auf diese Weise kann er Trost bei einer andern Ehegattin suchen, falls Widerwärtigkeiten im ehelichen Leben entstehen. Ob das wohl die Erklärung dafür ist, daß es bei den Kirgisen weder Scheidungen noch sogenannte unverstandene Frauen gibt?

schickteste Verwalter eines großen Gutes. Die jungen Leute nannten sie einen „Scheitan“ — einen Teufel —, da kein Verehrer ihrer Töchter Gnade vor ihr fand, der nicht imstande war, einen „anständigen Preis“, wie sie es nannte, zu bieten. Einer dieser jungen Kirgisen hatte mir sein Leid geklagt, und als ich wieder einmal mit der alten Dame ins Gespräch kam, fragte ich sie, weshalb sie eine so hohe Kaufsumme für ihre Tochter fordere.

Ich erfuhr ein Stück Familiengeschichte. Ihr Vater wohnte zwei Tagereisen weit entfernt und hatte immer die besten Schafe weit und breit, die mehr Wolle gaben als die der andern Kirgisen. Sie brachte einige Muttertiere mit in die Ehe, frischte damit den Stock ihres Gatten auf, so daß seine Herden nun höher eingeschätzt und begehrter waren als all die andern im ganzen Tal. Immer hatten ihr die Töchter dabei zu helfen. Auch sie kamen von einem guten Stock, kannten all die Geheimnisse der Schafzucht besser als all die übrigen heiratsfähigen Mädchen und sollten deshalb auch mehr wert sein!

Die Kirgisenfrau ist, wie aus all dem Gesagten hervorgeht, die eigentliche Seele des Hauses. Sie arbeitet von morgens früh bis spät abends, schleppt Holz und Wasser herbei zum Kochen, melkt die Schafe und Ziegen und treibt sie auf die Weide, wo die Herden den Kindern zum Hüten überlassen werden. Hierauf setzt sie sich an ihren primitiven Webstuhl und verfertigt den groben Wollstoff, der entweder im eigenen Haushalt verwendet oder auf den nächsten Markt zum Verkauf getragen wird. Der Webstuhl steht im Freien. Um ihn herum versammeln sich die übrigen Frauen und Kinder. Erstere spinnen die feine Schafwolle zum Faden, letztere liegen auf den Knien ihrer Mütter und werden an der Brust gestillt, oder, falls sie groß genug sind, erhalten sie bereits Unterricht in der Kunst des Fadendrehens.

Die Kleidung der Kirgisenfrau unterscheidet sich wenig von der des Mannes; einzig die Kopfbedeckung ist verschieden. Die weißen, weit über die Stirne ragenden „Hüte“ bestehen aus einem mehr als zehn Meter langen Stück Stoff, das sorgfältig um eine kleine Kappe gewickelt ist. Zu beiden Seiten des Gesichtes

hängen Seidenschnüre mit kleinen Glasperlen bei den Ärmeren, Türkise, Lapislazuli, Silberornamente und Korallen bei den Wohlhabenden. Über den Rücken hängt ein reichbesticktes Band.

Im Gegensatz zur Mohammedanerin der Städte nimmt die Kirgisenfrau eine sozial wesentlich höhere Stellung ein. Ihr Gesicht ist unverschleiert. Sie unterhält sich mit den Männern in freier, natürlicher Art und Weise.

Von der Natur zu einem Wanderleben gezwungen, haben die Kirgisen ihre Wohnungen entsprechend eingerichtet. Festgebaute Häuser besitzen sie nur in den Winterquartieren am Ausgang der Täler. Diese sind jedoch für ihr Vieh. Die Kirgisen selber wohnen jahraus und -ein in den zerlegbaren Zelten. Sie bestehen aus einem Rahmenwerk von Weidenholz, das zu einem Kreis von etwa sechs Metern Durchmesser aufgestellt wird. Die obere Hälfte dieses leichten Holzgerüsts wird durch gebogene Stäbe gebildet, die in den Löchern eines runden Holzrahmens festgeklemmt werden. Über dieses Weidengerüst kommen, durch Stricke festgebunden, die großen schwarzen Filze. Einzig die Öffnung in der Mitte der kleinen Kuppel wird freigelassen. Sie dient zur Ventilation und zugleich als Kamin und kann bei Regenwetter ebenfalls mit einem Filz geschlossen werden. Die Türe ist zwischen die Enden des Gitterwerkes eingebaut und besteht aus zwei Seiten- und einem Querbalken, alle drei oft mit schönen Schnitzereien verziert. Über dem Eingang hängt ein gestickter oder gewobener Teppich.

Im Innern ist das Weidenholzgerippe durch bunte, gewobene Bänder zusammengehalten. Längs der Wände liegen Filze und Teppiche. Sie werden nachts aufgerollt und dienen als Betten. Hinter einer aus Stroh und Binsen geflochtenen Wand stehen die Milchtöpfe und die übrigen Lebensmittelvorräte. Der Boden im Innern ist festgestampft und mit Filzen und prächtigen Teppichen belegt, die durch die Gluten des Feuers, das in der Mitte des Zeltes brennt, meistens stark beschädigt sind. Über dem Feuer steht ein kreisrundes Dreibein, auf welchem der große Kochkessel ruht. Das Teewasser, mit dem jeder Gast bewirtet wird, brodelt

ständig in der Kupferkanne, welche direkt in den Gluten steht.

Die meisten Reisenden loben die Bequemlichkeit dieser Kirgisenzelte. Ich bewohnte während einiger Tage eines derselben und fand dieses bei schönem Wetter außerordentlich angenehm. Sobald es regnete, lernte ich jedoch die Schattenseiten kennen. Die Ventilationsöffnung mußte geschlossen werden; der Rauch blieb im Zelt; die nassen Filze fingen an abscheulich zu stinken; ich zog mein kleines, sauberes Zelt wieder zu Ehren.

Oft findet man eine größere Anzahl solcher Aquoi zu einem Dorf vereinigt. „*Yailik*“ nennen die Kirgisen diese Siedelungen, die auf einer ebenen Talterrasse stehen und von scharfen, halb-wilden Hunden bewacht sind. Wer sich einem solchen Kirgisendorfe nähert, tut gut, sich mit Steinen zu bewaffnen, mit welchen er sich diese Hundemeute vom Leibe halten kann.

Die Lebensweise der Kirgisen ist von einer Einfachheit, die an Entbehrung grenzt. Bares Geld kennen sie kaum. Was sie nicht selber herstellen können, wird durch Tausch erworben. Die uns für das tägliche Leben unentbehrlich scheinenden Dinge, wie Seife und Salz, gelten bei ihnen als großer Luxus. Ich habe mancher Kirgisenfrau mit einem kleinen Stück Seife eine viel größere Freude gemacht, als wenn ich ihr einen der schmutzigen Papierfetzen gab, die in Chinesisch-Turkistan Geld bedeuten. Das Schaf und die Ziege liefern beinahe alles, was zum Lebensbedürfnis der Kirgisen gehört. Ersteres ist deshalb das heilige Opfertier, als das es uns schon in der Bibel, im Opfer Abrahams, beschrieben wird und als welches es auch in den Islam übernommen wurde. Eine bedeutende Rolle spielt der Tee, der mehr als ein bloßes Genußmittel ist. Wahrscheinlich kam er vor Jahrhunderten auf den großen Karawanenwegen, den sogenannten Seidenstraßen, aus China nach Zentralasien. Als sogenannter Ziegeltee in Form von Backsteinen, die durch Kerbung in verschiedene Teile von gleicher Größe aufgeteilt werden können, wird er in den Handel gebracht und von den Kirgisen gegen Schafe, Wolle oder selbstgewobene Stoffe eingetauscht. Der Kirgise trinkt nicht den Extrakt aus den Blättern wie wir, sondern er genießt den Tee mit allen seinen

Bestandteilen. Oft werden sogar die ausgesottenen Teestengel in Milch zu einer Suppe gekocht.

Der Reichtum eines Kirgisen wird nach den Herden, gelegentlich auch nach der Anzahl seiner Töchter eingeschätzt.

Die chinesischen Behörden mischen sich nicht in die inneren Angelegenheiten dieses Nomadenvolkes. Sie überlassen die Rechtsprechung und den Steuerbezug folgenden von den Kirgisen selber gewählten Instanzen:

dem *Beg*, der für mehrere Talschaften den Chinesen gegenüber verantwortlich ist,

dem *Yuezbaschi* (wörtlich: Vorsteher der Hundertschaft), welcher über ein ganzes Tal gesetzt ist,

dem *Aksakal* (Weißbart), der von jeder größeren Siedelung im Tale gewählt wird und

dem *Oberhaupt* jeder Familie, das für die Frauen und unverheirateten Söhne und Töchter verantwortlich ist.

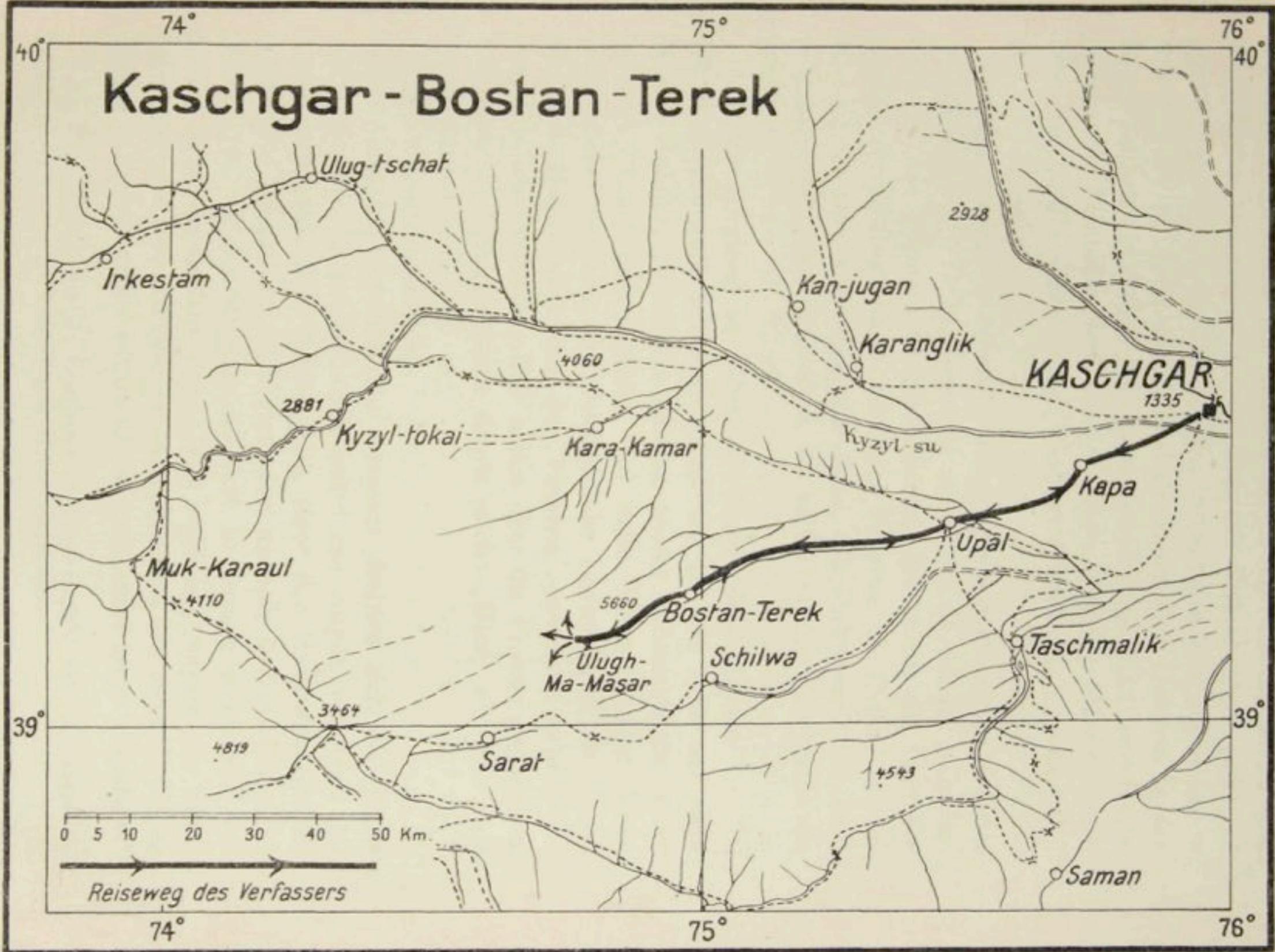
Solange die Steuern pünktlich im Yamen abgeliefert werden, kümmern sich weder die Ambane noch der Tao-Tai um die Händel und Streitigkeiten unter den Kirgisen. Die Abgaben sind hoch. Sie betragen zehn Schafe auf jedes Hundert. Vier hievon werden entweder in natura oder der Erlös davon in barem Gelde den Chinesen abgeliefert. Drei erhält der *Beg* für seine Bemühungen und weitere drei bekommt der *Yuezbaschi* für seine Arbeit.

Wenn man in Betracht zieht, daß die Kirgisen den größten Teil ihres Lebens in der herrlichen Gebirgsluft und im Freien zubringen, sollte man erwarten, einen gesunden und kräftigen Menschenschlag vor sich zu haben. Allein drei Viertel der Bevölkerung sind mit Geschlechtskrankheiten behaftet, die sich ganz besonders durch ein großes Kindersterben äußern. Von den zehn bis zwölf Kindern einer Kirgisenmutter leben selten mehr als drei oder vier, die übrigen sind entweder tot geboren oder sterben im zarten Alter. Ich habe viele dieser Kleinen gesehen, deren Körper mit eiternden Wunden bedeckt waren. Wenn ich jedoch versuchte, den Eltern die primitivsten Elemente von Pflege und Reinlichkeit

beizubringen, stieß ich auf den denkbar größten Widerstand. Als gute Mohammedaner legen sie alles in Gottes Hand. Inschallah — so Gott will — wird mein Kind leben; ist es nicht sein Wille, so wird es auch unter der besten Pflege sterben!

Im Spätsommer, ehe die Herde in die Winterquartiere getrieben werden, finden in jedem „Yailik“ Feste statt, zu welchen die Kirgisenfamilien der ganzen Talschaft sich einfinden. Im Laufe des Vormittages erscheinen Männer und Frauen zu Pferd, mit zwei und drei Kindern zugleich im Sattel. Der Gastgeber begrüßt die Ankommenden in feierlicher Weise. Er legt seine linke Hand auf den Magen, streicht mit der rechten seinen Bart und verneigt sich, indem er sein „Salaam-i-leikum“ murmelt. Die Männer setzen sich vor die Jurte. Die Frauen gehen mit den Kindern auf dem Rücken ins Zelt und schwatzen, bis alle Gäste anwesend sind. Hierauf beginnt das Reiterspiel der Kirgisen, „Ugelik“ genannt. Eine Ziege wird auf mohammedanische Art geschlachtet. Mit einem raschen Schnitt ist der Kopf vom Rumpf getrennt, die Haut über den blutenden Hals gezogen und mit einigen Stichen zugenäht. Auf einer ebenen Wiese stellen sich die Reiter im Kreise auf. Die Ziege wird in die Mitte geworfen. In einem unheimlichen Tempo rasen die dreißig, vierzig, oft mehr Pferde auf die Ziege los. Der gewandteste der Reiter läßt sich so weit vom Pferde herunter, daß er sie ergreifen kann, und falls ihm das Kunststück gelingt, versucht er mit seiner Beute eine vollständige Runde um den Platz zu machen. Mit lauten Rufen verfolgen ihn die andern, galoppieren zu beiden Seiten und wollen ihm die Ziege entreißen. Wer die Runde fertigbringt, ohne die Beute zu verlieren, gewinnt das Spiel. Derjenige, dem die meisten Runden gelingen, ist der Sieger des Tages.

Die Frauen sehen von einem nahen Hügel aus zu, ermuntern durch laute Rufe und spenden dem Sieger Beifall. Sobald das Spiel vorüber ist, erwarten die Reiter das Essen. Die Gäste setzen sich in langen Linien, die Väter auf der einen, die Söhne ihnen gegenüber auf der andern Seite. So warten sie, bis in großen Schüsseln der Pilau aufgetragen wird. Pilau ist ein Gericht, das in ganz Zentralasien bekannt ist und aus gekochtem Reis mit Schaf-



Reiseweg des Verfassers



fleisch besteht\*. Vier bis fünf Männer erhalten zusammen eine Schüssel. Jeder zieht sein eigenes Messer hervor, um die wenigen Knochen zu bearbeiten. Sobald dies mit Gründlichkeit getan ist, geht's hinter den Reis. Der Kirgise ißt mit den Fingern, indem er den Reis in die Hand nimmt und dann mit dem Daumen in den Mund schiebt. Während des Essens wird kein Wort gesprochen. Sobald die Schüsseln leer sind, erheben sich die Männer, streichen mit beiden Händen den Bart und murmeln: „Aschkallah.“ (Danke.)

Hierauf werden die leeren Schüsseln gesammelt und im Zelt neu gefüllt, um den Frauen vorgesetzt zu werden. Keine Kirgisin darf sich mit den Männern zu Tisch setzen. Erst wenn der Herr der Schöpfung gesättigt ist, kommt die Frau an die Reihe. So bestimmte es eine altorientalische Sitte, die Mohammed vor dreizehnhundert Jahren übernahm, so halten es die Kirgisen heute noch!

Als die Kirgisen in Ulugh-Ma-Masar ihre Herden zu Tal trieben, brach auch ich mein Lager ab, um die Zelte auf einer kleinen Anhöhe, unweit des Dorfes, wieder aufzuschlagen. Dort, wo sich täglich ein Dutzend und mehr Männer jeden Alters meine Zelteinrichtung, das Feldbett, die Lederknöpfe am Mantel und den Meta-Kocher mit den Fingern „ansahen“, erlebte ich zwei fröhliche Episoden. Wir hatten über die Frauen gesprochen, und einer der jungen Leute fragte mich: „Herr, wie viele hast du zu Hause?“

„Keine“, antwortete ich.

Das Gespräch verstummte. Langsam drehten sich die Köpfe nach mir um, betasteten mich mit ihren Augen von oben bis unten, und schließlich fragte mich einer der Mutigeren, ob ich denn nicht gesund sei. Ich versuchte hierauf, meinen Freunden zu erklären, welche Stellung die Frau in Europa einnimmt. Auf einmal lachte einer laut auf: „Jetzt weiß ich, warum der Sahib sein Land verlassen hat und zu uns gekommen ist; denn wo solche Zustände herrschen, da würde ich es auch nicht lange aushalten!“

---

\* Als Pilau oder türkisches Reisfleisch ist dieses Gericht seit der Okkupation der Herzegowina auch in die Wiener Küche eingezogen.

Ein feines Lächeln glitt über die sonnverbrannten Züge der Ältesten.

Und wenige Tage später erhielt ich ein Heiratsangebot. Drei der angesehensten Männer des Kirgisendorfes kamen auf Besuch. Der Tee mit Zucker — besonders Zucker — schien ihnen zu schmecken. Wir sprachen über Schafe, Pferde, die Weide und das Wetter. Nach etwa zwei Stunden fragte mich einer, ob ich nicht heiraten möchte. Die Sache interessierte mich. Ich fragte deshalb, ob sie denn imstande seien, einem Kafiren, einem Ungläubigen, eine Tochter anzubieten. Was sie kosten sollte? — Sie nannten hundert Jamben, ungefähr zwanzigtausend Franken. Ich zeigte meine volle Entrüstung über einen derart hohen Preis. Sie ließen jedoch mit sich reden und gingen auf sechzig Jamben herab. Hierauf erbat ich mir eine Bedenkzeit von wenigen Tagen, um durch meinen Diener in Erfahrung zu bringen, wen man mir als Frau zgedacht hatte. Denn sehen sollte ich sie erst am Hochzeitstage! Abdul wußte bald recht viel zu erzählen. Das Mädchen sei schon dreimal verheiratet gewesen, aber jedesmal vom Gatten nach Ablauf der Probezeit wieder heim zum Vater geschickt worden. Einmal soll sie allzu unglimpflich mit ihrem Manne umgegangen sein, dann konnte sie nicht kochen, und schließlich schien sie mit dem Dritten über die Ehepflichten nicht einig zu gehen. Jedesmal mußte der geplagte Vater den Kaufpreis, der von Fall zu Fall niedriger wurde, wieder hergeben.

Als meine Freunde wieder erschienen und auf das Mädchen zu sprechen kamen, tadelte ich all die schlechten Eigenschaften des Objektes. Sie waren jedoch darauf gefaßt und erwiderten: „Ihr erster Mann war ein Schwächling, sonst hätte er sich nicht verprügeln lassen, kochen muß sie bei dir nicht, denn das besorgt dein Diener, und was den Rest der Klagen anbelangt, so hast du nichts zu befürchten, du bist ein starker Mann, dem sie sich sicherlich fügen wird!“

Zur großen Enttäuschung meiner Kirgisen ist aber aus dieser Heirat und dem damit verbundenen großen Festessen, auf das sie sich bereits gefreut hatten, nichts geworden. Am 1. September kam ein Bote aus Kaschgar mit der Meldung, daß neue Instruktionen

aus Urumtschi eingetroffen seien. Rasch nahm ich Abschied von den Kirgisen, bei denen ich einen unvergeßlichen Monat zugebracht hatte, und ritt wiederum über die weite Steinwüste nach Upal.

## Wieder drei Monate in Kaschgar

**D**er Khazi bewirtete mich wiederum, und neben meinem Feldbette im Gartenpavillon standen Schüsseln voll der herrlichsten Früchte. Ich hatte die Kirgisenerpferde nur bis nach Upal gemietet, um hierauf all mein Gepäck mit einem Wagen nach Kaschgar zu senden. Allein die Militärbehörden hatten sämtliche Pferde und Arabas für Truppentransporte nach dem Fort von Muk-Karaul an der russischen Grenze requiriert. Im Basar herrschte große Aufregung. Man erzählte, daß fünftausend Soldaten im Eilmarsch durchgezogen seien. Es hieß, die Russen hätten Truppen und Flugzeuge im Pamirgebiet konzentriert und beabsichtigten einen Einfall nach Kaschgar.

Ich schickte meine Karte dem höchsten der anwesenden Offiziere und bat um eine Unterredung. Sofort empfing er mich und ließ mir die nötigen Pferde zuweisen, nachdem ich ihm meine Schwierigkeiten erklärt hatte. Folgenden Tages ritt ich in Kaschgar ein. Die Gerüchte über einen bevorstehenden Krieg mit Rußland vermehrten sich, je mehr ich mich der Stadt näherte.

Als ich jedoch folgenden Tages von Kazasse, dem russischen Vizekonsul, empfangen wurde und die Befürchtung äußerte, daß ein Krieg zwischen Rußland und Sinkiang meiner Abreise neue Hindernisse in den Weg stellen würde, da lachte er laut auf und erzählte mir die Ursachen dieses Kriegsgerüchtes. Die Pamir-Expedition unter der Leitung von Dr. Rickmers hatte in der Nähe der chinesischen Grenze ihr Lager aufgeschlagen, und das Dutzend deutscher und russischer Gelehrter war offenbar von chinesischen Grenzposten bei der Arbeit an den wissenschaftlichen Instrumenten beobachtet worden. Sofort wurde Kaschgar alarmiert. Der Militärgouverneur sandte Truppen und Offiziere nach dem entlegenen Posten. Er selber wurde krank — vor Aufregung, erzählte mir

Kazasse —, legte sich ins Bett, und erst nachdem er durch das Konsulat über die tatsächlichen Verhältnisse orientiert war, trat eine Besserung ein.

Der Tao-Tai konnte mich nicht empfangen, da er unwohl war. Dafür machte mir Tao, der Sekretär, die unerfreuliche Mitteilung, daß sämtliche Kisten nochmals geöffnet und deren Inhalt einem hiefür ernannten Komitee vorgelegt werden müsse. Ob ich nachher abreisen könne, oder ob weitere Befehle aus Urumtschi abzuwarten seien, war eine Frage, welche der Tao mir nicht beantworten wollte.

Inzwischen hatte ich ein schönes Haus bezogen, das außerhalb der Stadtmauer auf einem kleinen Hügel lag und an den wohlgepflegten Garten des britischen Konsulates grenzte. Es gehörte Ghulam Mohammed, einem der ältesten Angestellten des Konsulates, einem britischen Untertanen, der, falls mir Schwierigkeiten gemacht werden sollten, mich nicht plötzlich auf die Straße stellte, wie es vielleicht ein Eingeborener getan hätte, wenn ein Druck von den Behörden auf ihn ausgeübt worden wäre. Meine Wohnung hatte Glasfenster, einen offenen Kamin und einen Ofen. Der Pferdestall war hinten angebaut. Und da ich nicht all die zwölf Zimmer für mich brauchte, gestattete ich einem indischen Kaufmann, die um den inneren Hof liegenden Zimmer für sich und seine Waren zu benützen. Mit den Teppichen, welche ich in Chotan und Kaschgar gekauft hatte, richtete ich mich leidlich gut ein, und als ich nach der ersten Zusammenkunft mit dem „Komitee“ die Gewißheit erlangt hatte, daß mit der Beschlagnahme unserer umfangreichen Sammlungen gerechnet werden mußte, sandte ich von Irkestam, der russischen Grenzstation, und in dem, auf indischem Territorium gelegenen Misgar die notwendigen Telegramme. Der britische sowohl als der russische Konsul hatten mir ihre Kuriere zur Verfügung gestellt. Die drahtlose Station in Kaschgar war seit der Ermordung von Yang-Tsen-Hsing in den Ruhestand versetzt worden. Der Chinese, der den Sender in Urumtschi bediente, hatte sich der Partei Fan-Yao-nans angeschlossen und war auf Befehl des neuen Generalgouverneurs füsiliert worden. Der einzige Mann in ganz Chine-

sisch-Turkistan, der eine Radiostation bedienen konnte, war in Kaschgar und sollte nun sofort nach Urumtschi ins Hauptquartier abreisen. Dadurch war Kaschgar von der Außenwelt beinahe vollständig abgeschlossen, denn die Landlinie nach Peking war an vielen Stellen unterbrochen, zudem wären meine Telegramme zweifellos von der Zensur zerzaust worden.

Ich war mir darüber klar, daß ich mit einem längeren Aufenthalte in Kaschgar rechnen mußte, lag doch Irkestam vier und Misgar elf Tagereisen entfernt.

Inzwischen korrespondierte Ma-Schao-Wu mit seinem Vorgesetzten. Die Kisten wurden genau untersucht, ihr Inhalt nach verschiedenen Gesichtspunkten geordnet. Lange Listen wurden geschrieben, Vergleiche mit dem Zollverzeichnis aus Chotan angestellt und alles nach Urumtschi geschickt. Bis die Antworten erschienen, verstrichen Wochen.

Der Sommer ging zur Neige, das Laub der Pappeln leuchtete in den buntesten Herbstfarben. Unter den ersten Frösten erstarben die letzten Rosen im Garten vor meinem Fenster. Jeden Morgen ertönten die langgezogenen Hörner der Müller, die dem Bauer kundtun sollten, daß die Mühlen leer gingen. Auf kleinen Eseln schafften sie ihr Getreide an den Fluß hinunter oder kehrten mit dem feinen weißen Mehl zurück, um es in großen Truhen für den kommenden Winter aufzubewahren. Die Tage wurden zu Wochen, die Wochen zu Monaten. In dieser Zeit des Wartens und der mühsamen Unterhandlungen ging ich beinahe täglich durch den Basar oder machte kurze Ritte in die Umgebung.

Kaschgar ist die bedeutendste Stadt im Tarimbecken. Die ganze Oase hat schätzungsweise 250 000 Einwohner. Die Stadt selber beherbergt außer den chinesischen Behörden auch die diplomatischen Vertreter Großbritanniens und Rußlands, welche Staaten seit einer Reihe von Jahren dort Generalkonsulate unterhalten. Die Bedeutung Kaschgars liegt in seiner geographischen Lage, welche es in den Mittelpunkt des Handels mit Rußland, Indien und Afghanistan stellt.

Die große Oase liegt am westlichsten Ende der zentralasiatischen Wüste, der Takla-Makan, die sich in einer Länge von beinahe

zweitausend Kilometern von West nach Ost hinzieht und schließlich in den ausgetrockneten Salzseen des Lop-Nor ihren Abschluß findet. Im Süden, Westen und Norden umschließen mächtige Gebirgsketten die fruchtbaren Ebenen der Oase. Über hohe Pässe führt der Weg durch den Pamir nach Afghanistan und Indien. Mehrere Karawanenstraßen gehen über den Alai und das Tien-Schan-Gebirge, das Himmelsgebirge der Chinesen, nach Rußland und bilden die kürzeste Verbindung zwischen der westlichsten Stadt des gewaltigen chinesischen Reiches und Europa.

Kaschgar ist die Stadt der Extreme: Wüste und fruchtbare Oase liegen nebeneinander; mächtige Berge und weite Ebenen, heiße Sommer und strenge Winter lösen einander ab. Vom Mai bis in den September hinein liegt ständig eine brütende Hitze über der Stadt. Im Winter sinkt das Thermometer bis auf zwanzig Grad unter den Nullpunkt. Die gewaltigen Temperaturunterschiede und die außerordentlich geringen Niederschläge — die jährliche Regenmenge von Kaschgar beträgt kaum zehn Zentimeter — sind durch die geographische Lage bedingt; liegt doch Kaschgar vollständig im Regenschatten des Karakorum-Kwen-lun und Pamirgebirges.

Obschon die Luftlinie vom Herzen Europas nach Kaschgar höchstens sechstausend Kilometer mißt, sieht man hier noch wenig von den technischen Errungenschaften des Westens. Das Telephon ist unbekannt, Flugzeuge und Radioapparate sind verbotene Dinge. Kaschgar ist mit der Außenwelt nur durch die Telegraphenlinie verbunden, auf welcher Telegramme von Peking her manchmal einen Monat und mehr brauchen; den Anschluß an das russische Telegraphennetz, der leicht zu bewerkstelligen wäre, haben die Chinesen bisher mit der ihnen eigenen Hartnäckigkeit abgelehnt. Die drahtlose Station, welche vor einigen Jahren von englischen Technikern errichtet wurde, steht mit Peshawar in Nordindien und Urumtschi in Verbindung. Sie arbeitet aber bloß eine Stunde täglich und übermittelt die Telegramme oft derart verstümmelt, daß ein schwedischer Missionar, dessen Kind in Europa gestorben war, der Frau seines Freundes kondolierte, weil er den Namen des Dahingeshiedenen nach

*2. Palmbergs dotter Belf  
enda missionärsdotter som avled i  
hemblandet på 1920-talet. d. 20/3 1925*

langem Hin- und Herraten als den seines alten Bekannten entziffert zu haben glaubte!

Am zuverlässigsten arbeitet die Post, die Briefe in achtzehn Tagen nach Europa befördert und im Innern des Landes einen tüchtigen Bestelldienst eingerichtet hat. Dies ist jedoch kaum das Verdienst der Chinesen; in der Hauptsache sind es die europäischen Aufseher, Italiener und Engländer, die dafür sorgen, daß Kaschgar nicht in einem mittelalterlichen Botendienst steckengeblieben ist.

Die Stadt, die von einer hohen Mauer mit Wachttürmen und Toren umschlossen ist, bietet an gewöhnlichen Wochentagen nicht viel Interessantes. Um die lange, gewundene Basarstraße gruppieren sich niedere Lehmhäuser, zwischen denen da und dort der schöne Garten eines reichen Kaufmanns liegt. Einige Moscheen überragen mit ihren Türmen das Einerlei der flachen Hausdächer, auf denen Stroh, Holz und gefärbte Stoffe getrocknet werden. Wenige Menschen sind auf den Straßen. Eine schläfrige Atmosphäre liegt während sechs Tagen über der Stadt. Dann, am Donnerstag, ist plötzlich alles anders. Der Donnerstag ist der Basartag, an dem die Eingeborenen der ganzen Umgegend in die Stadt kommen, um hier entweder ihre Produkte an den Mann zu bringen oder ihre Einkäufe zu besorgen. Vom frühen Morgen bis zur Stunde, da die Tore der Stadtmauer geschlossen werden, wogen die Menschenmassen in den engen Straßen, an denen die kleinen Krämerläden liegen, hin und her. Niemand tritt ins Innere eines Geschäftes. Der Verkäufer sitzt etwas erhöht über dem Straßenrand, und der Käufer handelt und feilscht inmitten des großen Lärmes, oder er geht ein paar Schritte weiter, um sein Glück beim nächsten Händler zu versuchen. Wie dies auch in vielen anderen Ländern des Orients üblich ist, so sind hier die Handwerker und Krämer ein und derselben Zunft nahe beieinander. Da finden wir die Tuchhändler am Ende der Basarstraße, daran schließen sich die Messerschmiede, und ehe man beim letzten Laden angekommen ist, tönt einem schon das Hämmern und Klopfen der Kupferschmiede entgegen, die Krüge und Kannen auf althergebrachte Art und Weise verfertigen.

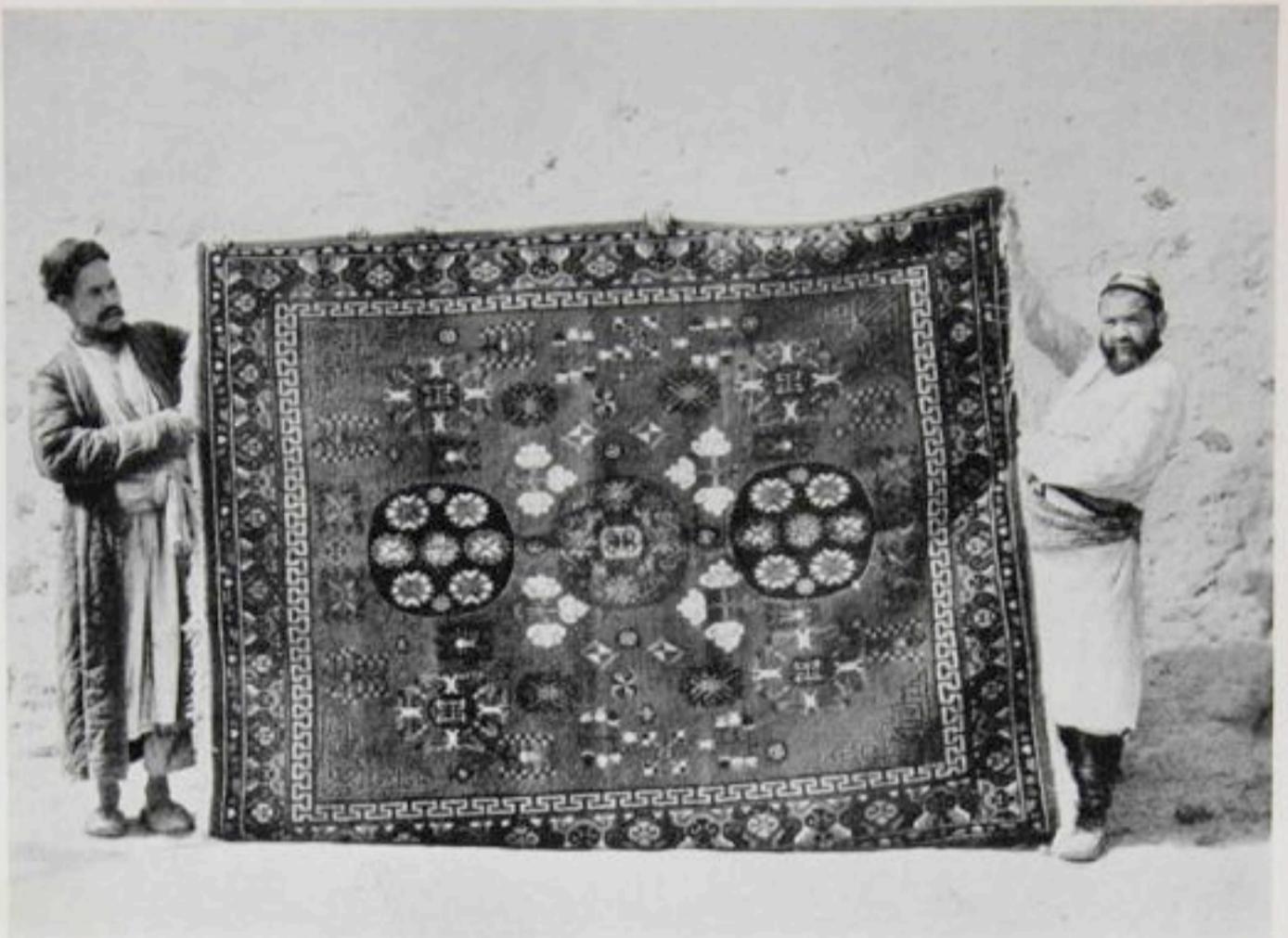
Ein buntes Leben herrscht an diesem Tage. Schöngewachsene



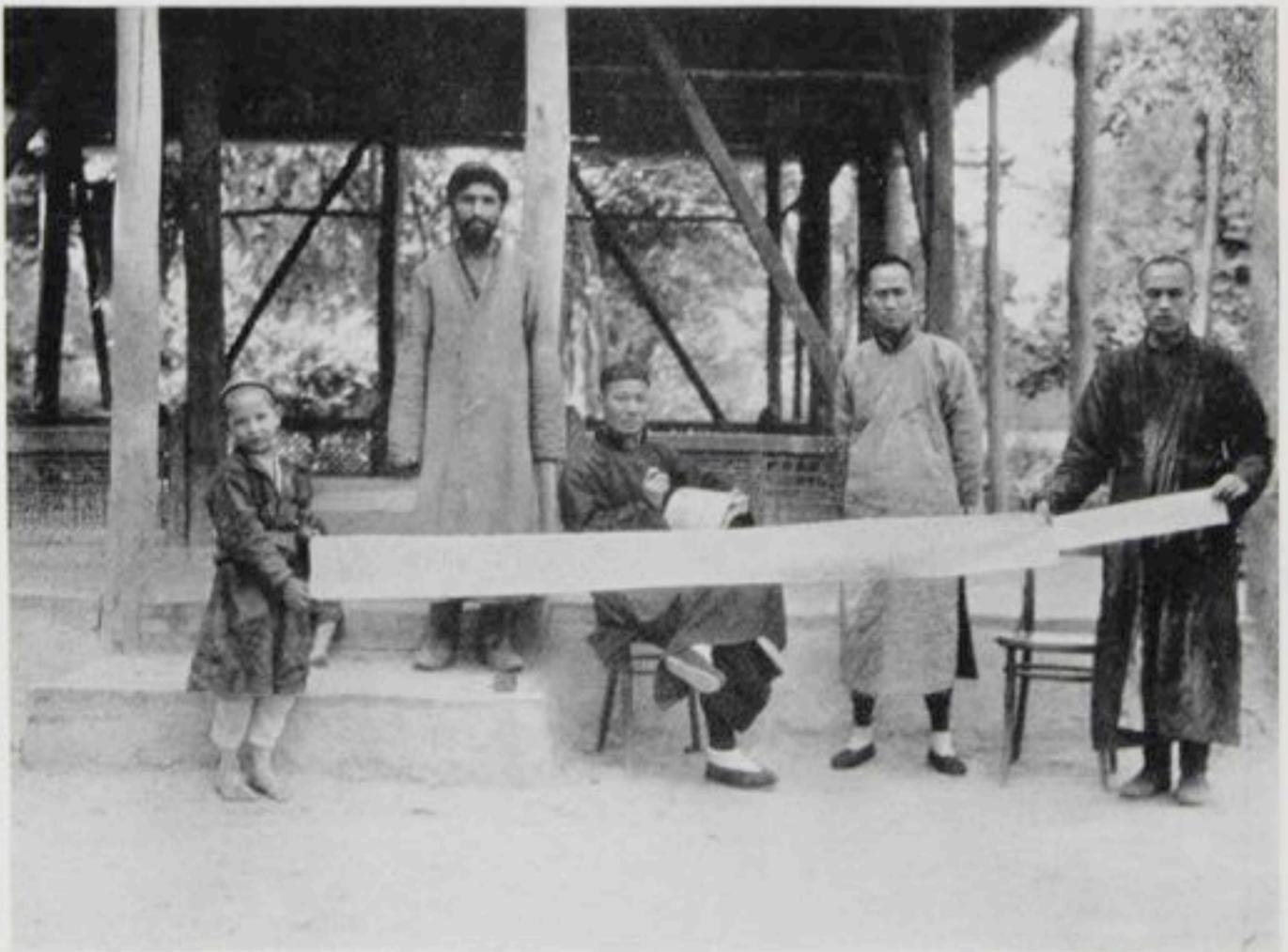
75. „Potai“, Meilenstein in Chinesisch-Turkistan



76. Vorgebirge des Kuen-lun



77. Chotanteppich



78. Die Zolldeklaration



79. Ma-Schao-Wu, der Tao-Tai von  
Kaschgar



80. Jang-Tsen-Hsing, der Generalgouverneur  
von Chinesisch-Turkistan



81. General Ma, der frühere Ti-Tai von Kaschgar, mit seiner Familie



82. Aufnahmen des chinesischen Photographen

Eingeborene, die Turkis, reiten auf kleinen, stattlichen Pferden durch die Straßen, verschleierte Frauen gehen zu zweit langsam von einem Kaufladen zum andern. Die Leute vom Lande sitzen auf ihren geduldigen Eseln, die zu reiten sie keinen Sattel, sondern nur einen Sack benützen. Kamelkarawanen versperren den Weg und verhindern jegliches Weiterkommen. Chinesen fahren in ihren schweren Zweiräderwagen mit Verdeck, den sogenannten Pekingwagen, durch die Menschenmenge, Afghanen, Hunzaleute und Kirgisen tauchen vereinzelt auf; sie sind durch ihre Kleidung sofort erkennbar.

Wenn aber der Basartag vorüber ist, verfällt Kaschgar wieder in seine Ruhe, und der „Kaschgarlik“, wie die Eingeborenen genannt werden, hat Zeit, mit seinem Nachbarn die am vergangenen Tage aufgefangenen Gerüchte und Geschichten weiterzuerzählen und mit Hilfe seiner nicht immer bescheidenen Phantasie auszumalen. In einer Stadt, wo jegliche Zeitung fehlt und Neuigkeiten nur von Mund zu Mund weitergegeben werden, ist es begreiflich und verzeihlich, wenn innerhalb kürzester Frist die unglaublichsten Übertreibungen entstehen.

An monumentalen Sehenswürdigkeiten hat die Stadt nichts von Bedeutung aufzuweisen. Doch liegt außerhalb ihrer Mauern die Gruft der einstigen Fürsten von Kaschmir, über der eine prächtige Moschee mit bunten Kacheln gebaut wurde. Diese Moschee, Hazrat-Apak, wird viel besucht. Frauen, denen Kinder versagt blieben, klagen hier mit lauter Stimme an einer der Mauern und beten zu der „Heiligen von Kaschgar“, die ebenfalls hier begraben liegt. Der Hüter des Heiligtums, ein alter „Mullah“, ist für ein kleines Trinkgeld gerne bereit, ihre Geschichte zu erzählen. In früheren Zeiten war es Sitte, daß jedes Jahr das schönste Mädchen aus Kaschgar dem Kaiser von China als Geschenk gesandt wurde. Als einst eines davon, vom Heimweh ergriffen, um die Erlaubnis bat, nach der Vaterstadt zurückkehren zu dürfen, gewährte der Kaiser den Wunsch und gab ihm zum Abschied eine Schachtel voll Süßigkeiten mit auf den Weg mit dem Gebot, sie nicht zu öffnen, ehe Kaschgar erreicht sei. Als das Mädchen nach monatelanger Reise endlich voller Freude durch die Tore der

Stadt einzog, konnte es der Versuchung nicht länger widerstehen, öffnete die Schachtel und aß von ihrem Inhalt. Bevor es das Haus seiner Familie erreichte, war es tot, die Süßigkeiten waren mit einem schweren Gift durchtränkt. Der Tod sollte die Strafe dafür sein, daß es seinen Herrn verlassen wollte. Doch ehe noch das Mädchen begraben war, ereigneten sich Wunder. Kranke, die an der Totenbahre beteten, wurden gesund, und daraufhin beschloß das Volk von Kaschgar, die Leiche samt dem Reisewagen und allen Habseligkeiten der Toten in der großen Moschee aufzubewahren. Der Pekingwagen ist heute noch dort zu sehen, die Gläubigen haben ihn mit Tüchern, Schaf- und Ziegenhörnern geschmückt. Spinnen führen seit Jahrzehnten im Wageninnern ein ungestörtes Dasein. Nur wenige, die am Grabe des Mädchens beten, kennen seine Geschichte; die „Heilige von Kaschgar“ soll aber heute noch Wunder wirken!

Die Handelsbeziehungen Kaschgars reichen Jahrtausende weit zurück. Hier führten die alten Karawanenwege durch, auf denen die kostbaren Stoffe Chinas nach dem Westen kamen. Händler aus Kleinasien, die Heerscharen Alexanders des Großen waren bis an die Grenzen des heutigen Chinesisch-Turkistan gekommen, und als das Zarenreich seine Machtpolitik nach dem Osten ausdehnte, erkannten die führenden Männer jener Zeit sehr bald die Wichtigkeit der längs der Wüste gelegenen Oasen jenseits des Alai- und Tien-Schan-Gebirges. Im Jahre 1872 schloß General von Kaufmann ein Handelsabkommen mit dem damaligen Herrscher von Kaschgar, Jakub Beg, einem aus Russisch-Turkistan stammenden Abenteurer, der durch seine kühnen Feldzüge die Chinesen aus dem südlichen Teil der Provinz verdrängt hatte.

Der durch seine großen Reisen im Innern Asiens bekannte Schweizer Henri Moser besuchte damals in halb offizieller Mission Kaschgar und schreibt in seinem bisher unveröffentlichten Tagebuch darüber folgendes\*:

---

\* Die Erlebnisse dieses ersten schweizerischen Reisenden in Zentralasien sind in folgenden Werken veröffentlicht:

Henri Moser: *Durch Zentralasien*. Leipzig 1888.

R. Zeller: *Orientalische Sammlung Henri Moser*, Charlottenfels (Jahres-

„Mirza Hakim widersetzte sich meinen Plänen mit der ganzen Autorität, die er als Minister des Khan von Kokand besaß, mit der Begründung, daß ich in Kaschgar ermordet würde. Doch wie damals in Orenburg, kümmerte ich mich auch hier wenig um die Bedenken des Khan und seines Premierministers, und bald war ich unterwegs nach Kaschgar, begleitet von meinen Leuten und einigen Kosaken aus Uralsk. Wie vorauszusehen war, wurden wir an der Grenze verhaftet und nach der Hauptstadt geführt. Es schien, als ob Jakub Beg an jenem Tage guter Laune war; statt uns erschießen zu lassen, empfing er mich in Audienz. Als er hörte, daß ich ‚Feringi‘ sei, wurde er bedeutend höflicher, als er es bei meinen Vorgängern gewesen war, die er gewöhnlich verschwinden ließ. Ich schenkte ihm ein Vetterligewehr und zeigte ihm dessen Handhabung. Das Glück war mir hold, denn es gelang mir, einen Vogel im Fluge aus großer Höhe herunterzuholen, was einen großen Eindruck hinterließ.

Hierauf führte mich Jakub Beg durch die Gärten und ließ mich seine Menagerie bewundern. Als wir vor dem Tigerkäfig ankamen, ersuchte er mich, einzutreten und wollte mir mit einer eleganten Handbewegung den Vortritt lassen, allein ich bat ihn höflich, als erster den Käfig zu betreten, worüber er lächelte und mich vor weiteren ähnlichen Abenteuern bewahrte.

Eines Tages, als ich Jakub Beg in guter Stimmung wußte — eine Flasche Likör war vorher aus meinem Reisekeller zu ihm geschickt worden —, bat ich um eine Eskorte nach Jarkent. Ich hoffte, von dort aus die Durchquerung des ganzen asiatischen Kontinents machen zu können, welche die Schlaginweit vergebens versucht hatten. Leider erhielt ich eine kategorische Absage, und ich konnte von Glück reden, wenigstens die Bewilligung zur Reise über Aoulie-Ata nach Russisch-Turkistan zu erhalten.“

Als nach dem Tode Jakub Begs Kaschgar wieder an China zurückfiel, war die kolonisierende Tätigkeit der Russen jenseits

---

bericht über die Ethnographische Sammlung in Bern 1928), Buchdruckerei K. J. Wyß Erben, Bern, 1929.

Die Orientalische Sammlung Henri Moser, Charlottenfels, Bern, Buchdruckerei K. J. Wyß, 1915.

des Alaigebirges bereits weit vorgeschritten. Das russische Eisenbahnnetz hätte Taschkent erreicht; neue Linien wurden geplant und gebaut, und bald war Kaschgar nur noch zwölf Tage von der nächsten Bahnstation entfernt. Der Handel mit Rußland nahm derart zu, daß die Russisch-Asiatische Bank in Kaschgar eine Filiale eröffnete. Um den Handel mit Zentralasien zu fördern, zahlte die damalige kaiserliche Regierung eine Prämie von sechzehn Goldrubeln für jede Pferdladung Waren, welche über die russische Grenze nach China ging. Längs der Handelswege ließ sie ferner eine Anzahl Unterkunftshäuser erstellen, Straßen ausbessern, von denen allerdings viele zugleich militärischen Zwecken dienten. Zentralasien wäre Europa noch nähergerückt, hätte der Krieg und die darauffolgende Revolution dem politischen Programm Rußlands nicht ein Ende bereitet.

Im Jahre 1922 kündigte der Generalgouverneur von Chinesisch-Turkistan die bestehenden Verträge mit Rußland; es folgte eine Zeit, während welcher der Handel mit dem Westen auf ein Minimum fiel; Kaschgar war wieder wie im Mittelalter von der Welt abgeschlossen. Als die Sowjetvertretung 1925 in Kaschgar einzog, brachte sie außer dem diplomatischen Stab auch eine Handelsvertretung mit nach Sinkiang, die in den folgenden Jahren wiederum das aufzubauen versuchte, was durch die Revolution zerstört worden war. Einige Zahlen, die mir in zuvorkommender Weise von der Sowjethandelsagentur gegeben wurden, mögen den Aufschwung des Handels zwischen Rußland und Kaschgar beweisen.

Jahr	Import von Rußland Rubel*	Export nach Rußland Rubel
1925/26	2 600 000,—	800 000,—
1926/27	11 200 000,—	5 600 000,—
1927/28	12 000 000,—	6 800 000,—

Diese gewaltige Entwicklung ist zum Teil dem russischen System, zum nicht geringen Teil jedoch auch den klugen Leitern der Handelsagentur zu verdanken, die es verstanden haben, vorerst

\* 1 Goldrubel entspricht 2,67 Goldfranken oder 2,16 Reichsmark.

nur die notwendigsten Artikel des täglichen Gebrauches auf den Markt zu bringen. Luxusartikel, für welche das Land nicht vorbereitet war, wurden klugerweise zurückgehalten. In einem früher zum Konsulat gehörenden Gebäude sind die Büros der Handelsagentur untergebracht; ein Musterzimmer orientiert den Kaschgarehändler über die Leistungsfähigkeit der russischen Fabriken; eine Schar Türkisch und Chinesisch sprechender Verkäufer sorgt für Absatz. Und da der Handel Sache des Staates geworden, konnten die Russen nicht nur die langfristigen Kredite gewähren, welche die zentralasiatischen Händler verlangten, sondern sie gingen wieder zum alten System des Tauschhandels zurück und nahmen an Stelle des Goldes Waren in Zahlung. Diese intensive Bearbeitung des zentralasiatischen Marktes durch die Russen hat meines Erachtens zwei Gründe. Sowjetrußland kann infolge seiner geographischen Lage die verschiedenen angrenzenden Länder wesentlich rascher und billiger mit den Fabrikationsprodukten des Westens versehen, als irgendein anderer Staat Europas. Chinesisch-Turkistan, Afghanistan, Persien sind seine Absatzgebiete geworden, nachdem das westliche Europa die Produkte der russischen Fabriken aus Qualitätsgründen zurückgewiesen hatte. Zugleich hoffte die Regierung in Moskau, mit ihrem Handelssystem nach und nach einen Einfluß auf die Politik der betreffenden Länder zu erhalten und dadurch die Kapitalisten, vor allem den alten Rivalen Rußlands, das mächtige Großbritannien, zu verdrängen.

In Chinesisch-Turkistan wäre dieses Ziel wohl erreicht worden, hätten nicht politische Ereignisse im übrigen China die Aufmerksamkeit der lokalen Behörden auf die der diplomatischen Vertretung alliierten Handelsagentur gelenkt. Ob es taktische Fehler der Russen waren, oder ob das alte Mißtrauen der Chinesen gegen den Europäer schuld ist, läßt sich kaum feststellen, auf jeden Fall geriet dieser großzügige Handelsapparat, der anfänglich so glänzend zu funktionieren schien, gegen Ende 1928 ins Stocken. Die Russen hatten große Mengen von Baumwolle, Schafwolle, Teppichen aufgekauft, zahlten jedoch erst nach acht, zehn oder zwölf Monaten in Waren, wodurch viele der ein-

geborenen Händler Verluste erlitten, die sie dem Ruin nahe brachten.

Die Sowjets übernahmen von der alten Regierung das System der Prämien, was zur Folge hat, daß ein großer Teil der importierten russischen Waren in Kaschgar zwanzig bis fünfunddreißig Prozent billiger ist als jenseits des Alaigebirges, in Russisch-Turkistan, obschon sie von Taschkent oder Andidschan aus mit Pferden oder Kamelen drei Wochen weit transportiert werden müssen und in China noch sieben Prozent Zoll zu bezahlen haben.

Der Handelsagentur ist auch ein Büro der „Asiatischen Bank“ angegliedert, dem ein Teil des Personals der früheren „Russisch-Asiatischen Bank“, welche inzwischen Bankrott machte, zugeteilt wurde. Zu den Transaktionen dieser Bankfiliale gehört unter anderem auch die Ausgabe von Schecks aus Rußland. Während die eingeborenen Geldmakler im Basar für eine Tscherwonez drei Seer verlangen, kostet sie auf der Bank den offiziellen Kurs von mehr als neun Seer.

Da an der Grenze eine scharfe Kontrolle ausgeübt wird, die kein Papiergeld, sondern nur diese Schecks der Staatsbank durchläßt, wird von den Eingeborenen auf allen möglichen Wegen versucht, das billige russische Geld über die Grenze zu schmuggeln. Die Folge davon ist, daß in allen Grenzstädten die sogenannten „schwarzen Börsen“ bestehen, wo ein schwunghafter Handel mit russischen und fremden Devisen betrieben wird.

Der Handel mit Indien war in den letzten Jahrzehnten weniger großen Schwankungen unterworfen. Außer einer Anzahl britischer Untertanen, als Mohammedaner, welche zur Zeit Jakub Begs große Ländereien erworben und sich in Chinesisch-Turkistan niedergelassen hatten, sind es hauptsächlich die Hindus aus Hoshiarpur und Schikarpur in Nordindien, die jährlich mit ihren Handelskarawanen nach Zentralasien kommen. Daneben sind sie Geldausleiher schlimmster Art, die mindestens dreißig, meistens jedoch fünfzig und mehr Prozente verlangten und auch erhalten. Die größten Gewinne machten sie während und kurz nach dem Kriege, zur Zeit, da der Handel mit Rußland auf ein Minimum zusammengeschrumpft war. Damals brachten sie aus Indien die

schlechten japanischen Produkte, verkauften sie als europäische und vor allem als britische Waren. Die Bevölkerung beklagte sich über die schlechte Qualität derselben, und als Sowjetrußland seine ersten Sendungen auf den Markt warf, begann der Kampf indischer Kaufleute gegen die russische Handelsagentur, welche letzterer wohl in den nächsten Jahren der Sieg zufallen wird.

Einige Zahlen, die mir vom britischen Generalkonsul in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt wurden, orientieren über den Handel mit Indien:

Jahr	Export nach Indien Rupees *	Import von Indien Rupees
1910	1 500 000,—	1 066 000,—
1914	1 182 000,—	1 614 000,—
1916	2 600 000,—	2 790 000,—
1918	3 439 000,—	3 529 000,—
1920	2 706 000,—	4 384 000,—
1924	2 610 000,—	1 453 000,—
1925	2 356 000,—	1 860 000,—
1926	2 991 000,—	2 480 000,—
1927	2 014 000,—	1 215 000,—

Der Export nach Indien hat zu Beginn des letzten Jahrzehntes einen nicht unbedeutenden Aufschwung genommen. Großbritannien verstand es, durch eine kluge und weitsichtige Zollpolitik das Interesse der zentralasiatischen Kaufleute zu fesseln, die in Indien einen ausgezeichneten Absatz für ihre einheimischen Produkte fanden. Der wichtigste Punkt jedoch war die Gewährung vollständiger Zollfreiheit für den gesamten Handel mit dem Innern von Asien. Damit hatte England schon vor 1914 die Vorteile, welche Rußland infolge seiner geographischen Lage in den Vordergrund drängten, zum Teil ausgeglichen.

Über Indien reisen heute auch die Hadschi, die Mekkapilger. Bei der streng mohammedanischen Bevölkerung gilt eine solche Pilgerfahrt als der erste Schritt nach dem Vorhofe des Paradieses. Die Zahl dieser Hadschis, die sich von Bombay oder Karachi aus

\* 1 Rupie entspricht 1,90 Goldfranken oder  $\frac{1}{6}$  Schilling.

nach den heiligen Städten einschiffen, beträgt jährlich zwei- bis dreitausend. Die Kosten einer solchen Pilgerfahrt belaufen sich auf ein- bis zweihundert englische Pfund, je nach den Ansprüchen, die der Reisende stellt. Nicht mit Unrecht hatten die chinesischen Behörden festgestellt, daß jährlich etwa zwanzigtausend englische Pfund ins Ausland wanderten, ohne daß für den Fiskus irgend etwas abfiel, und deshalb verfügte Yang-Tsen-Hsing in einem seiner Erlasse kurz vor der Ermordung, daß jeder Mekkapilger zu Händen der chinesischen Verwaltung sechshundert Seer als Luxussteuer zu bezahlen habe.

Während diesen langen Wochen des Wartens und der mühsamen Verhandlungen fand ich auf dem britischen Generalkonsulat bei Williamson und Capt. Sherriff täglich Zerstreuung und Ablenkung. Die ganze vorzügliche Bibliothek stand mir zur Verfügung; jeden Nachmittag spielten wir Tennis, oft war ich schon zum Frühstück in dem großen, gastfreien Hause eingeladen. Ich verdanke diesen beiden Engländern eine Reihe von Anregungen und angenehmen Stunden.

Eines Nachmittags erzählte mir Abdul von der Ankunft eines Sahib. Ich schickte ihn weg, um Erkundigungen einzuziehen, und erfuhr zu meiner Freude und Überraschung, daß Hauptmann Walz aus Urumtschi angekommen war. Walz war mit Dr. Hedin von Peking aus durch die Gobi nach dem Edsin-gol gereist und von dort aus der Hauptkarawane vorausgeeilt, um in Urumtschi Geld zu holen. Später richtete er in Kutschar eine meteorologische Station ein und war nun auf der Heimreise begriffen. Als ich am Abend auf dem britischen Konsulat Tennis spielte, machte er seinen ersten Besuch bei Williamson, und bald entstand ein „Klub“, in welchem Deutschland, England und die kleine Schweiz vertreten waren. Walz beabsichtigte über den Karakorum nach Indien zu reisen, mußte jedoch die Bewilligung der indischen Regierung abwarten. Täglich saßen wir beisammen und diskutierten alte und neue Politik, Reisepläne und deren Kostenvoranschläge. Walz war derart bescheiden, daß er von seinen großen Erlebnissen in der Gobi kaum sprach; erst als ich in Europa Dr. Hedins Buch „Auf großer Fahrt“ las, erriet ich, welch

wichtige Mission ihm vom Leiter dieser großen Expedition anvertraut worden war.

Beinahe einen Monat blieb Walz in Kaschgar; dann kam die Nachricht, daß seiner Reise nach Indien nichts entgegenstehe, und an einem schönen, kalten Oktobertag ritten wir zusammen auf der Straße, die über Jarkent nach dem Gebirge führt, zum Stadttor hinaus. Walz hatte sich eines jungen Emigrantenrussen, Dargewitsch mit Namen, angenommen, dem er durch Unterstützung die teure Reise nach Indien ermöglichte. Ein letztes Mittagessen auf freiem Felde, dann ritt mein deutscher Freund weg.

„Auf Wiedersehn in Europa!“

„Wann wird das wohl sein?“

Walz hat Wort gehalten und mich bald nach meiner Rückkehr mit seinem Besuch erfreut.

Was Walz mit dieser Durchquerung der asiatischen Gebirge mitten im Winter leistete, hat meine volle Bewunderung. „Er ist ein hervorragender Sportsmann und Bergsteiger, ein Bild gesammelter Kraft und Energie. Er ist einer jener Männer, die keine Schwierigkeiten kennen und wilde, halbsbrecherische Abenteuer lieben.“ So charakterisiert ihn Dr. Hedin. Mir war er in diesem Monat unseres Zusammenseins ein lieber Kamerad geworden; die gemeinsamen Erlebnisse in Zentralasien haben uns zu einer schönen Freundschaft verbunden.

Am 7. November war ich bei den Russen eingeladen. Sie feierten den Jahrestag der Revolution, zu welchem Feste auch der Tao-Tai und einige andere hohe Beamte erschienen. Ma-Schao-Wu fuhr in seiner von vier Pferden gezogenen Glaskutsche vor, begleitet von der berittenen Leibwache. Im festlich hergerichteten Salon wurde Tee getrunken. Die hohen Gäste saßen an einer langen Tafel; für die weniger bedeutenden Eingeladenen, zu denen ich mich zählte, waren kleine Tischchen aufgestellt. Außer den entweder zum Konsulat oder zur Handelsagentur gehörenden Russen war ich der einzige Europäer. Mit den Engländern bestanden seit der „Arcos-Affäre“\* keine offiziellen Beziehungen mehr; die Schweden

---

\* Die Arcos Ltd. war von der britischen Regierung angeklagt, politische Propaganda zu treiben, und mußte liquidiert werden.

waren aus mir unbekanntem Gründen nicht eingeladen worden, und mit den Emigrantenrussen stand man auf Kriegsfuß.

Madame Postnikoff setzte sich bald an mein Tischchen, und ich versuchte, teilweise mit den Händen, teilweise durch Vermittlung des französischsprechenden Arztes, Dr. Tscherbakoff, ihr einige Komplimente zu sagen. Sie war keine ausgesprochene Schönheit, allein sie hatte ein gewinnendes Lächeln, einen bezaubernden Charme und verstand es, sich mit ihren Gästen zu unterhalten, als ob sie diese schon seit Jahren gekannt hätte. Ihre Rivalin war zweifellos Madame Kazasse, eine kaukasische Schönheit, elegant, mit den neuesten Pariser Modellen, vornehm zurückhaltend. Ich kannte sie von meinen früheren Besuchen bei ihrem Gatten, dem Vizekonsul, her, der nun abwesend war, um zusammen mit einer chinesischen Kommission den schon lange schwebenden Grenzstreitfall beizulegen. Sie war die einzige Dame, welche Französisch sprach. Die übrigen waren mir alle unbekannt, sie schienen schüchtern und ungewandt.

Auf den Tischen standen Unmengen russischer Süßigkeiten und große Kuchen. Tee wurde serviert und Zigaretten herumgeboten. Nach etwa einer Stunde begab man sich in den Speisesaal, wo für die Gäste an einem hufeisenförmigen Tische gedeckt war. Das Diner war chinesisch, dazu wurde viel getrunken: Liköre, Weine, Champagner, wieder Liköre und Champagner.

Die Chinesen verabschiedeten sich um fünf Uhr, ich blieb noch eine Weile; hierauf gab mir einer der Russen seinen Wagen und begleitete mich nach Hause. Er hatte etwas zu viel getrunken, denn er erzählte mir Dinge, die er nicht hätte sagen sollen.

„Wie herrlich muß das Leben für Sie sein“, sagte er beim Abschied, „so frei! — C'est une tragedie d'être Russe!“

Auf den 8. November war ein Pferderennen angesagt, an welchem die Russen und Chinesen teilnehmen sollten. Auf dem Platz, den ich von der Trauerfeier für den Generalgouverneur her kannte, waren Tische und Stühle aufgestellt; Tee wurde ausgeschenkt, und dann begann das Rennen. Olhovsky, der Leiter der Handelsvertretung, ein anderer Russe und zwei Damen im Herrensattel rasten um die Wette mit dem Gouverneur über den Platz.

Ma-Schao-Wu blieb Sieger. Hernach wurden einige Gewehre gebracht und die Gäste zum Krähenschießen eingeladen. Der Tao-Tai, welcher sich täglich im Schießen übte, zeigte den Russen mit Erfolg, wie vorzüglich er die Waffe zu handhaben verstand. Hierauf bot er uns im Yamen ein „kleines Essen“ an, an dem der Champagner nicht fehlte. Der Raum war viel zu klein für die zahlreiche Gesellschaft; wir saßen gedrängt wie die Heringe in der Tonne.

Nachmittags waren die chinesischen Damen und Kinder zu Postnikoff geladen, und ich erhielt die Erlaubnis, einige Aufnahmen machen zu dürfen. Es war dies das erstemal, daß ich die beiden Frauen des Tao-Tai zu Gesicht bekam; die ältere hatte die eingebundenen kleinen Füße, welche dem Schönheitsideal des einstigen China entsprachen.

Solche Festlichkeiten brachten eine angenehme Abwechslung in die Eintönigkeit des Alltags. Abdul, mein Diener und Koch, hatte sich inzwischen verheiratet. Er überraschte mich eines Abends, nachdem er einen ausgezeichneten Früchtepudding aufgetragen, mit seinem Heiratsprojekt und erzählte mir, daß ihm seine indischen Freunde auf dem britischen Konsulat ein Mädchen empfohlen hatten, das alle die Vorzüge besitze, die er sich wünsche. Es sollte zwölf Seer kosten; gesehen hatte er es noch nicht, denn bis zum Hochzeitstag durfte er es nicht besuchen, sondern mußte mit den Eltern unterhandeln. Ich gab meine Einwilligung unter der Bedingung, daß seine zukünftige Frau sich im schwedischen Spital auf ihren Gesundheitszustand untersuchen lasse. Bald darauf fand das Hochzeitsessen statt. Abdul bezog mit seiner Frau eine „Privatwohnung“. Zwar hatte er in Srinagar schon vor Jahren eine Ehe geschlossen, allein er schien mit seiner ersten Gattin, und besonders mit ihrem Vater, nicht auf sehr gutem Fuße zu stehen. Oft lobte er nun die Vorzüge seiner zweiten Gemahlin. Dieselbe wußte natürlich, daß es nur eine „Ehe auf Zeit“ war; denn sobald Abdul nach Indien zurückreiste, kehrte sie wieder zu ihren Eltern zurück, welche sich hierauf nach einem neuen Schwiegersohn umsehen mußten. Solche „Zeitehen“ sind in Kaschgar an der Tagesordnung, sagt doch ein altes Sprichwort, daß man

die besten Esel in Chotan,  
die besten Kamele in Kargalik,  
die besten Pferde in Jarkent,  
die besten Frauen jedoch in Kaschgar kauft!

Kaschgar ist das Endziel vieler Karawanen; nach wochen- und monatelangen Entbehrungen sehnen sich diese asiatischen Wanderer wieder nach einem gemütlichen Heim. Rasch wird eine Ehe geschlossen, um nach zwei, vielleicht auch drei Wochen wieder endgültig gelöst zu werden. Wie leicht man doch an diese Probleme in Asien herantritt!

Eines Abends große Aufregung im Hofe vor meiner Wohnung. Der Hindu, welchem ich einige Zimmer im Hinterhause abgetreten, hatte sich in ein Liebesabenteuer mit einem mohammedanischen Mädchen eingelassen. Die Sache sprach sich rasch herum; der jahrhundertalte Haß zwischen diesen beiden Religionen flammte auf. Mein Hausgenosse entzog sich den unliebsamen Folgen durch rasche Flucht. Das Mädchen wurde dem Sittenrichter überliefert, der sie zur Strafe dafür, daß sie mit einem Ungläubigen verkehrt hatte, folgenden Tags mit geschwärztem Gesicht, auf einem Esel rücklings reitend, durch die Straßen der Stadt führen ließ. Gegen den Hindu war eine Klage beim Amban eingereicht worden; durch ein Geldgeschenk von hundert Seer entging er jedoch einer weiteren Bestrafung.

Inzwischen war ich oft bei den Russen zu Besuch, besonders bei Olhovsky, dem ich den großen Askania-Kinoapparat verkaufte und der in seinem Hause immer einige russische Delikatessen vorrätig hatte. Olhovsky war stets sehr zuvorkommend und gastfreundlich, immer recht elegant — etwas zu elegant für Kaschgar —. Er ist einer jener Menschen, die alles mit etwas zu großem Eifer anfassen, alles ein wenig übertreiben. Bei diesen Besuchen erfuhr ich vieles, das ein deutliches Licht auf die Beziehungen Rußlands zu Yang-Tsen-Hsing wirft. Die Sowjets hatten beabsichtigt, Kaschgar durch eine Automobilstraße mit Russisch-Turkistan zu verbinden und die Kosten derselben zu tragen. Ferner sollte der Flugverkehr von Taschkent nach Kaschgar ausgedehnt werden,

allein der Generalgouverneur lehnte alle diese Vorschläge ab. Zu dieser Zeit hatte Olhovsky auch beabsichtigt, eine Geschäftsreise nach Jarkent und Chotan zu unternehmen. Doch der Tao-Tai versagte seine Bewilligung hiezu, vorerst wegen der Unsicherheit der Straßen, dann wegen vorgerückter Jahreszeit, und schließlich verschanzte er sich hinter Befehle, die aus Urumtschi eingetroffen sein sollten. Wahrscheinlich waren es politische Gründe, die Ma-Schao-Wu zu dieser Ablehnung veranlaßten, denn zu gleicher Zeit befand sich Capt. Sheriff im Tien-Schan-Gebirge auf der Jagd.

Zu den Gästen, die gelegentlich in meinem Hause — „Genf“ wurde es von der kosmopolitischen Gesellschaft Kaschgars genannt — verkehrten, gehörte auch Mann, ein junger englischer Missionar aus alter Familie und mit Beziehungen zur Umgebung des englischen Königs. Mann war eine tiefreligiöse Natur; er hatte eine glänzende Karriere im Sudan aufgegeben, um das Christentum unter die Ungläubigen zu tragen; ein Mann von großer Bildung und einem unerschütterlichen Glauben, zugleich ein glänzender Gesellschafter. Wir haben manchen Nachmittag zusammen diskutiert, und ich bedauerte nur, daß er nicht auch die guten Seiten anderer Religionen, des Buddhismus, des Islam, sehen konnte.

Mit der Zeit lernte ich auch die kleine Kolonie der Emigrantenn Russen kennen. Kozloff war Kosakenhauptmann gewesen; nun kaufte er für eine amerikanische Firma, die seine bedrängte Lage ausnützte und ihn schlecht bezahlte, Felle zusammen. Er wohnte in einem ärmlichen Hause. Im Zimmer hing das große Bild Nikolaus II., dem er auch heute noch die Treue hielt, die er einst geschworen. Ein anderer, ebenfalls ehemals kaiserlich russischer Offizier, stellte aus den herrlichen Trauben des Landes Wein und Branntwein her. Seine Frau nähte Kleider und Pelzmäntel für die reichen Chinesen. Krischoff war der Sohn eines russischen Obersten. Mit Sprachunterricht verdiente er zu wenig für den Unterhalt seiner Familie, die jährlich zunahm und im November sich sogar durch ein Zwillingsspaar vergrößerte. Krischoff schrieb mir eines Tages auf eine Anzahl Pakete, die mit dem Kurier des Sowjetkonsulates weggehen sollten, die Adressen in russischer

Sprache. Abdul brachte sie zu Postnikoff, welcher mir die sofortige Beförderung versprochen hatte. Mein Diener wurde ausgefragt. Postnikoff lehnte die Weiterbeförderung ab. Erst viel später erfuhr ich die Gründe: Krischoff sei ein chinesisch-englischer Spion; das Sowjetkonsulat müsse deshalb jede Verbindung mit ihm zurückweisen. Und doch hatte er weiter nichts getan, als Adressen geschrieben. Es war von mir unüberlegt gewesen. Und ich konnte Postnikoff verstehen; denn hier kam der Haß des neuen gegen die Anhänger des alten Regimes zum Ausdruck.

Piranian war ein Armenier. Ich glaube, er privatisierte; wenigstens erzählte man das von ihm. Als ich an einem Sonntagnachmittag in seinem Hause zum Tee war, zeigte er mir einige seiner Postkartenalben. Da waren Bilder aus Smyrna, Konstantinopel, Kokand, Bokhara und — Zürich, ausgerechnet Zürich, meiner schönen, lieben Schweizerstadt. Sein Bruder lebte dort, erzählte er mir. Ich sollte ihn besuchen, sobald ich wieder in der Schweiz sei.

Auch Afghanen, Hunzaleute, Ladakhi und Chinesen gingen bei mir ein und aus. Die einen brachten mir Nachrichten, die andern wollten einen Ratschlag, die dritten boten Teppiche, europäischen Kitsch, kunstvolle Kupfergeschirre, Edelsteine, Geschmeide und Pelze zum Kauf an. Eines Tages meldete mein Diener wieder Besuch. Ein junger Chinese betrat mein Zimmer, verbeugte sich, nahm höflich und umständlich Platz, und während ich, nach chinesischer Sitte, aus dem immer bereitstehenden Tonkrug Tee in die Tassen goß, unterhielten wir uns über unser gegenseitiges Wohlbefinden, über das Wetter, dann über die letzten politischen Ereignisse. Endlich kam mein Gast auf sein Anliegen zu sprechen.

„Herr, du kaufst so viel altes Zeug zusammen. Was denkst du von alten Photographien?“

Nein, dafür hatte ich kein Interesse. Was sollte ich mit diesen kitschigen, ewig gleichen Porträtaufnahmen eines chinesischen Photographen anfangen, diesen Bildern, die so wenig Individualität zeigten? Immer wieder das Tischchen mit der Uhr, den

Blumenvasen und den Teetassen, und zur Seite ein Chinese mit seiner Frau. Nein, wirklich nicht. Ich hatte selber schon sehr viele eigene Aufnahmen aus diesem Lande.

„Herr, die Bilder sind alt, zwanzig, dreißig, etliche sogar vierzig Jahre alt. Mein Vater war ein berühmter Mann. Erst letztes Jahr habe ich seinen Sarg in unsere Heimat, ins eigentliche China geschickt. Ein gesuchter Photograph war er, der nicht nur zu Gouverneuren, sondern auch zu deren Konkubinen bestellt wurde. Zwei Kisten voller Negative liegen unter meinem Bett. -- Herr, willst du sie nicht einmal ansehen?“

Ansehen konnte man ja die Sache. Man hatte ja so viel Zeit in dem Lande, das die Hast und das unsinnige Tempo Europas noch nicht kennt.

„Gut, ich werde morgen kommen.“

Wieder tranken wir Tee, plauderten von Blumen, die in einer alten Kupfervase auf dem Tisch standen, von Reisen durch die Wüste und von Rußland.

Zwei Kisten voller Negative wurden am folgenden Tag unter dem harten, breiten Familienbett hervorgezogen, das den engen Empfangsraum dieses photographischen Ateliers beinahe vollständig ausfüllte. Wir setzten uns auf die runden Stühle. Und Stoß nach Stoß der schweren Glasplatten wurde nun vor mir auf den Tisch mit den wackligen Beinen aufgetürmt. Soldaten in wattierten Winterkleidern, Beamte im Frack und Zylinder (weiß Gott, wo diese Utensilien westlicher Kultur herkommen mochten), Freudenmädchen, ernste chinesische Familienväter mit ihren Sprößlingen, andere mit einer Osttürkin, mit der sie eine Zeitehe eingegangen waren, schöne Mischlinge, denen die Sinnlichkeit in den Augen geschrieben stand, beleibte Matronen — sie alle, alle passierten Revue, während ich Platte nach Platte gegen das mit Papier verklebte Fenster hielt. Ein Stück lokaler Kulturgeschichte glitt an meinem Auge vorüber. Da waren die Aufnahmen des Ti-Tai, des Militärgouverneurs, bald in europäischer Generalsuniform mit Orden und Ziehharmonikahosen, bald umgeben von Frauen und Leibdienern, dann kam eine Konkubine, bewacht von vier Soldaten. Und während ich meinen Spaß an diesen köstlichen

Bildern hatte, erzählte mir mein Gastgeber, welch unrühmliches Ende dieser Despot genommen hatte.

„Ich habe ihn selber noch gesehen, wie er vier Tage lang über dem Stadttor hing, durchlöchert von Kugeln, wie ein alter Sack. Sein Feind, unser jetziger Tao-Tai, hat alles übernommen, alles, sein Gold, seine Edelsteine und auch seine Frauen!“

Ein anderes Bild.

„Auch irgendeine bedeutende Persönlichkeit?“ frage ich.

„Der Tschang-tschung, Herr. Du weißt, sein eigener Minister Fan hat ihn letzten Juli erschießen lassen.“

Ein Brustbild mit Militärmütze, den Säbel in der Hand.

„Das war in Urumtschi. Und mein Vater erzählte, daß er diese Aufnahme nach einem großen Gelage machen mußte. Hohe Gäste waren zu Tisch geladen. Mancher wäre lieber nicht gekommen. Doch wer durfte es wagen, die rote Einladungsliste des Generalgouverneurs mit einem ‚Nein‘ zu beantworten? Es wurde viel getrunken. Dann, zwischen zwei Gängen des vorzüglichen Dinners verließ der Gastgeber das Zimmer. Soldaten stürzten sich auf einen der Gäste, metzelten ihn nieder und schleppten ihn weg. Lächelnd erschien der Tschang-tschung wieder, trank seinen Gästen zu und bestellte den Photographen für den folgenden Morgen. — Herr, sind das nicht schöne Bilder?“

Ich suchte mir aus den tausenden hundert oder etwas mehr Platten heraus. Auf allen sind die Gesichter mit roter Farbe retuschiert; denn nur *der* Photograph wird anerkannt, welcher eine schöne weiße Hautfarbe auf das empfindliche Papier zu zaubern imstande ist.

So oft ich mir diese interessante Sammlung chinesischer Photographenkunst ansehe, muß ich an meinen Chinesen denken: „Herr, sind das nicht schöne Bilder?“

Einer meiner eingeborenen Freunde kam aus Jangi-hissar zurück. Ein Mann schuldete ihm sort seit langer Zeit eine Summe Geldes. Die Angelegenheit sollte vor den Amban gebracht werden. Die Gerichtssitzung war auf elf Uhr angesagt. Der Kläger stand im Gespräch mit einem Beg, als der Amban im Hofe erschien. Mein Freund glaubte nun, daß die Verhandlungen beginnen soll-



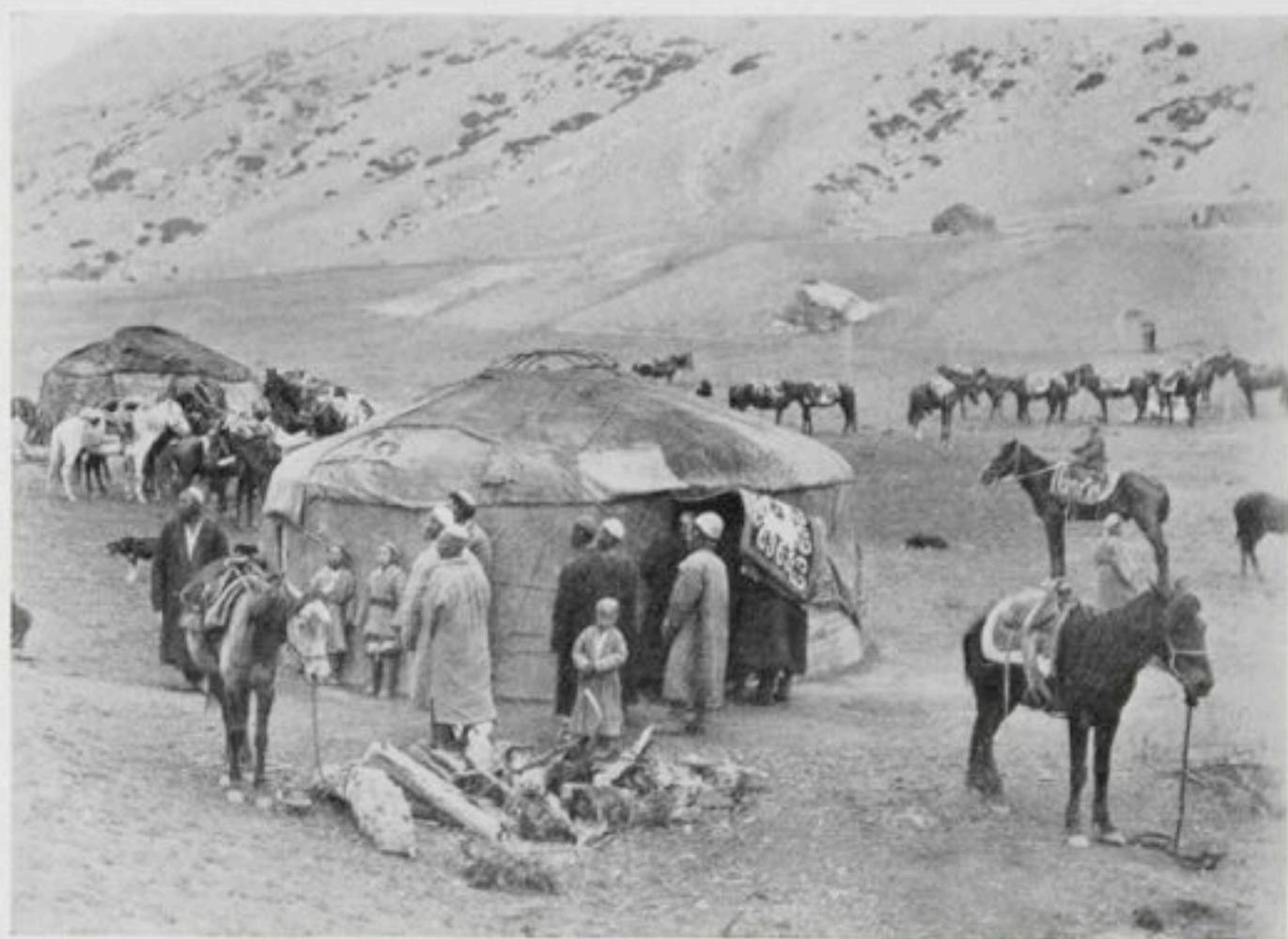
83. Marktplatz von Kaschgar



84. Trauerfeier für den ermordeten Generalgouverneur. In der Mitte der  
 Tao-Tai von Kaschgar (mit dem Hut in der Hand), rechts:  
 Williamson, links: Postnikoff und Kazasse



85. In der Heimat der Kirgisen: das obere Bostan-Terek-Tal



86. Kirgisenzelte



87. Inneres eines Kirgisenzeltes



88. Die Lieblingsbeschäftigung der Kirgisen



89. Kirgisenfrau



90. „Yailik“, das Kirgisendorf

ten und überreichte dem chinesischen Beamten seine Klageschrift. Allein der Amban wollte spazierengehen. Er fuhr den Kläger an, was ihm einfalle, ihn schon am frühen Morgen zu belästigen. Fünf Tage Gefängnis sollte er für dieses „Verbrechen“ absitzen. In einer Woche würde der Amban den Fall anhören, teilte man meinem Freunde nach Ablauf der fünf Tage mit.

Zu Herrn Palmberg kam eines Tages der Telegraphenbote und bat ihn, die Telegramme zu sortieren.

„Es hat welche für das britische und andere für das russische Konsulat, und wenn ich die russischen bei den Engländern oder die englischen bei den Russen abgebe, so verliere ich meinen Kopf!“

*Tagebucheintragung vom 23. November:* „Die Abreise steht vor der Türe. Ganz plötzlich hat sich nun alles ordnen und zur gegenseitigen Befriedigung erledigen lassen. Ich packe eifrig — schon zum vierten Male — Dr. Trinklers, de Terras und meine Kisten. Abdul nimmt sich meiner Kleider an, während ich auf dem Zollhaus arbeite. So froh ich bin, endlich abreisen zu können, so leid tut es mir, alle meine Freunde zu verlassen. Nun werde ich Weihnachten in Moskau feiern und auf Neujahr in der Schweiz sein.“

Und wirklich, auch die letzten Differenzen wurden erledigt. Am 20. November fand eine offizielle Besprechung mit dem Tao-Tai statt. Ich mußte einen Teil der Sammlungen an die chinesischen Behörden abtreten, konnte jedoch mit dem Rest ungehindert nach Europa ziehen. Noch gab es vieles zu ordnen und zu besprechen. Die Karawane, die ich im Juli gemietet hatte, war unterwegs, sollte jedoch bald eintreffen. Mein gutes Reitpferd, das ich leider nicht mit nach Rußland nehmen konnte, wurde an einen Angestellten des britischen Konsulates verkauft. Es sollte in gute Hände gelangen, nachdem es mich durch den größten Teil von Südsinkiang getragen hatte. Abdul konnte mich nicht mehr weiter begleiten, sondern kehrte nach Indien zurück. Er sollte noch vor dem großen Schneefall, welcher Ende Dezember einzusetzen pflegt, über die Gebirgspässe gelangen. Ich hatte zuerst beabsichtigt, ihn bis nach Osch oder Andidschan mitzuneh-

men; allein die Russen weigerten sich, seinen britischen Paß zu visieren, und die Engländer sahen es nicht gerne, daß einer ihrer Untertanen nach Rußland gehen sollte. Abdul erhielt die Reise bis nach Srinagar bezahlt. Sein bisheriges Reitpferd wurde ihm geschenkt, und außerdem gab ich ihm noch ein Trinkgeld.

Ich hatte meine Abreise auf den 5. Dezember festgesetzt. In den letzten Tagen des November war Schnee gefallen. Die Straßen der Stadt sahen bedenklich aus; der Kot schwamm wie brauner Brei auf den Wegen. Mein Pferd sank oft bis an die Knie in eines der Löcher im Weg. Niemand ging mehr zu Fuß. Viele Geschäfte hatten geschlossen. Die Karawanen, die von der russischen Grenze herkamen, erzählten, daß alle Pässe verschneit und ungangbar seien. Allein das hielt mich nicht davon ab, meine Reisevorbereitungen zu beenden. Ich mußte nach Europa zurück.

Der Tao-Tai veranstaltete ein kleines intimes Abschiedessen, zu welchem Williamson, Sherriff und die schwedischen Missionare geladen waren. Die Engländer gaben eine große „Dinnerparty“. Die Russen luden mich zum Tee und nachfolgenden Champagner ein. Am letzten Sonntag meines Kaschgaraufenthaltes waren die Engländer, Russen und Schweden bei mir zum Nachmittagstee. Man stelle sich diese zusammengewürfelte Gesellschaft vor: ein konservativ erzogener Engländer, ein schottischer Offizier, fanatische Bolschewisten, fromme Missionare und ich, das neutrale Bindeglied. Ich war stolz, daß es mir gelang, diese Menschen mit so grundverschiedenen Weltanschauungen für einige Stunden auf neutralem Boden zu vereinigen. Und diese Zusammenkunft, an der weder über Politik noch Religion geredet wurde, zählt als eine meiner schönen Erinnerungen. Williamson verabschiedete sich von den Russen mit den Worten: „C'était un grand plaisir pour moi de vous rencontrer et je regrette que sous les présentes circonstances nous n'avons pas l'occasion de nous voir plus souvent.“ Die Russen waren entzückt über diese „english gentlemen“: „Mais qu'ils sont gentils“, sagten sie immer wieder.

Sherriff hatte mir sein Grammophon geliehen. Und nun wollten die Russen immer wieder eine Platte nach der andern hören.

„Die Wolgaschiffer“, von Schaljapin gesungen, rührte sie zu Tränen. Ich glaube, ein stilles Heimweh hatte sie ergriffen.

„5. Dezember. Heute Tag der Abreise. Ein geschäftiger Morgen liegt hinter mir. Kisten endgültig verpackt, mit Zollpapieren verklebt; der Begleitbrief des Tao-Tai soll noch kommen. Gestern letzter Besuch bei Ma-Schao-Wu. Ich überreichte ihm meinen Zeiß-Feldstecher als Geschenk, erhielt dafür eine alte Bombe und den Rest eines Speeres, beides Dinge, die angeblich in seinem Garten ausgegraben worden waren. Der Tao-Tai drückte sein Bedauern darüber aus, daß er mich mehr als fünf Monate in Kaschgar zurückhalten mußte. ‚Es ist eine neue Zeit angebrochen‘, sagte er. ‚Alles ist anders, als es noch vor einem Jahre war!‘

Williamson gab mir heute morgen noch hundertundfünfzig Seer, da meine Geldmittel knapp geworden sind. Dann wurde der Paß auf dem russischen Konsulat geholt, und schließlich kam noch Piranian mit einem Brief, den ich seinen in Zürich lebenden Familienangehörigen überbringen soll.“

## Rußland entgegen

*Ak-tam, 5. Dezember.* Mit Mühe und Not bin ich von Kaschgar weggekommen. Der Karawanbaschi wollte heute nicht mehr gehen. Schließlich holte ich die Pferde selber aus dem Serai. Nachmittags um vier Uhr brach die Karawane auf. Ich verabschiedete mich von all meinen Bekannten. Mit Williamson und Sherriff trank ich einen letzten Tee. Olhovsky und vier andere Russen warteten vor dem Konsulat und begleiteten mich zu Pferd ein Stück Weges. Abdul war der letzte, der umkehrte. „Ich habe Vater und Mutter vergessen, seit ich bei dir, Herr, war. Du hast sie mir beide ersetzt, und sollte ich etwas Unrechtes getan haben, so vergib mir, Herr“. Sein Schluchzen klang leiser und leiser. Das letzte Glied, das mich mit Kaschgar verbunden hat, ist gebrochen. Ich bin wiederum auf der Straße, wieder ein Wanderer. Diesmal der Heimat entgegen.“

Der Aufbruch war etwas zu hastig gewesen für Leute, deren Prinzip langsam aber sicher heißt. Während ich in Ak-tam schlief, kehrten die meisten der Karawanenleute zu ihren Frauen nach Kaschgar zurück. Die zwei bei den Pferden gebliebenen Osttürken mußten die Tiere allein beladen. Erst nach zehn Uhr kamen wir folgenden Tages weg.

Bald blieben die Bäume und Sträucher zurück. Die Oase ging in eine eigentliche Steinwüste über. Der Weg war jedoch sehr gut erkennbar; er stieg ins Bett des Kizil-Su hinab und folgte diesem auf dem nördlichen Ufer.

Ming-yul war eine größere Oase. Dort wurde gerastet. Chinesen kontrollierten meine Zollpapiere und wollten die Pässe meiner Karawanenleute sehen. Jalil Akhun, der Karawanbaschi, traf abends nicht ein. Ich mußte warten, da er die Papiere für seine Karawane besaß. Trotz meines Briefes vom Tao-Tai

wollten mich die chinesischen Beamten nicht weiterziehen lassen.

Der Serai war groß, der Raum, den ich bezog, jedoch klein, und meine beiden sowie alle fremden Karawanenleute wollten am Feuer sitzen, das ich unterhielt.

Am 7. Dezember war noch nichts zu sehen von meinem Karawanenführer. Der Schnee knirschte unter den Stiefeln. Im Hofe des Serai standen die Pferde an der Krippe. Mein Gepäck war zu einem turmartigen Viereck aufgebaut. Ein herrlicher Morgen! Diese prächtige Sonne auf dem weichen Schnee! Die Bergketten, dolomitenähnlich, leuchteten und schimmerten. Kirgisen mit Kamelkarawanen wanderten talauf und -abwärts und unterhielten sich in ihrer singenden Sprache.

„*Kan-Jugan, 9. Dezember.* Gestern war ich nochmals in Kaschgar. Der Karawanbaschi erschien immer noch nicht. Je länger ich wartete, um so größer wurde die Gefahr, jenseits der Grenze eingeschneit zu werden. Ich ließ mir am frühen Morgen ein Karawanenpferd satteln und ritt um sechs Uhr weg, in der Hoffnung, Jalil Akhun unterwegs zu treffen. Einmal tauchten zwei Reiter hinter mir auf. Ich vermutete zuerst, daß es meine Leute seien, die mich zur Umkehr bewegen wollten. Es war jedoch ein Chinese, begleitet von einem Soldaten mit umgehängtem Gewehr, dessen Verschluß mit einem Tuch umwickelt war. In der Mündung saß ein Propfen. Die beiden hatten gute Pferde und waren bald außer Sicht. Sobald in der Ferne Reiter oder Karawanen auftauchten, hoffte ich Jalil Akhun zu begegnen, denn an den langen Ritt nach Kaschgar zurück dachte ich anfänglich gar nicht. Die Sonne stieg höher. Ich näherte mich der Stadt immer mehr, und unweit des russischen Konsulates begegnete mir ein Mann, der mich anredete und mir die Pässe meiner Karawanenleute zeigte. Hätte ich ein besseres Pferd gehabt, so wäre ich wahrscheinlich umgekehrt; doch mit diesem elenden Gaul war es unmöglich, dieselbe Strecke zurückzureiten. Ich ging nach dem britischen Konsulat. Der Mann mit den Pässen folgte hinter mir her. Die Diener und Angestellten wunderten sich über mein Erscheinen. Ich befahl, sofort ein frisches Reitpferd zu bringen, betrat das

Haus und klopfte an Sherriffs Türe. Als er mich sah, lachte er laut auf und rief zu Williamson hinüber: ‚Gueß who is here?‘

‚— Mann!‘

‚Wrong.‘ Zu mir sagte er leise: ‚Walk right into his room.‘ Aber ehe ich unter der Türe war, nannte Williamson meinen Namen. Beide nahmen mich recht herzlich auf. Ich erzählte ihnen mein Erlebnis mit der gemieteten Karawane. Der Diener brachte einen Whiskysoda, der mir nach dem langen Ritte herrlich schmeckte. Hierauf saß ich mit ihnen zu Tisch. Es dauerte lange, bis ein anderes Pferd kam. Endlich um drei Uhr erschien ein hinkender Gaul mit bösen Rückenwunden, mit dem ich kaum einige Meilen weit gekommen wäre. Williamson bot mir eines seiner Tiere an. Ghulam Mohammed sollte mich nach Ming-yul begleiten und dann mit beiden Pferden zurückreiten. Es fing schon an kalt zu werden. Der Weg schien mir unendlich lang. Ghulam Mohammed ritt voraus und schlug einen guten Trab an. Stundenlang ging's durch die Steinwüste. Um zehn Uhr klopfen wir mit unseren Reitpeitschen an das schwere Tor des Serai, in welchem meine Kisten lagen.

Heute morgen drohte ich Oudh Akhun, dem Stellvertreter Jalil Akhuns, daß ich eine neue Karawane aus Kaschgar kommen lasse, falls nicht sofort aufgebrochen würde. Ghulam Mohammed unterstützte mich mit der ganzen Autorität, die er als Angestellter des britischen Konsuls zu haben glaubte. Um zehn Uhr marschierten die bepackten Pferde aus dem Hof. Ich schrieb einen letzten Brief des Dankes an Williamson, verabschiedete mich von Ghulam Mohammed, und war wiederum auf der Straße.

Das neue Pferd ist besser, es ging rascher und hatte einen angenehmen Schritt. Langsam verschwanden die steilen Berge, das Tal wurde breiter, die umliegenden Anhöhen flacher; gegen Mittag tauchte die alte chinesische Festung von Karanglik auf. Sie soll ehemals ein Stützpunkt gewesen sein, zur Zeit, als die Emire von Kokand ihre Einfälle machten.

Nachmittags änderte sich das Landschaftsbild vollständig. Steile Ketten mit prächtigen Faltungen traten nahe an den Weg heran. Ihre Gesteine leuchteten in den buntesten Farben. Gegen vier Uhr

sah ich in der Ferne wiederum Bäume; um fünf Uhr näherten wir uns Kan-jugan.

Das Abkochen ging besser, als ich es mir gedacht hatte. Sobald ich im Serai ankomme, wird der Meta-Apparat angezündet und Teewasser gewärmt. Dazu habe ich Kuchen, Brot, Suppenwürfel und einige Büchsen, die mir Williamson und Sherriff schenkten. Einzig das Abwaschen der Teller und des Besteckes ist eine Arbeit, für die ich kein großes Interesse aufbringen kann.

10. Dezember, morgens. Die Nacht war sehr kalt. Das Wasser, welches ich im Kochtopf für den Tee bereitgestellt hatte, war zu einem einzigen Eisklumpen gefroren. Heute morgen ist es trübe; ein kalter Tag steht bevor.

*Abends in Schor-Bulak.* Die Karawane kam etwas früher weg als bisher. Unweit des Serai lag ein alter Friedhof mit zahlreichen stark verwitterten Gräbern. Viele trugen auf den vier Mauern ein domartiges Gewölbe, andere waren eingestürzt. Das seltene Regenwasser hatte im Laufe der Jahrzehnte tiefe Rinnen in das sonnetrocknete Mauerwerk gegraben.

Ich ging der Karawane voraus und begegnete an einer Wegbiegung einem chinesischen Soldaten, der eine Herde von fünfzig oder mehr wohlgenährten Pferden anführte. Einige Häuser lagen in der Ferne, große Heustöcke auf den Dächern. Es waren die Kasernen der Chinesen. An den zahlreichen Pfählen im Hof festgebunden standen weitere Pferde, die auf zentralasiatische Art gereinigt wurden, indem die Soldaten mit einem Holz den größten Schmutz wegkratzten. Welche Aufgabe dieser Infanterie und Kavallerie bei einem Angriff der russischen Artillerie zufallen würde, läßt sich nicht erraten.

Immer weiter durch die flache Schneelandschaft. Vereinzelt Reiter und Kamele begegneten mir. Im Hofe eines Hauses standen zwei Aquoi, und eine Anzahl Kirgisen saßen um einen Sack Zwiebeln und Rüben, die pfundweise verteilt wurden. Der Weg war leicht zu finden; ich brauchte bloß der Telegraphenleitung zu folgen, die früher Kaschgar mit Irkestam und Rußland verband. Einzig beim Aufstieg zum Kyzylpaß wich der Draht ab und ging direkt über die Berge, während der Weg in einem großen Bogen

sich in die Höhe wand, um über den flachen Sattel nach Kyzyl-Oi zu gelangen. Auf den Mauern der Häuser saß ein Dutzend großer Schneehühner, die verfroren aussahen und sich kaum rührten. Nach Kyzyl-Oi kam nochmals ein kleiner Paß, dann ging's abwärts, den schmalen, vereisten Fluß entlang. Um zwei Uhr stand ich vor einem Hause — Schor-Bulak —, dem Ende unseres heutigen Marsches. Die Karawane kam erst viel später. Der tiefe Schnee hatte ein rasches Vorwärtskommen der Pferde und Kamele verhindert. Auch die Leute waren müde. Ich mußte beim Abladen des Gepäcks dabeistehen, da sonst die Kisten derart behandelt worden wären, daß sie den langen Transport kaum mehr ausgehalten hätten.

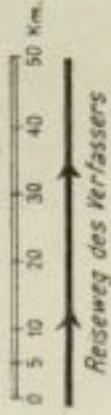
Plötzlich stand Jalil Akhun, der Karawanenführer, vor mir, den ich seit meinem ersten Abritt von Kaschgar nicht mehr gesehen hatte. Er grüßte mich nicht, sondern benahm sich, als ob er ständig unter uns gewesen wäre, half beim Aufstellen des Feldbettes und war offensichtlich bemüht, den schlechten Eindruck, den er durch sein Verhalten in Ming-yul auf mich gemacht hatte, zu verbessern. Diese zentralasiatischen Fuhrleute sind wirklich eine Klasse für sich, und ich begreife heute, daß die Chinesen Karawanen-, Boots- und Gepäckbegleiter ohne längere Verhandlungen verurteilen, wenn gegen sie geklagt wird.

Je mehr wir uns der russischen Grenze näherten, um so häufiger wurde ich mit den Worten: ‚Towarischtsch kaidak keledur?‘ (Genosse, wo gehst du hin?) begrüßt.

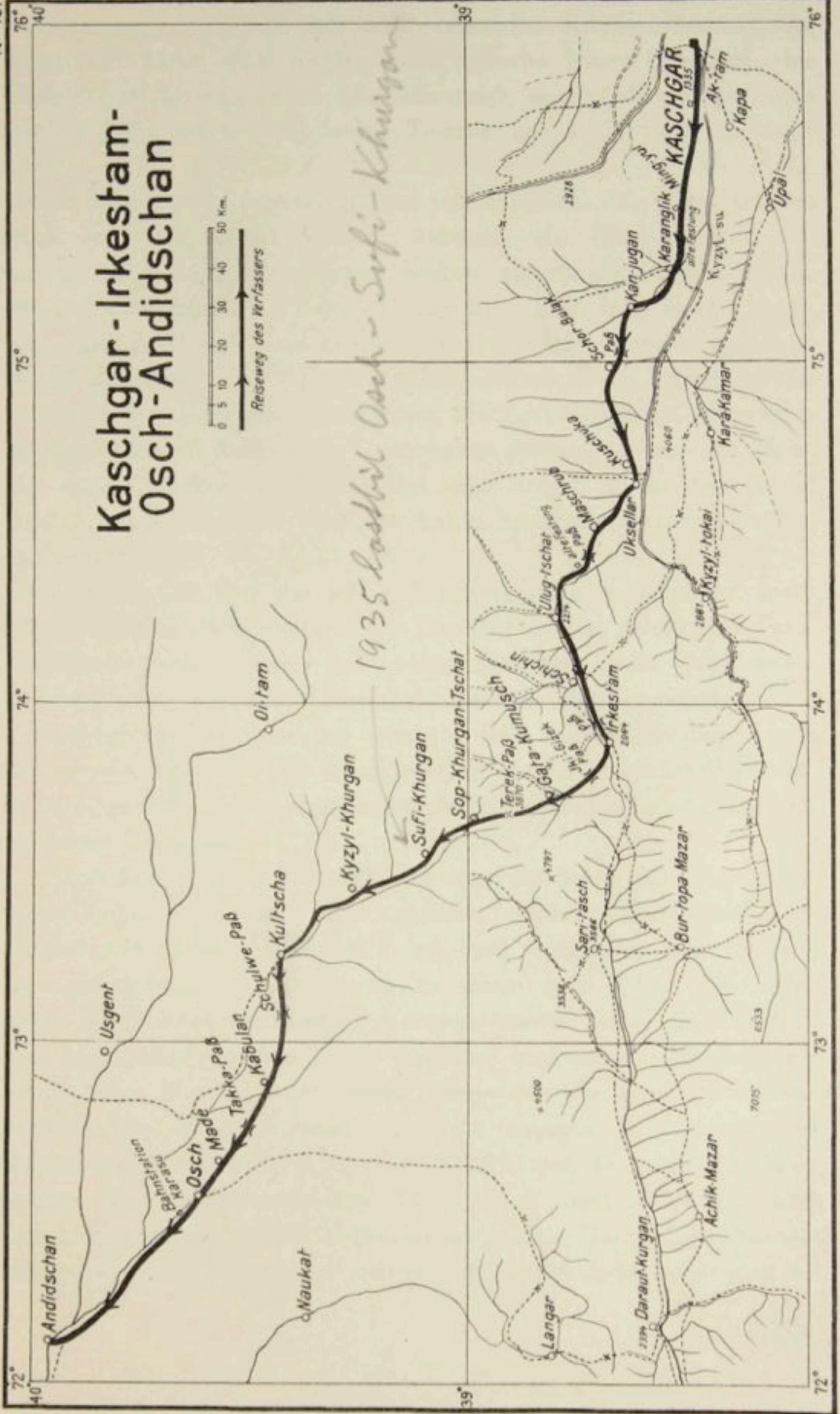
Während ich schreibe, schneit es ununterbrochen durchs Dach herein. Schon viermal habe ich mein Feldbett umgestellt. Der Serai ist schlecht. Kein Holz ist da, um ein Feuer machen zu können.

*Kuschuka, 11. Dezember.* Heute morgen lag alles im tiefsten Schnee. Wie die Pferde und Kamele das aushalten können? Gestern abend war ihnen der Schweiß am Leibe gefroren. Über die Nacht standen sie, mit dünnen Filzen zugedeckt, im offenen Hofe. Heute morgen reichte ihnen der Schnee bis über die Knie. Ich zog meine schweren Bergschuhe aus dem Koffer hervor; die aus Kaschgar stammenden Reitstiefel wären in diesem Schneegestöber zu kalt gewesen.

# Kaschgar - Irkestam- Osch-Andidschan



*1935 Lastbil Osch - Sufi-Khurgan*





Unterwegs begegnete ich einer reisenden Kirgisenfamilie. Der Mann ritt voran, ihm folgten zwei hübsche junge Mädchen, den Schluß bildete eine saure Alte, die mich ansah, als ob sie sagen wollte: ‚Was gehen dich meine Töchter an, schau nicht so lange hin!‘

Am Wege lagen verendete Esel und Kamele. Die Tiere werden auch hier ausgenützt wie in Amerika ein Ford-Wagen. Ich mußte das schon heute morgen denken, als ich einer Eselkarawane beim Aufladen zusah. Zwei Männer brauchten ihre ganze Kraft, um einen Sack auf diese kleinen Tiere mit den übermäßig langen Ohren zu laden. Beim Überschreiten des vereisten Baches glitten viele der Grautiere aus. Statt ihnen die Last abzunehmen, wurden sie mit Schlägen behandelt. Dann setzte sich sogar noch ein Mann auf ihren Rücken, obschon man den armen Eseln bei jedem Schritt ansehen mußte, daß sie kaum imstande waren, vorwärts zu kommen.

Schon um elf Uhr war ich in Kuschuka, einem Dorf mit mehreren Häusern. Ich wollte nach Uksellar weiter, allein die Karawanenleute behaupteten, daß keine Kirgisen mehr dort seien, welche Futter für die Karawanentiere bereithalten würden.

Nachmittags schneite es wieder. Ich wollte mir ein gutes Abendessen kochen. Die frischen Eier waren steinhart gefroren. Beim Kerzenscheine reinigte ich mein seit gestern ungewaschen gebliebenes Geschirr.

*Ulugh-Tschat, 12. Dezember.* Ich sitze im Serai ohne Karawane, ohne Decken und Essen, und versuche, mich am Feuer warm zu erhalten. Bis Mitternacht hoffte ich, daß wenigstens mein Schlafsack gebracht würde. Nun ist es schon zwei Uhr. Die Tiere sollen im Schnee nicht mehr weitergekommen sein. Jalil Akhun hatte mich kurz vor dem Dorfe eingeholt und mir die Meldung gebracht. Am Morgen war ich der Karawane wie gewohnt vorausgeritten. In Uksellar stand noch ein einziges Kirgisenzelt. In Maschrub lud mich ein Kirgise zu einer Tasse Tee ein. Der Weg zweigte hier aus dem breiten Tal plötzlich nach Süden ab und erklimmte zwischen hohen Felsen einen steilen Hang. Eine Kamelkarawane wurde bergauf getrieben. Alle Augenblicke sank eins der

Tiere in die Knie. Unter lautem Rufen wurde die Last wieder hochgehoben; noch ehe die Leute Zeit hatten, ordentlich zu verschnaufen, lag wieder ein anderes Tier am Wegrand und drohte abzustürzen. Langsam rückte meine Karawane näher. Ich hatte geglaubt, daß es den Pferden keine besondere Mühe machen würde, auf dem ausgetretenen Pfad vorwärts zu kommen, und ritt deshalb voraus.

Oben sah ich eine weite Ebene vor mir. Ein altes Fort mit eingefallenen Schießscharten krönte eine kleine Erdwelle. In der seltsamen Beleuchtung, die den kommenden Schneesturm ankündigte, sah die Landschaft so unwirklich, so kulissenhaft aus: hinten die langgezogenen Bergrücken mit ihren weißen Kämmen und Gipfeln, im Vordergrund diese alte verlassene Festung. Die Ebene war in eine Reihe von Terrassen gegliedert, über welche der Weg talwärts an den breiten Fluß des Alaitales führt. Ich hatte die Wasserscheide, welche durch die Ausläufer der Trans-Alai gebildet wird, überschritten. In Yezi war ein kleiner Serai. Dort wollte ich vorerst absteigen. Allein der Karawanenführer hatte mir als Ziel Ulugh-Tschat genannt, und so zog ich es vor, ohne Halt weiterzureiten, um dann in diesem Dorfe am warmen Feuer auf die Karawane zu warten. Ich wartete vergebens. Im nahen Krämerladen erstand ich einige Eier und etwas Brot. Dann schief ich ein. Doch die Kälte, die langsam von den Füßen her dem Körper entlang aufwärts kroch, weckte mich und ließ mich näher ans Feuer rücken.

*Schichin, 13. Dezember.* Selten ist mir eine Nacht so lang geworden wie die vergangene. Schon um fünf Uhr sah ich nach dem Wetter und hoffte auf einen schönen Sonnenaufgang, obschon ich wußte, daß ich noch drei Stunden auf die Helle des Tages warten mußte. Mein Feuer brannte langsam zu Ende. Um sieben Uhr kam der Seraibesitzer und brachte einen neuen Stoß Holz. Hierauf sah ich mir das Dorf an. Zu beiden Seiten der Straße befand sich eine Häuserreihe mit einigen Verkaufsläden, deren Besitzer langsam, mit verschlafenen Gesichtern, die großen Schlösser von der Kette lösten, welche die Bretter am Hauseingang zusammenhielt. In den dunklen, fensterlosen Räumen kamen Gestelle mit Streich-

hölzern, Kerzen, Gewürzen, Säcke mit Mehl und Gerste zum Vorschein.

Es wurde neun, zehn, elf Uhr. Keine Karawane erschien. Inzwischen war mein Paß von zwei verschiedenen Amtsstellen kontrolliert und abgestempelt worden. Die Soldaten gaben mir zu verstehen, daß Eingeborene für jedes Visum einige Tengas bezahlen mußten. Nach zwölf Uhr tauchten die ersten Pferde auf. Die Karawane marschierte ohne Halt weiter nach Schichin, wo längs der Straße größere Unterkunftsräume für chinesisches Militär erstellt sind.

Ich wurde in einen kleinen, überheizten Raum geführt, in welchem eine junge Frau schaltete und ein freches, kleines Mädchen sich an alle meine Sachen heranmachte. Die Karawane schlug ihr Lager auf dem freien Felde auf, von dem der hohe Schnee weggeschafft worden war. Ich hätte mich gerne bald schlafen gelegt, allein der kleine Raum füllte sich immer mehr. Ich stand im Mittelpunkt der Diskussion. Neuangekommene wollten wissen, ob ich Russe sei. Mit wichtiger Miene erklärte ihnen Jalil Akhun, daß ich kein Bolschewist, sondern ein ‚Feringi‘, ein Europäer sei, daß sie mich nicht mit ‚Towarischtsch‘ — Genosse —, sondern mit ‚Sahib‘ — Herr — anreden sollten.

Die Frau des Hauses sprach zu mir: ‚Die Feringi sind alle ‚Padischas‘ — reiche Herren — ‚nicht wahr! Die Russen haben kein Geld, aber die Feringi bezahlen alles, was sie brauchen mit gutem Geld.‘

Hierauf wurde der Kurs des Rubels diskutiert; die Leute ließen sich seine Schwankungen innerhalb der letzten Tage auf dem Kaschgar-Markte geben. Alle schienen mit größeren und kleineren Summen in Devisen zu spekulieren; Jalil Akhun war ihr ‚Börsenagent‘.“

## In Asiatisch-Rußland

*Irkestam, 14. Dezember.* In Sowjet-Rußland! Endlich ist die Grenze erreicht. Der letzte Tag auf chinesischem Boden war ein ‚Wetterfinale‘, das in allen Variationen meine Erlebnisse in Chinesisch-Turkistan widerspiegelte. Am Morgen ein herrlicher Sonnenaufgang über den Bergen, ein Nebelmeer im Tale, mittags Schnee, hierauf ein eisiger Wind, der mir die spitzen Eisnadeln ins Gesicht peitschte, abends trübe, graue Wolken am Himmel, mit wenigen hellen Streifen dazwischen.

Nachdem ich die Frau im Serai in ihren Hoffnungen auf einen guten Fang enttäuscht hatte, ritt ich an den vernachlässigten Militärquartieren vorbei nach der kleinen Anhöhe. Die kalte Morgenluft tat mir wohl nach der heißen, dumpfen Atmosphäre, in welcher ich mit einem Dutzend Menschen die Nacht zugebracht hatte. Der Weg nach der Grenze war nicht mehr weit. Bald gewahrte ich vor mir in der Tiefe ein breites Tal; auf dem gegenüberliegenden Hang lagen einzelne Häuser. Das war Simkhana, die chinesische Grenzstation. Die Zoll- und Paßformalitäten waren rasch erledigt, die Karawane konnte ohne weitere Kontrolle nach Irkestam, dem russischen Grenzposten, ziehen. Noch eine letzte Photographie auf Chinas gesegnetem Boden. Am Ende einer Ebene tauchte ein Schilderhäuschen auf. Ein russischer Soldat im Schaffellmantel, das Gewehr bei Fuß, unterbrach seine Lektüre und grüßte mich. Etwa fünfzig Meter tiefer lagen die Ruinen des einstigen Zollhauses: kahle Mauern, teilweise geschwärzt, als ob ein Feuer gewütet hätte, mitten in diesen weiten Höfen Ballen von Waren aller Art, Kisten, Eisenstangen, Petrolfässer. Auf einer Anhöhe stand das gut erhaltene Fort. Irkestam beherbergt eine kleine Garnison der Sowjetarmee, ein Post- und

Telegraphenbüro und eine Zollstation. Weiter nichts. Niemand, der nicht dorthin kommandiert wird, würde wohl in diese große Einöde ziehen, die zwischen dem Alai-Gebirge und den zentralasiatischen Wüsten liegt und welche die wenigen, dort stationierten Beamten zu einem Leben der Entbehrung zwingt.

Die Russen, offenbar froh, wieder einen Menschen zu sehen, nahmen mich außerordentlich liebenswürdig auf. ‚Towarischtsch‘ Gutschrina Pagoschena, die Frau des Zollbeamten, saß auf dem Bett im Raume, der Küche, Büro, Stube und Schlafzimmer zugleich war, und spielte die Balalaika. Ein Offizier der Wache sang dazu ein schwermütiges Lied, und während wir Tee tranken, versuchten wir, uns zu unterhalten. Es war keine glänzende Konversation, sie sprachen nur Russisch, dessen Alphabet ich nicht einmal kannte. Und doch gelang es uns, den ganzen Abend zu diskutieren. Die Frau hatte etwas Deutsch gelernt; sie mußte jedoch immer zuerst das Verb konjugieren, ehe sie den Satz zustande brachte.

‚Ich bin, du bist, er ist — — — er ist kalt!‘

Mein Metoula-Sprachführer leistete vorzügliche Dienste. Eine Handbewegung half ab und zu mit, ein unverstandenes Wort zu erklären, und als es Abend geworden war, schliefen wir alle im selben Raume, als ob wir uns schon seit Jahren kennen würden.

15. Dezember. Wie primitiv diese Menschen leben! Der Zollbeamte und ich gingen ins Freie, um der Frau Gelegenheit zum Aufstehen zu geben. Er spaltete Holz, fachte hierauf das Feuer im Kochherd an. Ich spazierte in der Kälte herum, bis ich annahm, daß die Zeit, die eine Frau zur Morgentoilette braucht, um war. Als ich ins Zimmer zurückkehrte, war diese noch nicht ganz beendet, allein Gutschrina Pagoschena bat mich, Platz zu nehmen. Sie erzählte mir, wie schlecht es in Irkestam mit Puder, Seife und Zigaretten bestellt sei, nichts, gar nichts könne man kaufen. Ich ließ sie ihr Leidlied zu Ende singen und gab ihr hierauf eine Tube Kaloderma-Crème und etwas von meinem Rasierpuder, mit welchem sie ihr Gesicht sofort derart bearbeitete, daß sie hernach wie ein Zirkusclown aussah. Sie meinte zwar, englischer Puder wäre besser, englische Zigaretten seien auch ganz gut, kurzum, ihre

Vorliebe für englische Dinge war unverkennbar. Nach dem Frühstück zog ich eine Nummer der ‚Graphic‘ hervor, und während ich meinen gesunden Appetit befriedigte, besahen sich meine Gastgeber die Bilder, die ihnen aus einer andern Welt zu stammen schienen. Die Worte ‚Bourgeoisie‘ und ‚Proletarier‘ fielen oft; Sir Austin Chamberlain war ihnen kein Unbekannter. Als ich ihnen diese Zeitschrift und auch eine alte ‚Sketch‘ schenkte, wurden sofort einige Bilder herausgerissen und an die kahlen Wände geheftet.

Gegen Mittag waren sämtliche Gepäckstücke plombiert. Nur die schweren Kisten fehlten noch, die von Kamelen getragen wurden. Der Zollbeamte verlangte, daß ich bis zu deren Ankunft warten sollte. Der Offizier des Paßbüros wies auf die Bestimmung im Reisepaß hin, wonach ich nicht mehr als vierundzwanzig Stunden an ein und demselben Orte mich aufhalten durfte. Ich mußte gehen. Vorher schickte ich noch ein Telegramm an meine Freunde: ‚Glücklich in Rußland.‘ Die Frau des Zollbeamten hatte zu meinem Abschied einen großen Teller Kuchen gebacken. Wir tranken Tee dazu. Um fünf Uhr kam ich weg. Die neue Karawane unter Emir Jan war schon unterwegs; meine Kaschgarleute durften nicht weiter als Irkestam und waren wieder in ihre Heimat zurückgekehrt.

Bald fing es wieder an zu schneien. Die Nacht brach herein. Ich wunderte mich, wie mein Begleiter den Weg finden konnte. Alles war in ein gleichmäßiges Schwarz gehüllt, einzig an den mühsamen Bewegungen des Pferdes spürte ich, daß wir bergauf gingen. Vor mir hörte ich die Karawane. Plötzlich ertönte lautes Rufen. Ein Pferd war abgestürzt. Mein Begleiter gab mir die Zügel seines Reitpferdes und eilte nach der Unfallstelle, die er bloß ahnen, aber nicht sehen konnte.

Es lag etwas Unheimliches über dieser Nachtwanderung. Der Schnee ächzte unter den Hufen. Ich hörte das hastige Atmen der Tiere, ab und zu einen menschlichen Laut, ein kurzes Gespräch; vor mir der gnomenhafte Schatten des letzten Karawanentieres.

Ein Halt. Die Paßhöhe war erreicht. An jedem Pferd wurden Lasten abgetastet und zurecht gerückt, dann begann der Abstieg.

Ich ging zu Fuß; mein ganzer Körper schien trotz des Pelzes gefroren zu sein. Im tiefen Neuschnee versanken die Tiere und mußten ausgegraben werden. Gespensterhaft klang das Rufen der Leute an der Spitze der Karawane, höhnisch antwortete das nahe Echo. Gegen Mitternacht ein Feuer. Iki-Gizek, eine Kirgisen-Siedlung. Im Aquoi wurde rasch Tee getrunken. Männer und Frauen schwatzten ununterbrochen drauflos. Wenn sie nur bald aufhören würden, ich möchte gerne schlafen.

*16. Dezember, morgens.* Es ist so schön warm im Zelt, daß ich noch hier bleibe und die Karawane voraus schicke. Von meinem erhöhten Feldbette aus übersah ich beim Scheine der Morgendämmerung dieses ‚Nachtlager von Iki-Gizek‘. Zwei Dutzend Menschen lagen, in Decken und Pelze gehüllt, strahlenförmig um das Feuer. Die alten Weiber fingen an zu gähnen; sie rüttelten ihre Männer wach, diese wiederum weckten die jungen Ehepaare, deren Geflüster und Gekicher ich noch vor dem Einschlafen gehört hatte. Eine Mutter zog zwei Säuglinge unter meinem Feldbett hervor und gab ihnen die Brust. Die unverheirateten Mädchen kamen hinter dem Stoffvorhang hervor. All die Decken wurden aufgerollt und längs der Zeltwand aufgeschichtet. Der Kirgisenvater will kein Geld annehmen; er wünscht Tee und Zucker.

*Gata-Kunusch, 16. Dezember.* Ich ritt etwa zwei Stunden nach der Karawane weg, dem Terek-Paß zu, den ich in einiger Entfernung ahnte, aber nicht sehen konnte. Die Luft war voller Schneekristalle, welche der Wind mir mit aller Wucht ins Gesicht trieb. Die Hand, die von Zeit zu Zeit über die Stirne und Augen fuhr, war voll Blut. Die Leute zogen ihre Mäntel hoch, die Mütze tief ins Gesicht, so daß nur die Augen unbedeckt blieben. Ich war nicht so gut ausgerüstet, der Pelzkragen schloß schlecht, schneidende Kälte legte sich auf meine Füße. Oft ging ich neben meinem Pferd her, allein es war mühsam, gegen den heftigen Wind ankämpfen zu müssen. Kirgisen, die uns begegneten, erzählten, daß der Terek-Paß ganz verschneit und verweht sei. Ob es mir wohl gelingen wird, bei diesem Wetter hinüberzukommen? Ich ritt der Karawane ein gutes Stück voraus. Fünf Wildschafe

mit stattlichem Gehörn flohen den Hang hinauf. Marco Polo hatte als erster von ihnen berichtet; nach ihm sind sie auch benannt worden (*Ovis Poloi*). Als es schon anfang dämmerig zu werden, sah ich durch das Schneetreiben auf einer kleinen Anhöhe die dunklen Umrisse eines Hauses. Das mußte unser heutiges Ziel sein. In einem von Mist und Dreck strotzenden kleinen Hof stand ein Esel. Das frühere Rasthaus war zerfallen, Decken und Fensterbalken als Brennholz verwendet worden; die Revolutionszeit hatte die einst schönen, bequemen Unterkunftshäuser zugrunde gehen lassen. An ein Übernachten in diesen Ruinen war nicht zu denken. Ich zog es vor, mein Feldbett zwischen den Kisten und Ballen meines Gepäcks im Freien aufzuschlagen, wo ich einigermaßen vor den starken Zugwinden geschützt war. Die Karawanenleute haben aus dem Tale Holz mitgenommen. Wir saßen alle um das warme Feuer; die Leute kochten eine Suppe. Das spärliche Siedefleisch aß der Karawanenführer; die Knochen hat er soeben unter seine Leute verteilt.

*Zwei Uhr morgens.* Seit einer Stunde sitze ich am Feuer und versuche meine Glieder zu wärmen. Die Hitze verbrennt beinahe mein Gesicht, eisige Kälte schleicht über meinen Rücken. Die Nacht war sehr kalt. Drei Stunden konnte ich schlafen. Eine Stunde lang wehrte ich mich im Schlafsack gegen die Fröste der Winternacht, umsonst. Immer mehr verlor ich das Tastgefühl in den Zehen, die Finger waren steif. Nase und Ohren schmerzten, als ob sie von Messern zerschnitten würden.

Die Pferde werden gefüttert. Während ich meine Notizen mache, trinke ich Tee. Diese Kälte!

*Sufi-Kurghan, 17. Dezember.* Mit Laternen in der Hand brachen wir um fünf Uhr auf. Klares Wetter, heute wenigstens nicht das übliche Schneegestöber. Immer höher und höher, einem gewaltigen steilen Hang entlang. Ein Pferd glitt aus und sauste in die Tiefe. Zwei Leute folgten in der Schneerinne. Wie ich zur Stelle komme, war von Menschen und Tier keine Spur zu sehen, kein Laut zu hören, als ob sie in einen Schlund gestürzt wären. Ein Kopf tauchte am Hang unten auf. Ein Wunder war geschehen: Pferd und Kisten unversehrt. Vier Stunden brauchten



91. „Ugelik“, das beliebte Reiterspiel der Kirgisen



92. Kirgisen beim Pilau



93. Abduls Frau (ohne Schleier) und ihre Mutter



94. Auf dem britischen Konsulat (von links nach rechts sitzend):  
 Capt. Sherriff, Williamson, der erste Sekretär, (stehend): Tschu, der chi-  
 nesische Dolmetscher, der indische Arzt (Mitte), Firoz-ud-Din, der zweite  
 Sekretär



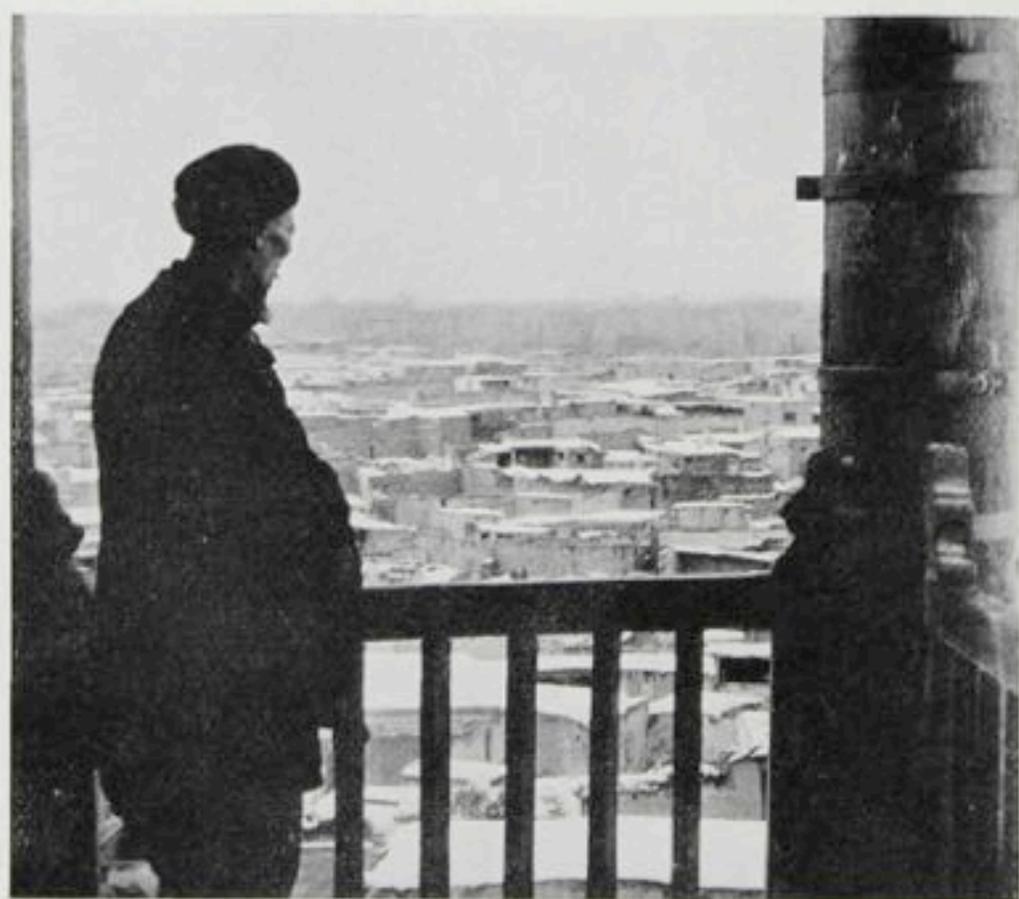
95. Der Tao-Tai beim Krähenschießen. Links: Dr. Tscherbakoff, Olhovsky (mit Bart) und Generalkonsul Postnikoff



96. Der Mützenmarkt in Kaschgar



97. Auf dem Weg zum Melonenmarkt in Kaschgar



98. Kaschgar im Winter

sie, bis alles wieder oben war. Fünf-, sechsmal mußte das Pferd unbeladen dem Hang entlang geführt werden, um einen Weg zu stampfen, dann erst konnten die Kisten aufgeladen werden.

Der letzte Anstieg zur Höhe glich einer Leiter. Die Pferde hatten Stufen getreten; wer davon abwich, versank im tiefen Schnee. Meine Füße waren zu Eisklumpen geworden, die ich nicht mehr spürte. Höher, immer steiler. Auf der Paßhöhe herrlichste Aussicht. Die Tiere keuchten mühsam. Der Schweiß war ihnen an den langen zottigen Haaren gefroren. Welch schwerer Leidensweg für die armen Karawanenpferde! Im Westen am Horizont ein dunkelvioletter Streifen über den fernen Schneebergen. Je höher die Sonne stieg, um so mehr löste er sich in alle Farben auf.

Ein Offizier mit zwei Soldaten kam uns entgegen. Er sprach etwas Französisch und reiste nach Irkestam. Er hat in einer Hütte am Nordfuße des Passes übernachtet. Sein Minimum-Maximum-Thermometer hatte zweiundvierzig Grad Kälte in der vergangenen Nacht angezeigt.

Abstieg auf steilem Zickzackweg. Ich wollte eine Abkürzung nehmen, um Aufnahmen von der Karawane zu machen, doch ich versank im Schnee bis unter die Arme und landete erschöpft weit hinter dem letzten Tier. Dann: durch steile vereiste Schlucht, die im Sommer wegen des Wassers ungangbar ist. Pferde stürzen oft. Zahlreiche Tierleichen liegen am Weg. Tief unten wieder Sträucher, vereinzelte Bäume. Bei den Kirgisen in Akia kurze Rast. Sie bieten mir Reis und Milch an. Schmeckt vorzüglich nach all den Strapazen. Rote Berge tauchen auf; abends bin ich in Sufi-Khurgan. Nun ist der gefürchtete Terek-Dawan hinter mir. Ich habe Glück gehabt, bei schlechtem Wetter hätte ich tagelang warten müssen.

Ich wohne bei einem Russen im kleinen Dreckloch, da keine andere Unterkunft vorhanden ist. Er gehört zur Sovtorgflot, der Transportgesellschaft, und muß den Karawanenverkehr überwachen. Meine Schreiberei kommt ihm verdächtig vor, er möchte wissen, was ich alles notiere .

*Kyzyl-Khurgan, 18. Dezember.* Ein kurzer Marsch. Die Pferde sollten etwas ausruhen. Am frühen Morgen kam Ismael Akhun,

das Faktotum meines russischen Gastgebers, und schraubte die Lampe hoch, welche die ganze Nacht gequalmt hatte. Ich verschenkte meine Reithosen, die gestern beim Abstieg in Fetzen gingen. Die Unterwäsche war in den Koffern nicht zu finden, in welche Abdul sie hätte einpacken sollen.

Zwischen den roten Hängen führte der Weg talwärts. Bald änderte sich das Bild, Weiß und Braun herrschte vor. Weiß waren die Nordhänge, an denen der Schnee lag, braun die Südabfälle, mit dürrerem Gras bedeckt. Bei Sop-Kurghan-Tschat mündet der Weg ein, welcher im Sommer genommen werden muß. Er ist etliche Tagereisen länger, kann jedoch von den Kamelkarawanen begangen werden, für welche der steile Terek-Paß unmöglich ist. Auf der rechten Talseite das weißgetünchte Haus einer Militärstation, mit einem langgestreckten Pferdestall. Daneben eine offene Reitbahn und einige Hindernisse.

Die Straße wurde besser. Große Steinblöcke waren weggeräumt, Brücken repariert, Erdrutsche verbaut. Zwei Reiter holten mich ein, der eine im buntgestickten Mantel, wie ihn die Hunza-Leute tragen. Es waren Afghanen, die nach Russisch-Turkistan kommen, um hier Kamele einzukaufen.

Zwei andere Reiter kamen aus der entgegengesetzten Richtung. Ein alter Bekannter aus Kaschgar: Vizekonsul Kazasse, begleitet von einem jungen Soldaten mit umgehängtem Gewehr. Kazasse war in unzählige Pelze eingewickelt und sah wie ein aufgeblasener Ballon aus. Der Grenzkonflikt sei nun endgültig geregelt, erzählte er mir. Kazasse war von Taschkent aus nach Moskau gefahren, um dort neue Instruktionen zu empfangen. Wir sprachen eine Weile über die letzten Ereignisse in Kaschgar. Ich dankte ihm für all seine Ratschläge und Bemühungen, und dann ritt er den Weg, welchen ich eben gekommen, nach Kaschgar zurück.

In Kyzyl-Kurghan ist es recht warm im Vergleich zu den vergangenen Tagen. Die Unterkunft ist gut. Große Kamelkarawanen vom Alai her, keine jedoch aus der entgegengesetzten Richtung.

*Kultscha, 19. Dezember.* Die vorzügliche Straße führte den Fluß entlang, durch eine schluchtartige Verengung und schließlich auf der rechten Seite hangaufwärts. Zahlreiche Holzbrücken,

alle erst kürzlich repariert, überspannten die Bäche, die zur Zeit der Schneeschmelze all das Geschiebe zu Tal führen, das nun trocken dalag. Der Schnee verschwand vollständig. Es war warm wie in Süditalien im Winter.

Vereinzelte Russen zu Pferd, anscheinend Patrouillen, begegneten mir. Einer von ihnen, ein gut aussehender Offizier oder Beamter, sprach mich auf russisch an. Ich fragte ihn, ob er Osttürkisch rede. ‚Asmas‘ — wenig —. Hierauf erkundigte er sich nach meiner Herkunft, meinem Namen und gab sich den Anschein, als ob er über mich Bescheid wüßte. Sein höfliches, zuvorkommendes Benehmen fiel mir auf. Er bot mir eine Zigarette, und während er sich bemühte, diese anzuzünden, erinnerte ich mich, daß ich dem eigentlichen Europa schon wesentlich nähergerückt war.

Wie wenig hatten diese Russen, denen ich bisher begegnete, gemein mit den blutrünstigen Bolschewisten, wie sie in Zeitungen und Büchern beschrieben wurden. Diese sanften Kinderaugen sollten Menschenschlächtereien ruhig mit ansehen? War das die kommunistische Jugend, von der das Schicksal Rußlands abhing? Zu mir waren sie alle freundlich, höflich und zuvorkommend.

Von einer kleinen Anhöhe aus sah ich den Ort Kultscha, ob-  
schon tiefer als Kyzyl-Kurghan gelegen, unter einer weißen Schneedecke. Vier große, weißgetünchte Gebäude standen vereinzelt in dem weiten Talkessel. Ich ritt an denselben vorüber. Die Dächer fehlten, es waren nur noch Ruinen. Die Wellen der Oktoberrevolution hatten auch dieses kleine Dorf erreicht. Das frühere Offizierskasino, mitten in einem prächtigen Garten voll schattiger Bäume gelegen, soll nun die wenigen Stallknechte beherbergen, welche die Pferde dieses Grenzpostens besorgen.

Bei der Post hielt ich an. Emir Jan wollte nach Jrkestam telefonieren und dort anfragen, wann die großen Kisten über die Alai-Route abgegangen seien. Allein die Linie war unterbrochen, der große Schneefall der letzten Tage hatte irgendwo den Draht zerrissen.

Ein kleines Teehaus ist mein Quartier. Im Dorfe soll heute Basartag sein. Eine Anzahl Pferde stand in einer langen Reihe bei den ersten Häusern; auf der Straße, zu deren beiden Seiten die

Verkaufsläden sind, herrschte jedoch wenig Leben. Schneehühner wurden in großer Zahl angeboten. Ich kaufte deren zwei für einen Rubel. An den beiden Enden des kaum zweihundert Meter langen Basars lagen die Häuser der Konsum-Genossenschaft. Diese beiden Kaufläden waren europäisch eingerichtet. Seife, Käämme, Scheren, Tassen, Zigaretten, Zucker, Kochtöpfe und Stoffe aller Art lagen auf den Gestellen aufgestapelt. Lenins Bild thronte in einem roten Stoffrahmen über allem. Ich kaufte ein Kilo Zucker und drei Schachteln Zigaretten für einen Rubel und fünfundsechzig Kopeken.

Ein kleines Lokal war außen mit Plakaten aller Art geschmückt. Kalinins Bild hing in einem Kranz grüner Zweige. Es war der ‚Club‘, in dem die politischen Fragen diskutiert wurden, die ‚Zelle‘, von welcher die neuen Ideen ausgebreitet wurden.

Kultscha gehört zu der Autonomen-Republik Kirgisistan. Neben den Kirgisen, den Nomaden, bilden die Usbeken den Hauptteil der seßhaften Landbevölkerung. Ihr Aussehen, die Sprache und ihre Kleidung weichen wenig ab von derjenigen der Bewohner Chinesisch-Turkistans.

Das Haus, in dem ich schreibe, ist voller Menschen. Am kleinen, eisernen Ofen sitzt ein alter Mann ohne Füße. Sie sollen ihm bei einem Absturz in den Bergen abgeschlagen worden sein. Er bedient die Karawanenleute, welche auf dem Stroh sitzen und auf das Kochen des Teewassers warten. Ein jeder sucht nach seinem Brot im Mantel oder Reisesack, zieht die nassen Stiefel aus und reibt sich die Füße mit alten Lumpen oder Heu ab.

*Kabulan, 20. Dezember.* Ich schlief besser in der stinkigen Luft, als ich erwartet hatte. Schon um drei Uhr standen die ersten auf, kochten Tee, nahmen ihre Säcke auf den Rücken und gingen zu Fuß weiter. Als es hell wurde, sah ich nach den Pferden. Die Packsättel waren ihnen zum erstenmal seit Irkestam abgenommen worden; viele der Tiere hatten auf dem Rücken und an der Brust große Druckwunden. Die Leute schnitten aus den Sätteln Löcher heraus, damit diese eiternden Verletzungen freiliegen; heilen können sie aber natürlich nicht. Ein alter Karawanenmann erzählte mir, daß dies sein mühsamster Übergang gewesen sei, den

er je gemacht. Das soll wohl die erste Anspielung auf ein Trinkgeld sein. Ich kontrollierte die Kisten, an denen drei Plomben verlorengegangen sind. Hoffentlich führt das nicht zu Schwierigkeiten auf dem Zollamt in Osch.

Die Usbeken berichten, daß der Schulwe-Paß völlig verschneit und ungangbar sei. Ich muß zwölf Yaks mieten, welche der Karawane vorausgehen und einen Weg bahnen, auf dem die Pferde folgen. Auf der Paßhöhe liegen gewaltige Schneewächten. Die Yaks versinken so tief, daß nur noch ihre Hörner und Nasen herausragen. Sechs-, zehn-, zwanzigmal setzen sie an, bis sie endlich einen Durchgang festgestampft haben, zu dessen beiden Seiten eine mehr als zwei Meter hohe Schneewand aufragt. Das Wetter ist wiederum trübe. Kaum ist das letzte Pferd über die Wasserscheide, fängt es an zu schneien.

*Abends in Kabul.* Der Serai ist miserabel. Das Dach voller Löcher, durch welche der Schnee fällt. Meine beiden großen Zehen sind blau und ohne jegliches Gefühl. Ich reibe sie mit Schnee ein, allein es hilft nichts. Die tägliche Kocherei nach den langen, mühsamen Ritten geht mir auf die Nerven. Ich habe sie schon seit Tagen auf ein absolutes Minimum reduziert. Osch soll noch fünfzig Kilometer weit entfernt liegen. Ich schlage Emir Jan vor, diese letzte Strecke in einem Tag zu reiten.

*Osch, 24. Dezember.* ‚Il neigeait, il neigeait toujours — — —.‘ Victor Hugo hat das einst geschrieben. Immer Schnee, nichts als Schnee. Ein langer Ritt nach Osch. Um sechs Uhr brachen wir auf. Emir Jan suchte den Weg, vorerst talwärts, dann zum Takka-paß hinan. In steilen Windungen ging's hinauf; die Pferde mußten alle zwanzig Meter stillstehen, um Atem zu schöpfen. Um neun Uhr war die Paßhöhe erreicht. Hier wiederum haushohe Schneewände, vom Sturmwind angelegt. An mehreren Stellen versuchten wir durchzukommen, allein die Pferde versanken bis an den Kopf und kamen nicht mehr weiter. Schließlich band Emir Jan sie zusammen, und mit den Händen gruben wir einen Gang. Wir arbeiteten zwei Stunden, noch immer versanken die Tiere bis an die Brust. Wie die Karawane mit den schweren Kisten durchkommen soll, ist mir ein Rätsel.

Im Tale fanden wir einige Usbekenhäuser. Auf den flachen Dächern lagen die hohen Heustöcke. Männer schaufelten den Schnee weg, der stellenweise bis an den Dachrand reichte. Wir durchquerten einen Fluß und kamen auf die breite Straße. Zu beiden Seiten des langsam fallenden Tales zogen sich langgestreckte Hügel hin. Vor mir lag ein tiefblauer Streifen Himmel, oben und unten durch eine Wolkenschicht abgeschnitten. Es sah aus, als ob ich auf das weite Meer hinausschaute. Ein faszinierender Anblick. Ich hielt mein Pferd an, um diese stille Schönheit einige Augenblicke voll genießen zu können.

Usbeken trieben Schafe, Kühe und Ziegen auf den Markt von Madé. An den Hängen weidete das Vieh. Rinder scharrten mit den Hufen den Schnee weg und suchten auf dem gefrorenen Boden das wenige dürre Gras.

Das Tal wurde breiter. Die Berge verflachten sich und verschwanden schließlich ganz in dem leichten Nebel, der über der Ebene lag. Der Schnee auf der Straße war naß, und je weiter talwärts ich kam, um so mehr war er der warmen Sonne gewichen.

In Madé war Markttag. Auf dem kleinen Platz hatte sich eben eine Keilerei entwickelt. Mit Reitpeitschen und Fäusten wurden die Gegner behandelt. Dann löste sich plötzlich beim Erscheinen eines alten Mannes mit ehrwürdigem Bart alles wieder in Minne auf.

Die weite Ebene, die nun vor mir lag, erinnerte mich an die römische Campagna. Der Kot bedeckte fußtief die Straße. Die Nacht brach herein, und bei einer Wegbiegung stand unerwartet eine brennende elektrische Straßenlampe auf hoher Stange vor mir. Osch war erreicht. Zahlreiche Leute grüßten Emir Jan, als wir durch die Eingeborenenstadt ritten, welche sich einzig durch ihre breiten Straßen und die elektrische Beleuchtung von den Städten Chinesisch-Turkistans unterscheidet.

Mein Hotel lag im Russenviertel, etwa eine Stunde von der Mohammedanerstadt entfernt. Eine breite Allee führte zwischen einstöckigen Häusern hindurch. Russen und Usbeken belebten die Fußsteige. Frauen mit kurzen Röcken und roten Kopftüchern, in

Pelze eingehüllt, bildeten einen scharfen Gegensatz zu ihren eingeborenen Schwestern mit dem langen schwarzen Schleier vor dem Gesicht.

Ein Russe empfing mich im kleinen Hotel, wies mir ein Zimmer an und verschwand wiederum. Emir Jan holte mir zwei Brote, einige Eier; dann ging auch er. Vierzehn Stunden waren wir unterwegs gewesen. Ich war froh, meine müden Glieder auf einem, wenn auch zu kurzen, Bett ausstrecken zu können. Ein Umzug oder eine Demonstration zog auf der Straße vorüber. Im Halbschlafe hörte ich, wie jemand einige Melodien vorsang, welche von der Menge wiederholt wurden. Dann schlief ich zwölf Stunden ununterbrochen.

Das Hotel ist klein, es hat nur acht Zimmer; aber es ist sauber und warm. Rund um den Ofen hatte ich meine Kleider, deren Farbe unter der dicken Kotschicht nicht mehr zu erkennen war, aufgehängt. Die Wirtin, eine Russin mit pedantischen Zügen, fragte mich, wann ich abreise. „Nicht ehe die Karawane hier ist“, antwortete ich. Eine halbe Stunde später verlangte die Polizei meinen Paß. Ich sollte innerhalb vierundzwanzig Stunden Osch verlassen. Das war ganz ausgeschlossen. Mein Karawanbaschi kam mir zu Hilfe und erklärte dem Russen alles besser, als ich es hätte tun können. Wir gingen zusammen aufs Zollamt. Hier wurde lange verhandelt. Ich stand dabei und verstand kein Wort. Allein man schien sich geeinigt zu haben. Emir Jan telephonierte wieder nach Irkestam. Die Kisten lagen noch dort. Die Kamele waren unterwegs eingeschneit worden und mußten schließlich auf die Grenzstation zurückkehren. Was tun? Laut Paßvisum durfte ich nur einen Tag hier bleiben. Ob ich wohl die Bewilligung erhalten würde, bis zur Ankunft dieser Gepäckstücke in Osch zu warten.

Mit Emir Jan besuchte ich am 22. Dezember den Zolldirektor. Wir fanden ihn in seiner Privatwohnung. Er lud mich sofort zum Tee ein, brachte Schinken, Butter und Kaviar auf den Tisch und schließlich auch noch eine Flasche Tokaier aus der Krim. Ich sollte zu ihm ziehen und Weihnachten, die vor der Türe stand, mit seiner Familie feiern. Die Paßangelegenheit würde er schon in Ordnung bringen. Allein ich hatte wenig Lust. Er besaß Frau

und Kinder und konnte sich mit mir nur durch einen Dolmetscher verständigen. Ich war im kleinen Hotel vorzüglich untergebracht; dort war ich unabhängig, konnte nach Belieben ein- und ausgehen, während ich hier ständig hätte Rücksichten nehmen müssen. Ich lehnte entschieden ab, obschon ich fühlte, daß meine Absage ihn kränkte. Trotzdem wollte er sich erkundigen, wie die Angelegenheit mit meinem Gepäck geregelt werden konnte.

Am 23. Dezember kam die Karawane an. Sämtliche Kisten wurden im Zollhause abgeladen, kontrolliert und neu plombiert. Die Sovtorgflot, die staatliche Transportgesellschaft, mußte mit der Spedition nach Berlin betraut werden, da ich ohne weiteren Aufenthalt, gemäß Vorschrift, nach Moskau weiterreisen sollte.

Ich durchsuchte nochmals meine sämtlichen Koffer nach sauberer Unterwäsche. Alles warme Zeug war weg; Abdul hatte die letzte Gelegenheit benützt und sich auf Kosten seines Herrn ausstaffiert. In Osch war nichts Rechtes erhältlich. Und obschon meine Wäsche in Fetzen zu gehen drohte und vor Schmutz strotzte, wollte ich bis Andidschan oder Taschkent warten. Rasch schrieb ich noch einige Briefe nach Kaschgar und trug sie auf die Post. Der junge Mann am Schalter, kaum achtzehn Jahre alt, staunte zuerst mich, dann meine Briefe, welche ich ihm hinstreckte, an, als ob ich vom Mond gefallen wäre. Er konnte die nichtrussischen Aufschriften nicht lesen, warf mir sie alle wieder hin und fing an, mit seinen gleichaltrigen Kollegen und Kolleginnen meine Person zu diskutieren. Ein älterer Herr kam mir zu Hilfe. Er sprach fließend Französisch und hielt mich wegen der Sprache, die ich am Schalter redete, für einen Türken aus Konstantinopel.

Um zwölf Uhr soll ich nach Karasu, der nächsten Bahnstation, fahren, da die Automobile, welche im Sommer zwischen hier und Andidschan verkehren, jetzt nicht durch den Schmutz kommen, der auf den schlechten Straßen liegt.

*Andidschan, 25. Dezember.* Die letzte Fahrt in Zentralasien auf ungefedertem Wagen. Ein letztes Mal sollte ich noch tüchtig durchgerüttelt werden, ehe ich die Vorzüge europäischer Technik

wieder genießen durfte. Doch was macht das aus, in wenigen Tagen ist Moskau — Europa — erreicht.

Die erste Bahnstation seit fast zwei Jahren! Am Schalter in Karasu war ein großes Gedränge. Ich konnte mein Gepäck nicht aus den Augen lassen. Ein Dienstmann besorgte mir die Fahrkarte. Der Zug fuhr ein. Er hatte nur eine, die harte, Wagenklasse. Was machte mir das aus? Ich freute mich am Singen der Räder, an den Kindern des russischen Soldaten, der mir gegenüber saß, an der langsamen Fahrt, die mir schnell vorkam, an allem, allem. Und morgen sollte Weihnachten sein.

Um elf Uhr nachts fuhr der Zug in Andidschan ein. Zwei Dienstmänner — Kuli darf man zu ihnen wohl nicht mehr sagen — brachten mein Gepäck ins Hotel de Moscou, das jedoch vollständig besetzt war. Ich schlief aber trotzdem ausgezeichnet in irgendeinem Verschlag. Das Restaurant ‚San Remo‘ war in der Nähe. Beefsteak und Bier zum Nachtessen, dazu ein Orchester! War das nicht herrlich?

Heute morgen erschien die Polizei. Ich soll abends abreisen! Doch ich habe kein Geld zur Weiterfahrt; mein Scheck aus Kaschgar lautet auf Andidschan, und hier ist die Bank über die Weihnachtsfeiertage geschlossen. Da konnte auch die Polizei nichts machen; denn Geld vorschießen, das wollten die beiden Herren, mit denen ich die mühsame Konversation hatte, nicht tun. Also blieb ich.

Andidschan steht im Zeichen der Festtage. Überall ist Christbaumschmuck in den Schaufenstern zu sehen. Auf der Straße werden Tannenbäumchen verkauft, Äpfel, große Säcke voller Nüsse und Orangen angeboten.

Ich beziehe ein großes, schönes Zimmer. Im Samowar summt das Teewasser.

*26. Dezember.* Zweiter Weihnachtstag. Sämtliche russischen Geschäfte sind geschlossen. Hier feiert man also noch Weihnachten, trotz alledem, was in den Zeitungen zu lesen stand.

Gestern abend war ich im Kino. Die Eintrittspreise variierten zwischen vierzig Kopeken und einem Rubel. Ich zahlte siebenzig Kopeken, war aber jedenfalls auf den Bänken der Bessersituierten.

Ein Film mit viel Tendenz und wenig Kunst rollte. Er ließ das Publikum, das sehr jung war, kühl.

Als ich ins Hotel zurückkam, fand ich im schmalen Korridor vor meinem Zimmer ein Bett aufgestellt. Ein Mann rauchte Zigaretten. Eine Frau lag neben ihm. Das Hotel war offenbar wieder sehr gut besetzt. Als ich um neun Uhr ausging, fand ich die beiden noch friedlich schlafend im Bett, das nicht drei Fuß breit war.

Seit dem frühen Morgen regnet es wieder in Strömen. Zeitweise fällt auch nasser Schnee. Wie mag es im Gebirge aussehen? Ich mache mir um die fehlenden Kisten Sorge.

*Taschkent, 28. Dezember.* Auf der asiatischen Bank in Andidschan begrüßte mich Moskwin wie ein alter Bekannter. Er sprach fließend Deutsch und entdeckte bald, daß wir sogar gemeinsame Bekannte hatten. Auf dem Büro der Sovtorgflot versprach man mir, alles zu tun, damit das Gepäck rasch weiterbefördert würde. Um 2.20 Uhr nachmittags fuhr mein Zug, um acht Uhr folgenden Tages stieg ich die Treppe zum Regina-Hotel in Taschkent hinauf. Ein fürstliches Zimmer wurde mir angewiesen. So schien es mir wenigstens. Es war noch nicht gemacht; denn Miß Anny Strong war eben erst abgereist, erzählte mir ein junger, jüdisch aussehender Hotelangestellter. Miro, der kleine Jude, der etwas Deutsch verstand, besorgte mir die notwendigste Wäsche. Ein Bad, so heiß ich es nur ertragen konnte, war bereit. Inzwischen wurden die Kleider gereinigt und gebügelt. Am bequemen Diplomatentisch schrieb ich meine Neujahrsgrüße in alle Welt hinaus.

*29. Dezember.* Schon wieder die Polizei. Wieder dieselbe Geschichte: ich soll abreisen. Ich versuche Solovioff, den Vertreter der Moskauer Regierung, zu sprechen, dessen Name mir von Kazasse gegeben worden war. Er sei verreist, sagte man mir, nachdem ich zwei Stunden im Vorzimmer seines Büros gewartet hatte, welches sich in einem ehemaligen fürstlichen Palaste befand. Doch der Schnellzug mit Schlafwagen fährt erst in zwei Tagen. Und mit dem langsamen Zug zu reisen, dazu kann ich mich nicht entschließen. Der kleine Jude fand eine Lösung. Es kostete ein Trinkgeld, und ich soll weiter nicht mehr belästigt werden.“

Wenn ich heute, nach Monaten, diese Tagebuchblätter wieder durchlese, so scheinen mir alle diese Erlebnisse so klein und unbedeutend, und ich wundere mich, daß ich sie und noch viele andere aufgeschrieben habe. Was ich in Osch, Andidschan und Taschkent gesehen und erlebt hatte, sollten die ersten Eindrücke sein, welche ich vom neuen Rußland in mir aufnahm. Sie fielen günstiger aus, als ich erwartet hatte. Dort konnte man herrliches weißes Brot kaufen. Schuhe, Kleider und Lebensmittel waren in Hülle und Fülle vorhanden. Man sagte mir, daß es sogar viele und große Privatbesitzungen gebe, welche die Behörden nicht anzutasten wagten. Allein Russisch-Turkistan liegt weit von Moskau. Das System des Bolschewismus hat noch nicht das ganze Land durchdrungen.

Eine seltsame Begegnung erlebte ich am Tage vor der Abreise. Ich trat in ein großes Geschäft, um irgend etwas zu kaufen. Ein junger Mann kam auf mich zu, sprach fließend Englisch und fragte mich nach meinen Wünschen.

„Sie sind Engländer, nicht wahr?“

„Nein, aber es freut mich, jemanden zu treffen, mit dem ich englisch reden kann.“

Wir unterhielten uns eine Weile.

„Würden Sie mir einen großen Gefallen tun?“

„Was ist es?“

„Mein Bruder lebt in Berlin. Ich will zu ihm. Ich halte es nicht mehr aus in dieser Knechtschaft. Helfen Sie mir!“

„Unmöglich. Wie soll ich das machen? Ich habe selber nur durch das große Entgegenkommen Ihrer Regierung die Bewilligung zur Reise durch Rußland erhalten. Für Abenteuer fehlt mir jede Lust.“

„Mein Vater war reich; alles haben sie uns genommen. In schlimmster Armut siecht meine Mutter dahin. Wir haben kein Geld für den Arzt, nicht genug zu essen. Wissen Sie, was das heißt, hier als Verbannte leben zu müssen?“

„Wie soll ich Ihnen helfen können?“

„Sagen Sie meinem Bruder in Berlin, daß er mir ärztliche Zeugnisse schickt, daß er mir telegraphiert, er sei am Sterben, daß

er meine Mutter und mich sehen möchte. Dann vielleicht kann ich Pässe bekommen, wenn mir auch das Geld zur Reise noch fehlt.“

„Und wenn die Tscheka etwas von Ihren Plänen erfährt?“

„Werde ich erschossen.“

Am Bahnhof. Miro, der kleine Jude, besorgte mir die Fahrkarte. Als ich aus dem Schlitten stieg, übernahm ein junger, höflicher Gepäckträger meine Koffer und trug sie in die Nähe des Wartesaales, der zugleich Restaurant ist. Die Vorhalle rund um den Schalter war überfüllt mit Gepäck, wartenden Frauen, deren Männer für die Fahrkarte anstanden, mit Kindern, welche schliefen oder, aus einem Traum erwachend, zu schreien anfangen. Da die Fahrkartenschalter spät geöffnet werden, sieht man auf allen Stationen dasselbe Bild: eine apathisch wartende Menschenmenge, die mich an die Bilder erinnerte, welche man nach der Revolution von Emigranten sah, Auswanderern gleich. Da saß ein älterer Mann in einem durch die Jahre etwas abgenützt aussehendem Pelzmantel, den Zwicker auf der Nase, daran ein feines goldenes Kettchen, das die Ohrmuschel vom Kopfe abgrenzt. Wie ein „Bourgeois“ sah er aus. Warum nicht? Das ist er auch gewesen, das ist er in seinen geheimsten Gedanken auch heute noch. Etwas ängstlich hütete er seine Koffer, als ob er sein ganzes Hab und Gut darin aufbewahren würde. Neben ihm saß eine Mutter mit dem kleinen Kind an der Brust; beide tief in warme Tücher eingewickelt. Den Kopf neigte sie müde vornüber. Das straffe Kopftuch gab ihr beinahe ein madonnenhaftes Aussehen. Ab und zu trat ein Mann zu ihr, sprach ein paar Worte, um dann wieder auf seinen Posten in der Nähe des Schalters zurückzukehren.

So warteten sie alle auf ihren Bündeln, Koffern und Kisten. Verschleierte Mohammedanerinnen, junge, keck in die Welt guckende Girls, die Zigarette im Munde, alte Männer, Eingeborene mit Mütze aus Fuchsfell, Jünglinge zweifelhaften Charakters, deren Gesichter an verrufene Hafenviertel erinnerten, und die einen glauben machen könnten, daß die Gefängnistore tags zuvor geöffnet worden wären. Sie kauten an einem ausgebrannten Zigarettenstummel herum. Kleider und Mütze hingen am Körper,

als ob sie den Besitzer kürzlich gewechselt hätten; die Augen waren überall und nirgends; die Füße wanderten unsted die kalte Halle auf und ab.

Endlich kam Miro. Der Zug würde bald einfahren; ich sollte meinen Platz beim Gepäck einnehmen. Dieses ständige Anstehen machte einen deprimierenden Eindruck auf mich. Man kommt sich wie in einer Viehherde vor, die abgesperrt wird, um hierauf einzeln, Stück für Stück durch den schmalen Gang geschoben und kontrolliert zu werden. Dem Russen ist das schon längst in Fleisch und Blut übergegangen. Als Herdenvieh wurde er zur Zarenzeit behandelt; das neue Regime gedachte Menschenmassen zu bewegen, nicht Individualitäten zu erziehen: es blieb alles beim alten.

Auf dem ersten Geleise fuhr langsam ein Zug ein, der Expresß aus Aschabad. Im Abteil F des Schlafwagens rechnete ich mit Miro ab. Die Fahrkarte für die weiche Klasse einschließlich Schlafwagen kostete fünfundsiebzig Rubel. Eine lächerlich kleine Summe für die dreitausendfünfhundert Kilometer bis Moskau. Für all die Bemühungen gab ich Miro zehn Rubel; ein fürstliches Trinkgeld im armen Rußland.

„Wo haben Sie denn Deutsch gelernt?“ fragte ich ihn.

„I bin a Juet aus der Ukra'ine“, antwortete er mit einem Gesicht, das alles erklären sollte. Erst später in Moskau erfuhr ich Näheres aus der Geschichte dieser Juden, die im frühen Mittelalter aus Deutschland eingewandert waren und seither ihren altdeutschen Dialekt durch all die Jahrhunderte hindurch beibehalten hatten. Mehr als einmal, wenn ich später die Bemerkung machte, der und der spricht Deutsch, antwortete man mir: „Er ist eben ein Jude.“

## Die Fahrt nach Moskau

Ich war allein im Schlafwagenabteil. Sauber und bequem saß alles aus. Genau wie ein anderer internationaler Schlafwagen. Langsam fuhr der Zug an. Bahnhof, Güterschuppen, Lagerhäuser zogen vorüber. Eine Kirche stand auf dem freien Platz. An Stelle des früheren Kreuzes wehte die rote Fahne von der runden Kuppel. Und dann hinaus, durch die herrliche Winterlandschaft, durch die immense Ebene, die Kirgisensteppe, dem Syr-Daria entlang nach dem Aralsee.

Die späte Nachmittagssonne warf tiefblaue Schatten. In der Ferne lag ab und zu ein Dorf. Mir schien, als ob die Dörfer sich nicht an die Bahnlinie heranwagen wollten, als ob sie Angst hätten vor diesem Ungetüm, das täglich auf dem Schienenstrang entlangglitt. Einsam ritt ein Usbeke querfeldein. Ein Kamel schritt seinen langen, wiegenden Gang hinter ihm her. So weit das Auge blicken konnte, kein Baum, kein Strauch, nur vereinzelte hohe Steppengräser, welche der Schnee geknickt hatte.

In der Dämmerung wurden die ersten eingegrabenen Häuser sichtbar, in denen sich diese Steppenbewohner vor der großen Winterkälte schützen. Vom ebenen Erdboden steigt gleich das niedere Dach auf. Der Eingang führt durch einen Einschnitt, und an der Wand, welche der Türe dieser Erdwohnung gegenüberliegt, befindet sich das einzige Fenster, das wie die Schießscharte einer alten Festung aussieht. Und hier wohnen Menschen, trotz Eisenbahn und Telegraph, genau so wie einst ihre Urahnen. Primitiv, ahnungslos. Ihnen sind die Ereignisse, welche sich in der großen Welt abspielen, unbekannt. Ob sie glücklich sind? — Gewiß.

Der Abend über der Steppe ist schön, unbeschreiblich schön. Ich mußte an Ägypten und das Rote Meer denken, wie ich diesen Farbenzauber sah, als die matte Sonnenscheibe sich langsam dem

Horizonte näherte, noch einmal, ehe sie ganz untertauchte, hell aufleuchtete und die kleinen Unebenheiten des Bodens lange, gespensterhafte Schatten werfen ließ.

Während ich schlaflos, in Gedanken monateweit zurück, in der weichen Couchette lag, sang die wiegende Melodie der Technik ihr Lied, zu dem die Räder, wenn sie über die Schienenenden rollten, den Takt schlugen. Man muß dieses regelmäßige, rhythmische Rattern lange nicht mehr gehört haben, um sich daran freuen zu können; man muß die unbequemen Fahrzeuge Zentralasiens benutzt haben und auf den schlechten Straßen durch Wüsten und Flüsse gefahren sein, um all die Annehmlichkeiten eines Schlafwagenabteils richtig genießen zu können.

Der Morgen lag schon lange über der Steppe, als ich erwachte. Die eisige Kälte der letzten Dezembertage schlug mir entgegen, als ich aus dem warmen Abteil auf die Plattform eines einsamen Bahnhofes stieg. Männer und Frauen rannten mit Teekrügen und Aluminiumkannen nach dem großen Samowar, um sich nachher im Wagen den Morgentee zu brauen. Den Bäuerinnen in Filzstiefeln und Pelzmänteln kauften sie ihr Frühstück ab. Hunde strichen herum und hofften auf irgendeinen Bissen. Händler priesen ihre wollenen Handschuhe an; prächtige Persianerfelle, die man gerne kaufen möchte, wanderten von Hand zu Hand; ein Güterzug mit mehr als hundert Petroleumwagen rollte heran. Ein Glockenzeichen, ein Pfiff, die letzten Reisenden sprangen auf das Trittbrett des bereits fahrenden Zuges.

Und wiederum breitete sich die unendliche Ebene aus, über welche der weiße Schleier des Winters weich angeschmiegt lag, der in der aufgehenden Sonne aussah, als ob er mit unzähligen, glitzernden Diamanten übersät wäre. Vorbei an weidenden Pferden, Kamelen, Schafen, gelegentlich einer kleinen, gottverlassenen Station, vorbei an Blockhäusern aus unbehauenen Stämmen, über deren Herkunft man sich wunderte; vorbei an Siedlungen, aus denen der Rauch des Herdfeuers senkrecht in die Höhe stieg. Heuhaufen lagen neben den Häusern, eingezäunt, um das weidende Vieh fernzuhalten. Stundenlang staunte ich hinaus in die faszinierende Monotonie der Steppe.

In Kasalinsk wurden geräucherte Fische angeboten. Der Stör des Aralsees soll vorzüglich sein. In allen Größen lagen sie auf den Holzbrettern, zu äußerst die meterlangen, prächtigen Exemplare. Ich holte meine Kamera, um eine Aufnahme dieser interessanten Volksszene zu machen. Ein Mitreisender bedeutete mir jedoch, daß hier das Photographieren verboten sei. Trotz des herrlichen Sonnenscheins zeigte das Thermometer am Bahnhofgebäude zwanzig Grad unter Null.

Dann ging's weiter nach Araliskoje, am nordöstlichen Ufer des Aralsees, das in einer geschützten Bucht und nur noch zweiundsechzig Meter über dem Meeresspiegel liegt. Schlanke Segelmasten tauchten auf; eine Windmühle ragte mit ihren drei sichtbaren Flügeln schwarz in den dunklen Abendhimmel hinein. Die Stadt selber sah eintönig aus, grau, unfreundlich.

Während der Nacht stieg ein Reisender in mein Abteil. Er redete Deutsch, und wir sprachen über Moskau und seine Theater. Es war Igor Ilynsky, einer der besten russischen Schauspieler; als er in Orenburg den Zug verließ, gab er mir seine Karte, mit welcher ich jeden Abend die Vorstellungen des Theaters Meyerhold in Moskau besuchen konnte.

Am Silvestermorgen fuhr der Zug in Aktjubinsk, der Hauptstadt der Republik Kazakstan, ein. Wie von Kinderhand hingeworfene Spielzeuge, so sah die Stadt am nahen Hügel aus. Wieder begann das Wettrennen der Passagiere nach heißem Wasser, nach dem Stand, an welchem dampfende Pfannkuchen, gebratene Hühner, Äpfel, Orangen verkauft wurden. Alles war teuer, ein Apfel kostete fünfzig Kopeken, die Orange ebensoviel.

Ich aß im Speisewagen. Nicht besonders gut, dafür teuer. Über die weißen Tischtücher waren solche aus Wachs gelegt; alles unsauber, schmierig; Besteck, Teller sahen einander ähnlich. Der Gast durfte lange warten und mußte froh sein, endlich bedient zu werden.

Längs der Bahn und um die Dörfer waren Holzgitter aufgestellt. An ihnen staute sich der leichte Schnee, der vom kalten Steppenwind über die Ebene getragen wurde. Wie künstliche Dämme sahen diese Schneewälle aus.



99. Die Hazrat-Apak-Moschee



100. Kaufladen mit der neuen chinesischen Flagge



101. Hauptmann Walz reist nach Indien



102. Auf dem Weg nach Rußland

Wir näherten uns Orenburg. Die Dörfer wurden häufiger; vereinzelte Sträucher wuchsen an kleinen, zugefrorenen Bächen. Bei den Bahnübergängen warteten oft fünfzig, hundert Schlitten in einer langen Reihe, alle mit Heu beladen. Die ersten Silos, die Getreidespeicher, standen an toten Geleisen.

Langsam entschwindet Asien; ich sinne und denke darüber nach, ob ich dieses schöne Land wohl wiedersehen werde.

Es war schon Nacht, als wir in Orenburg einfuhren. Silvesterabend. Ratternd ging's weiter, dem neuen Jahre entgegen. Die Zeiger der Uhr mußten um eine Stunde zurückgestellt werden. In Samara war es erst sechs Uhr. Ein feuchter Morgennebel lag in der Luft. Ich hatte mich erkältet. Der übliche Morgenspaziergang auf der Plattform mußte unterbleiben.

Mehr als eine halbe Stunde hielt der Zug in Samara. Offiziere und elegante Damen mit großen Windhunden, Arbeiter in hohen Filzstiefeln und schwarzen Lederjacken; Bahnangestellte, die von Wagen zu Wagen gingen und die Achsen ölten; Kohlenschaufler, patrouillierende Soldaten blickten neidisch in den Schlafwagen, den nur wenige hohe Staatsbeamte und Ausländer benützen können. Auf kleinen Holzkisten sitzend, wartete die neue Ablösung des Zugpersonals in öligen, schmutzigen Schaffellmänteln, die den Stempel der Arbeit trugen.

Die Wolga! Wie ein riesiges weißes Band lag sie da, abweisend, fast unheimlich im grauen Morgennebel. Eine Schildwache stand an der Brücke. Unten auf dem Eise lag ein Blockhaus, aus dessen Kamin Rauch aufstieg. Eine breite, belebte Straße verband die beiden bewaldeten Ufer miteinander. Jäger zogen mit umgehängtem Gewehr flußaufwärts. Fischer hatten Löcher ins Eis geschlagen und warteten auf einen guten Fang. Mädchen mit roten Kopftüchern winkten uns aus der Tiefe zu, und als wir vorbei waren, nahmen sie ihre abgestellten Körbe wiederum auf und zogen dem nahen Dorfe entgegen.

Die grandiose Brücke ist beinahe fünfzehnhundert Meter lang. Am rechten Wolgaufer liegt Batraki mit seinen zahlreichen Petroleumtanks, die im Sommer durch die Wolgadampfer mit dem Erdöl aus Baku gespeist werden. Auch da patrouillierte die Wache

mit aufgepflanztem Bajonett. Bei Batraki beginnen die Kosstytschi-Berge, reich an Asphalt.

Immer mehr fühlte ich nun, wirklich in Europa zu sein. Häuser mit prächtigen Holzschnitzereien rund um die Fenster und am Giebel lagen überall zerstreut. In roter, blauer und gelber Farbe leuchteten sie mir entgegen, als ob sie sagen wollten: sieh, wie schön ich bin! — Ssysran. Horden von schwarzen Betteljungen, in Kleidern, die sie irgendwo zusammengestohlen hatten, stürmten auf den Zug los, versuchten in die Wagen zu steigen und belästigten jeden Reisenden so lange, bis er ihnen ein Geldstück gab. Und tat er das, so wurde er plötzlich von der ganzen Horde umringt, an den Kleidern gerissen, bestürmt, bedroht. Diese jugendlichen Bettler gehören zum Heer der unglücklichen Waisen, die aus der Revolution und den verschiedenen Hungersnöten zurückgeblieben sind. Sie sind verwildert, notdürftig gekleidet. Körper und Gesicht sind schwarz, mit Ruß bestrichen, voll eiternder Geschwüre. Sie arbeiten nicht, sie betteln seit fünf, sechs, zehn Jahren. Als der Zug sich in Bewegung setzte, fuhr eine Schar dieser Strolche auf dem Trittbrett mit. Bei jeder Station sprangen sie ab, bettelten, zogen die weiten Männerhosen über den Kopf, streckten die nackten Arme durch die Löcher — und dabei war es fünfzehn Grad Kälte — und trieben Unfug in ihren Lumpen.

Doch auch im Zuge gab's Bettler. Offenbar wollten sie die Neujahrsstimmung ausnützen. Drei, vier kamen vorbei, die Mütze in der Hand und murmelten Worte, die in allen Sprachen der Welt denselben Tonfall haben.

An Stelle des einfachen Holz- oder Steinhauses trat draußen nun ein ganzer Gebäudekomplex, der vom Wohnhaus dominiert wurde. Daran schloß sich eine viereckige Mauer, innerhalb welcher die Ställe und Schuppen lagen. Die Bauern, welche an den Bahnhöfen warten, haben an Stelle des Heuhaufens einen langen, geflochtenen Korb auf ihrem Schlitten, der einer großen Wiege ähnlich sieht.

Pantoffeln, Leder- und Filzstiefeln sind die Spezialitäten von Kusnezsk. Hinter dem Holzzaun, der das Bahngelände von der Straße trennt, standen Männer und Frauen und priesen ihre Ware

an. Doch es war grobe Arbeit, gerade gut genug für den Durchreisenden, der wenig Zeit zu langen Überlegungen hat. Viele Häuser sind mit Radioeinrichtungen versehen, Knaben laufen Ski und überpurzeln, sobald sie am Fuße des Hügels angelangt sind.

Nach Stunden sind wir in Pensa, der einstigen Festung, die im siebzehnten Jahrhundert zum Schutze der südöstlichen Grenze des Moskauer Reiches vor den Überfällen der Nomadenvölker gegründet wurde.

Moskau rückt näher und näher. Man merkt an der Geschäftigkeit der Reisenden, daß das Ziel nicht mehr weit ist. Die meisten sind früher aufgestanden als gewöhnlich, obschon der Zug nicht vor Mittag in der Hauptstadt ankommen wird.

Wieder bewundere ich am Samowar die Selbstdisziplin der Russen. Keiner drängt sich vor, ein jeder stellt sich hinter den letzten Wartenden. Ist das noch ein Überrest der Kriegsdiziplin, ist es Sowjetdisziplin oder ist es apathische Gleichgültigkeit gequälter und bedrängter Menschen? — Ich weiß es nicht.

In Golutwin spürt man bereits die Nähe der Großstadt. Gewaltige Fabriken, aus roten Backsteinen gebaut, rahmen die breite Straße ein. Es sind die Kolomna-Werke, in denen 1869 die erste russische Lokomotive, 1878 der erste Dampfer und 1907 der erste Dieselmotor gebaut wurden.

Wieder Wälder, weite Felder, bis gegen Mittag die ersten Sommerkolonien, die sogenannten „Datschen“, am Fenster vorbeifliegen. Inmitten prächtiger Birken- und Nadelwälder stehen kleine Villen, Holzhäuschen mit einem Garten davor: es sind die Sommerwohnungen der Moskauer. Jetzt sind sie verlassen, Türen und Gartenportale mit Ketten und Vorlegschlössern abgeschlossen, die Fenster mit Brettern vernagelt.

Je mehr wir uns Moskau nähern, um so prächtiger werden diese Landhäuser. Kleine Schlößchen im Blockhausstile wechseln mit modernen Renaissance- und Rokokobauten ab. Alles bunt durcheinander. Dann ein Wirrwarr von Geleisen, Stangen, Drähten, Güter- und Personenzügen. Vier Tage hatte der Zug gebraucht, um uns von Ost nach West durchs Sowjetland nach Moskau zu bringen.

Noch eine kurze Schlittenfahrt durch die grauen Straßen, unter dem düsteren Nachmittagshimmel nach dem Savoyhotel: Moskau war erreicht; Moskau, die geheimnisvolle Stadt, das Gehirn des Bolschewismus.

## Drei Wochen in Moskau

Wer Moskau nicht gesehen hat, der weiß nicht, was schön ist!“ sagt der Russe. Niemand, der die goldenen Dächer des Kremls in der Abendsonne, oder die bizarren Türme der Basiliuskathedrale gesehen hat, wird diesen Anblick vergessen können; wer je vor dem Mausoleum Lenins gestanden, wird bewundernd zurückdenken an die herrlichen Bauten, die den roten Platz, auf dem es steht, einrahmen.

Moskau ist eine prächtige Stadt. Drei Wochen hatte ich dort zu tun, bis mir Herr Metzger auf der Deutschen Botschaft eines Tages das Telegramm aus Andidschan überreichte, wonach alles Gepäck, auch die in Irkestam zurückgebliebenen Kisten, nach der polnischen Grenze unterwegs waren. In dieser Zeit, da ich Museen besuchte, auf den verschiedenen Bureaux stundenlang warten mußte, von einem Ende der Stadt zum andern fuhr, im Kino, in der Oper, im Schauspiel war, immer wieder entdeckte ich neue Schönheiten dieser einzigartigen alten Zarenstadt.

Die Herren der Deutschen Botschaft nahmen sich meiner an, als ob ich ihr Landsmann wäre. Die Botschaft war verwaist, Graf Brockdorff-Rantzau vor einigen Monaten gestorben. Der neue Botschafter, Herr von Dirksen, sollte in den ersten Januartagen ankommen.

Wieviel ist nicht schon über Moskau geschrieben worden! Besseres als ich es zustande brächte. Ich will nur einige kurze Erlebnisse, Beobachtungen erwähnen.

*Die Straßen.* Zu jeder Tageszeit bewegt sich ein ununterbrochener Menschenstrom durch die Twerskaya und die Petrovka, die beiden Hauptstraßen der Stadt, ein Menschenstrom, der morgens gegen zehn und abends nach vier Uhr zu einem Gewühl anschwillt. Männer in schwarzen Lederjacken, alle mit braunen

und grauen Mützen, in grauen, braunen, schwarzen Hemden, ohne Kragen; viele Bauern, die Generation der Revolution, die auf dem Straßenpflaster gehen gelernt hat, Soldaten in langen feldgrauen Mänteln, viele Frauen mit roten Kopftüchern — die Mode der Revolution. Sie stehen ihnen gut, sie verjüngen und verleihen den Gesichtern einen unternehmenden Ausdruck. Dazwischen alte Bourgeois — Burschoj werden sie dort genannt — im weißen Kragen und der Astrachanmütze, Intellektuelle mit dem schwarzen Bärtchen, selten eine gut angezogene Frau, niemals ein Unbeschäftigter. Sie alle lieben es, in Serpentina zu gehen, selten diskutieren sie auf der Straße, immer sehen sie aus, als ob sie über tiefsinnige, ernste Probleme nachdenken würden. Ab und zu bleiben sie stehen, starren in ein Schaufenster hinein, wechseln flüsternd ein Wort und gehen weiter, als ob sie Angst hätten, auf einer bösen Tat ertappt zu werden.

Moskaus Straßen sind düster; es fehlen die hellen, frohen Farben, es fehlen die Gesichter froher Menschen, es fehlt die ungezwungene Fröhlichkeit eines Paris. Die Bewohner scheinen von allen Seiten dieses gewaltigen Landes zusammengeströmt zu sein; Hunger, Durst, Kampf und Tod sind hinter ihnen, eine graue, unbestimmte Zukunft vor ihnen. Dazwischen liegt die Gegenwart, voller Einschränkungen, Entbehrungen, offizieller Erlasse, zertrümmerter Konventionen, zerstörter Häuser, abgeschlagener Kreuze, unfertiger Neubauten, nüchterner, grauer Häuser. Überall ist ein großes Bauen und Zuschütten; hier liegen Trümmer, dort neues Baumaterial, an der Niglinaja uliza klettern Menschen auf den hohen Gerüsten herum, die den Neubau der Großbank kennzeichnen. Vor der Erlöserkathedrale steht der Sockel des zertrümmerten Alexander III. Eine Tafel besagt, daß hier von der Sowjetregierung das Denkmal der „Befreiten Arbeit“ errichtet werden soll. Einzig der Kreml scheint von all diesem Bauen und Abreißen unberührt zu sein. Souverän, stolz, unnahbar steht er auf dem Hügel. „Über Moskau geht nur der Kreml, über den Kreml nur der Himmel“, sagt ein altes russisches Sprichwort.

*Die Kirchen.* Phantastisch, wie aus Traum- und Märchenland, wirkt die Kirche des heiligen Basilius, wie ein Lied vom Glück

der Welt, angesichts der gewaltigen barbarischen Kraft der Kremelmauer. Verschwindend, unscheinbar das Lenin-Mausoleum in der Nähe, einfachster Bretterbau, fast erdrückt von der Kremelmauer. Von weit her kamen früher die Gläubigen aus dem großen Rußland, rutschten auf den Knien und küßten die Heiligenbilder. Eine tiefe Religiosität schlummert auch heute noch in diesem Volke, unzerstörbar. Noch heute zieht jeder Kutscher andächtig grüßend das Käppchen, wenn er an der kleinen blauen Kapelle der iberischen Madonna vorüberfährt. Scharen von Landleuten warten an der Türe, um vor dem größten Heiligtum Rußlands zu beten\*. Nur wenige Schritte davon steht am Gebäude des zweiten Hauses der Sowjets die Inschrift: Religion ist Opium für das Volk. — Stolz und prächtig ist die Erlöserkathedrale, am Ufer der Moskwa, die größte Kirche Moskaus. Prächtige alte Popen mit schneeweißem Haar und Bart zelebrieren vor einer andächtigen Volksmenge die Messe; ein Chor singt das Kyrie eleison! Christe eleison! — Herr, erbarme dich unser. — Zyniker lachen und pfeifen durch die Finger. Ein Mann, gefolgt von drei Nonnen, geht mit dem Teller durch die Reihen. Wie er ganz hinten angekommen ist, liegen ein Papierrubel, wenige Nickel-, mehr Kupfermünzen drin. Wer hat heute noch Geld für die Kirche? Die revolutionäre Oberhoheit hat die kirchliche abgelöst. Niemand vermag zu sagen, ob für immer. Einstweilen ist das Volk der Gott; die Beamten, die Priester, die Religion heißt Bolschewismus.

*Im staatlichen Kommissionswarenhause.* Ich war an der Petrowka Nr. 16. Hier wird der Rest einstigen Wohlstandes als Trödlerware verkauft. Geschliffenes Glas, Porzellan, Kleider, Pelze, Mäntel, Bilder, asiatische Kunstwerke aus China, Japan, Persien, Tibet hängen und liegen neben deutschen Massenartikeln des vergangenen Jahrhunderts; alte Bokharastickereien bilden den Zufluchtsort unzähliger Motten; imitierte Smyrnatücher, die aus irgendeiner Glarnerweberei stammen mögen, herrliche Seidenteppiche sind mitten in einem Stoß Fabrikware zu finden. Was Liebhaber auf langen, beschwerlichen Reisen und mit viel Mühe

---

\* In der Nacht vom 29. auf den 30. Juli 1929 wurde die Kapelle der iberischen Madonna auf Befehl der Sowjetbehörde abgebrochen.

und Liebe gesammelt und gepflegt haben, das liegt hier unter dem Staube des Alltags, wird ab und zu von einer fremden, unkundigen Hand hervorgezogen, wegen seines ungewohnten Aussehens belacht und wieder zurückgeworfen, bis endlich einmal ein Kenner kommt, der solch ein heimatloses Stück sieht, es liebkost und, falls seine Verhältnisse es ihm gestatten, ihm wiederum einen gebührenden Platz einräumt.

Ich drehte einen kleinen Mongolen, der aus der kaiserlichen Porzellanfabrik stammte, in meinen Händen, als eine alte Dame eintrat und der jungen Verkäuferin hinter dem Glaskasten etwas zuflüsterte. Die beiden sprachen eine Weile miteinander, schließlich zog die neue Besucherin aus einem alten, durch den Gebrauch schäbig gewordenen Handtäschchen ein kleines Spitzentuch hervor, aus dem sie einen Ring wickelte. Das junge Mädchen legte die Zigarette weg, mit einem tüchtigen Lungenzug stieß es den Rauch durch die Nase. Die alte Dame hüstelte ein klein wenig, und ich konnte ihr ansehen, wie schwer es ihr fiel, diesen Ring — vielleicht ein Familienerbstück — hier anzubieten. Er wurde mit der Lupe untersucht, jedoch zurückgewiesen. Das junge Mädchen griff wiederum zur Zigarette und ging auf den nächsten Wartenden zu. Langsam und mit zitternden Fingern wickelte die Dame ihr Stück wieder ein. Ich trat auf sie zu und fragte: „J'ose voir votre bague, madame?“ Sie zog mich in eine Ecke des Geschäftes und zeigte mir dort den spärlichen Rest ihres einstigen Besitztums: zwei, drei Damenringe mit Brillanten, Saphiren, Rubinen in alter Goldfassung, einen großen Lapis, in den das Familienwappen geschnitzt war; eine Brosche, Ohrringe und Überreste alter Brüsseler Spitzen. Es war nichts, das ich hätte kaufen mögen, aber während die Dame wieder alles sorgfältig und mit viel Liebe in ihr Handtäschchen zurückschob, kam ich langsam mit ihr ins Gespräch, und plötzlich fragte sie mich: „Are you an Englishman?“ Wir führten die Konversation englisch weiter, das sie ebenso fließend und ohne Akzent sprach wie das Französische. Ich wunderte mich über ihre Sprachenkenntnisse, die ich bei der jüngeren Generation in Moskau noch nicht gefunden hatte, und als ich ihr das sagte, sah sie sich um, ob niemand in der Nähe sei, und



103. Der chinesische Grenzposten in Irkestam



104. Mein Reisewagen nach der Station Karasu



105. Fischer auf der Wolga



106. Moskau: Blick auf den Kreml von der Erlöserkathedrale aus

flüsterte mir zu: „Years ago I had an english governess and a french one too!“ (Vor Jahren hatte ich eine englische Erzieherin und auch eine französische.) Dann verabschiedete sie sich rasch, glitt wie ein Schatten aus vergangener Zeit zwischen all dem Trödlertand und den Kostbarkeiten Europas und Asiens hindurch und verschwand in der Menschenmenge, die durch die Petrowkastraße flutete.

*Das Leichenbegängnis.* Zum ruhigen Speisesaal, der im dritten Stockwerk des Savoy-Hotels liegt, tönten die Klänge einer Musikkapelle hinauf. Man stand von den kleinen, wohlgedeckten Tischchen, an denen Deutsch, Englisch mit amerikanischem Akzent, Japanisch und Persisch gesprochen wurde, auf, um einen Blick auf die Straße zu tun, wo ein Leichenwagen mit vier Pferden vor einem Hause in der Nähe wartete. Rasch beendete ich mein Mittagessen, um mir ein russisches Begräbnis aus der Nähe anzusehen. Als ich auf der Puschetschstraße erschien, hatte sich der Zug bereits in Bewegung gesetzt. Auf den ersten Blick schien es ein Leichenbegängnis zu sein, wie man es überall in der Welt sieht, wo man den Toten meistens mehr Ehre erweist als den Lebenden. Der einzige Unterschied war, daß hier die rote Trauerfarbe aus dem Grau und Schwarz der düsteren Häuser herausleuchtete. Die Pferdeleute marschierten in schwarzen Kleidern und abgeschabten Zylindern, mit einer roten Schärpe über die Schultern neben ihren stattlichen Gäulen einher, deren Decken das Rot der Revolution trugen. Der Leichenwagen glich einem Throne aus dem alten China, bunt verschnörkelt. Aus der Ferne sah er aus wie eine kostbare Lackarbeit. Rot war der Sarg, rot die Blumen und Schleifen, die darauf lagen.

Die Leute hinter dem Leichenwagen gingen in ihren Alltagskleidern. Wozu sich besser anziehen? Viele trugen eine Aktenmappe unter dem Arm, andere Pakete, einer hatte soeben Früchte eingekauft und schälte sich eine Orange. Voran schritt die Blechmusik, mit welcher zwei Trommler im Marschtempo wechselten. Mir schien, als ob man im roten Moskau das Scheiden aus diesem Dasein nicht allzu tragisch nimmt, wozu auch? Am Ende ist der Tod dem Leben vorzuziehen.

*Auf den Sperlingsbergen.* Ein Ausflugsort der Moskauer. Hier überblickt man das Meer der goldenen, blauen und leuchtenden Türme. Hier wartete Napoleon auf die Übergabe der Schlüssel der Stadt, die drei Tage später ein glühendes Flammenmeer war. Letzte Strahlen verklären eine Bauernfamilie, die, in allen Generationen vertreten, in rote und blaue Lumpen gehüllt auf Baumstämmen vor dem Hause sitzt und friert. Die junge Mutter stillt ihr Kind, die Großmutter bettelt. Sie will mir ihr Haus zeigen; ich soll sehen, wie armselig ihr Leben ist. Mein Begleiter tröstet sie: „Gott ist gnädig!“ Die Alte faucht ihn an: „Wir glauben nicht mehr an Gott, das ist vorbei!“ — Zu unseren Füßen glühen die goldenen Kuppeln der Kreml-Kirchen.

*Sonntag auf dem Trubnajamarkt.* Die Straßenbahn brachte uns nach dem Trubnajaplatz. Einige Schritte gradaus, dann nach links: wir waren auf einem Jahrmarkt. Hier darf die alte Bourgeoisie, die frühere Intelligenz, der Adel von zehn bis ein Uhr die letzten Stücke einstigen Wohlstandes einmal in der Woche verkaufen, um aus dem Erlös wieder sieben Tage zu leben. In einer langen Reihe standen sie da, Männer und Frauen, die Armbanduhren von Longines, prächtige Damenuhren mit der Aufschrift „Vacherin et Constantin“, goldene Damenuhren von Nardin und Henri Moser vorzeigten. Brillantringe glänzten an Fingern, die an feines Leder gewöhnt waren und nun durch grobe Wollhandschuhe vor der Kälte geschützt wurden, Broschen, wie sie das vergangene Jahrhundert kannte, sind auf der Innenseite der Mäntel festgemacht; Zigarettenetuis mit goldenen Kronen und zahlreichen Widmungen gehen durch meine Hände. Wir sind als Ausländer sofort erkannt und werden in deutscher, französischer und englischer Sprache angeredet. Wir gehen weiter. Ein großer, schlanker Mann im kurzen Pelz, frisch rasiert, den Zwicker auf der Nase, packt seinen Rucksack aus. Auf den ersten Blick erkennt man in ihm den früheren Fabrikbesitzer, Bankdirektor oder Petroleummagnaten. Langsam und sorgfältig wickelt die alte Dame neben ihm einige Pistolen mit prächtigen Verzierungen aus altem Zeitungspapier. Jagdmesser mit Elfenbeingriffen und Goldeinlagen kommen daneben. Das Fell eines sibirischen Wolfes, durch das

Alter schäbig geworden, liegt auf dem Boden. Wie ich den Besitzer ansehe, weiß ich, daß er jedes einzelne Stück selber gesammelt, den Wolf eigenhändig erlegt hat. Seine Nachbarin, in einem Persianermantel, der nicht mehr zu ihren heutigen Verhältnissen paßt, bietet altes Meißner Porzellan, venezianisches Glas, eine prächtige Sèvresvase an. Jemand flüstert mir zu, sie sei die Prinzessin . . . Niemand kümmert sich um ihren alten Kram, denn das junge Rußland versteht von all diesen Dingen nichts, und die Kenner sind, haben kein Geld. Daneben ein alter Mann mit elektrischen Stehlampen, Leuchtern, Steckkontakten, Schaltern und einer Kaffeemaschine. Gibt es ein trostloseres Bild, als einen Leuchter aus geschliffenem Glas, der einst für Hunderte von Kerzen gemacht, dann für das elektrische Licht umgearbeitet wurde, hier auf der Straße im Schnee liegen zu sehen, Sonntag für Sonntag sorgfältig behütet von seinem Besitzer?

Ich muß an all das Elend denken, das diese Menschen dazu gebracht hat, ihre letzten Heiligenbilder, die seit Generationen den Familienaltar schmückten, die alten Seidenkleider mit Schleppen und Spitzen, die Teller, Platten, Bestecke, den Samowar Sonntags auf den Markt zu tragen. Es braucht Mut, viel Mut, um dem Morgen entgegzusehen. Ein gewisser orientalischer Fatalismus läßt sie weiterleben, sie haben sich an die graue Gegenwart gewöhnt, die sie das Lachen vergessen und verlernen ließ. Die Zukunft — wie eine schwere Last drückt sie auf die Gemüter, die Zukunft, die diese Menschenklasse unerbittlich zermalmen, zerquetschen, zugrunde richten wird. „Nitschewo“ — was macht es — steht auf ihren Gesichtern geschrieben. Es ist die „Nitschewo-Stimmung“, die ihnen den Mut zum Weiterleben gibt.

*Tee bei Igor Ilynsky.* Ich hatte ihn im Schlafwagen zwischen Taschkent und Orenburg kennengelernt. Nach seiner Rückkehr nach Moskau rief er mich im Hotel an und lud mich auf einen Abend zum Tee ein. An der Etagentür im Mietshaus standen sechs Namen neben der elektrischen Glocke. Drei Klingelzeichen galten der Familie Ilynsky. Ich hatte das vorerst übersehen und nur einmal geläutet. Eine ärmlich gekleidete Frau öffnete mir und zeigte nach der Türe, unter der mein Bekannter erschien. Im engen

Korridor standen Schränke, Fahrräder, Kinderwagen, Besen, Kessel. Ich wurde Frau Ilynsky, einer scharmanten, einfachen Dame, vorgestellt, dann einer Frau mit roten Haaren und einem Schauspielergesicht und einem Herrn, der alle Sprachen des westlichen Europas beherrschte. Das Zimmer war voll prächtiger alter Möbel, ein Bett, Louis-XVI.-Stil, mit wunderbarem Brokatüberwurf, ein Kanapee, zur Schonung mit einem weißen Überzug bedeckt; die Nippsachen auf dem Schrank, ein Leuchter an der Decke waren nur an den Umrissen unter ihren Schleiern erkennbar. „Bitte nicht rauchen“, stand auf einem Papier geschrieben.

Wir sprachen übers Theater, den Kino, hierauf über Politik. Die Wirren in Afghanistan hatten vor kurzem begonnen. Der Herr neben mir wußte gut Bescheid darüber. Er fragte viel über meine Erlebnisse in Kaschgar, in Indien, über meine Beziehungen zu den Engländern, zum britischen Geheimdienst. Über letzteren wußte ich nichts, allein mehrmals nannte er mir Namen von Persönlichkeiten, denen er während seiner Tätigkeit in London, Konstantinopel, Paris, Genf, Berlin begegnet war. Als Sekretär des früheren russischen Botschafters Krassin hatte er ganz Europa kennengelernt.

„Wir Russen haben noch sehr viel von den Engländern zu lernen“, sagte er mir, und hierauf erkundigte er sich, welches meiner Ansicht nach die Aufgabe des britischen Konsulates in Kaschgar im gegenwärtigen afghanischen Konflikt sei.

„Das weiß ich nicht“, antwortete ich, „von der Flucht Amannullahs habe ich erst hier in Moskau gehört.“

„Aber Sie verkehrten doch beinahe täglich mit den Engländern in Kaschgar.“

Das hatte mir Frau Kamanewa, die Schwester Trotzky's, die Vorsteherin der „Gesellschaft für kulturelle Verbindungen mit dem Auslande“, vor einigen Tagen auch schon gesagt. Sollte das russische Konsulat in Kaschgar an meinem freundschaftlichen Verkehr mit Williamson und Sherriff Anstoß genommen haben, mich mit irgendwelchen politischen Aufträgen betraut glauben? — Ich konnte mir das kaum denken.

Oberst Lawrence wurde genannt. Auch er sollte in Afghanistan gegen Rußland gearbeitet haben.

„Die russische Politik hat diesmal gegenüber der britischen den kürzeren gezogen. England hat eben Geld, eine Diplomatie mit jahrzehntealter Erfahrung. Wir sind eine junge Nation.“

Hierauf sprach er mit Begeisterung vom erwachenden Rußland, redete mit großer, innerer Überzeugung von den Errungenschaften des gegenwärtigen Regimes, von den neuen Gedanken, welche die rückständige, kapitalistische Welt trotz allem Widerstand doch erobern würden. Es waren keine Phrasen; aus all dem Gesagten wehte der Atem eines arbeitsreichen, problemvollen Lebens, eine Begeisterung, die auch mich mitriß.

„Man ist Arbeiter, Funktionär oder Bureauangestellter, man ist aktiv oder wird erst aktiv; man ist in der Partei oder man bereitet sich vor, in die Partei aufgenommen zu werden; man organisiert, spart, veranstaltet eine Demonstration; es wird gesammelt, abgeliefert, gestempelt; es wird — es wird — — es wird — — —. Man wird zum Bestandteil eines ungeheuren Apparates, einzig Privatmensch wird man nie.“

**D**as Telegramm war eingetroffen, all mein Gepäck sei unterwegs nach Berlin; ich konnte abreisen. Schon um neun Uhr stand ich mit meinem Dolmetscher vor dem Hotel, um mit meinem Gepäck zum Zollamt zu fahren. Der Chauffeur verlangte fünf Rubel mehr als die Uhr anzeigte. Ich drückte mein Erstaunen aus.

„Er mußte doch das Verdeck des Wagens zurückklappen, um die eine Kiste aufladen zu können“, erklärte mir der Dolmetscher.

Es ist neun Uhr; doch ich bin noch zu früh dran. Um zehn Uhr wird meine Kiste ausgepackt, Stück für Stück genau untersucht; ein Buch und eine Porzellanfigur werden beanstandet. Sie dürfen nicht ausgeführt werden. Ich protestiere. Der Beamte geht ans Telephon. Warten — eine Stunde, zwei Stunden. Auf ein Uhr bin ich zu Dr. von Niedermayer zum Essen eingeladen. Schließlich geht meine Geduld zu Ende. Ich schimpfe und fluche. Der Dolmetscher läuft weg. Der Funktionär antwortet: „Nje ponimayu.“ Ich verstehe nichts. Um halb zwei Uhr endlich erhalte ich Bescheid. Das Buch — eine Ausgabe von de Pauly: *Les peuples de la Russie* — darf nicht ausgeführt werden; die Porzellanfigur wird freigegeben. Um zwei Uhr bin ich in voller Aufregung bei meinem Bekannten. Um vier Uhr verabschiede ich mich auf der Deutschen Botschaft. Um fünf Uhr fährt mein Zug.

In Negoreloje ist am andern Morgen scharfe Grenzkontrolle. Gründlich wird das Gepäck untersucht, der eine und andere zur Leibesvisitation eingeladen, und dann geht's weiter, an Drahtverhauen und Feldbefestigungen vorbei nach Polen. Rußland, das riesige Reich mit seinem bunten Völkergemisch und seiner Problematik, liegt hinter mir.

Nach Warschau. Ich saß im Zug und langweilte mich. Meine

Leica-Kamera lag neben mir auf dem Polster. Ich wollte den Film noch fertig machen, um abends einen neuen einsetzen zu können. Durch das halboffene Fenster photographierte ich planlos in die Gegend hinaus. Dann in Bjelostok große Aufregung. Die ganze Plattform ist voller Polizei, die sofort die hinteren Wagen des Zuges besetzt. Ich setze die Leica ans Auge, fixiere einen Sergeanten mit kühn aufwärts gedrehtem Schnurrbart, drücke ab — und werde von hinten unsanft angefaßt. Drei Polizisten reden auf mich ein. Ich verstehe kein Wort und antworte in vier Sprachen, welche sie nicht kennen. Sie begleiten mich ins Abteil, sprechen wieder aufgeregt auf mich ein. „Fotografarsky“ kommt immer wieder. Ich ohne irgendeinen Zusammenhang. Schließlich findet sich ein Dolmetscher.

Ob ich unterwegs aus dem Zuge Aufnahmen gemacht hätte?

„Ja.“

Ob ich Russe sei?

„Nein.“

Ob ich einen Paß besitze?

„Ja.“

Nummer, Ausgabeort, Name, Geburtsdatum wurden von allen dreien gleichzeitig mit wichtiger Miene notiert. Das ganze Polizeikorps von Bjelostok sammelte sich in und vor den Wagen an. Ich frage nach dem Grund dieser Aufregung. Man vermutete in mir einen russischen Spion, der böse Absichten hatte. Der Schweizer, den sie entdeckten, schien ihnen harmloser zu sein. Ein Pfiff — der Zug fährt langsam an. Wer nach Bjelostok gehört, springt ab. Und wieder bin ich allein im Abteil.

Warschau—Berlin: zwei kurze Etappen. Frohes Wiedersehen mit meinen beiden Reisekameraden, die schon seit Monaten zurück sind; dann weiter nach Zürich. Zwei Jahre hatte diese Rundreise durch Asiens wenig bekannte Länder gedauert; nun war sie zu Ende. Vorbei waren all die Herrlichkeiten des freien, ungebundenen Wanderlebens. Zentralasien lag weit, weit zurück. Nur die Sehnsucht ist geblieben und die Erinnerung an all die schönen Erlebnisse.

# Namenregister

- Aasgeier 73  
 Abdul 39 41 44ff. 57  
     62 65ff. 82f. 90 92  
     95 145 163 184 187  
     190 193f. 196 200  
     216  
 Abdul Ghafür Langar  
     63  
 Abreise von Kaschgar  
     196  
 Abruzzen, Herzog von  
     10  
 Aden 4  
 — Tanks 4  
 Afghanen 177 190 210  
 Afghanistan 174f. 181  
     237  
 Afrika 2  
 Ahamdoo Siraj, Srinagar  
     10  
 Ahlbert 88  
 Akia 209  
 Akrab, Berg am afrika-  
     nischen Ufer des  
     Roten Meeres 2  
 Aksai-Tschin-Plateau,  
     Gepäck auf 53 59  
 Aksai-Tschin-Plateau,  
     Marsch über 51ff.  
 Aksai-Tschin-See 47 49  
     51f. 54 59 68  
 Aksakal 98 116 167  
 Ak-sipil 120f.  
 Aksu 147  
 Ak-tam 196
- Aktjubinsk 224  
 Alai 180 182 205 210  
 Alaital 202  
 Alexander III. 230  
 — der Große 178  
 Ali-Nazar-Khurgan 71  
     112  
 Amannullah 236  
 Amban 66 76 79 81  
     83 100 115 134 138  
     167 193  
 — von Guma 108f. 111  
 — von Jarkent 97  
 — von Karakasch 112  
 — von Kargalik 106  
 — von Kaschgar 155  
 — von Lop 131 135  
 — von Posgam 97  
 Anderssen 84 89  
 Andidschan 182 193  
     216ff. 229  
 Aneroid 50  
 Antilopen 42 46 50 53  
     60f.  
 Aoulie-Ata 179  
 Aquoi 162 166 199 207  
 Araba 82 96 144 172  
 Arakum 106  
 Aralsee 222 224  
 Aralskoje 224  
 Asaf Khan, Erbauer des  
     Nischat Bag 15f.  
 Aschabad 221  
 Asmara 3  
 Asphalt 226
- Azis Scheik 51f. 68  
     89f.
- B**acola, Abt 34f.  
 Badrudhin Sahib, Khan  
     Bahadur 113 115f.  
     123 133  
 Bären 20  
 Balalaika 205  
 Baltis 23  
 Basiliuskathedrale 229  
 Batraki 225  
 Beg 135 167  
 Behischt-Bag 141 144  
 Berlin 144 216 238f.  
 Bjelostok 239  
 Bolschewismus 219 228  
 Bolschewisten 211  
 Bombay 183  
 Boscowen, Col. 157  
 Bostan-Terek 158ff.  
 Bremen 144  
 Brindisi 1  
 British Joint Commis-  
     sionar 35  
 Brockdorff-Rantzau,  
     Graf 229  
 Buddha 24 128  
 Buddhabilder 25  
 Buddhafiguren 30 36  
     128  
 — in Taxila 8  
 Buddhismus 127 189  
 Buerdeke, A. XIV

- Burschoj (Bourgeois) 230  
 Burtze 62
- China 101 106 128 154  
 China, Inland-Mission 156  
 Chinesen 118 147 167 190f.  
 Chinesische Theatertruppe 100  
 Chinesisch-Turkistan XIV 45 62 66 68 74f. 82 114 125 151 154 166 174 178 181f. 204 212 214  
 Chotan 71 81 103 108 111ff. 119 123f. 127f. 131ff. 136f. 140 145 154 162 173f. 189  
 Chotanarmee 115  
 Chotan, König von 140  
 Chotanteppich 139  
 Connaught, Herzog von 10  
 Coué 75  
 Curzon, Lord 10
- Dainelli, Prof. 21  
 Dalai-Lama 88  
 — Vertreter des 26  
 Dalsee 15  
 Dandan-Oilik 128ff. 136 138  
 Dargewitsch 185  
 Datschen 227  
 Deutsche Botschaft Moskau 229 238  
 Deutsche Zentralasien-Expedition XIII  
 Dirksen, Herr von 229  
 Djobal, Meerenge von 2  
 Dogras 25 31
- Domel 8  
 Dorji 34  
 Dras 22  
 Dschellat-kum 102, 104 124  
 Dschu (danke) 37  
 Dumpis, russ. Generalkonsul 85f.  
 Dunganen 115 148 150  
 Duwa 140  
 Duwafluß 109  
 Dysenterie 82
- Edagabarai 3  
 Edsin-gol 184  
 El Kantara 2  
 Emigrantennrussen 189  
 Emir Jan 206 211 213ff.  
 England 183  
 Erlöserkathedrale 230
- Faisal Ali Khan 96  
 Fan-Yao-nan 150f. 154f. 173  
 Fe-hien 127  
 Fellen, Hauptmann 10  
 Feng-Tsing-Tao 99  
 Filchner 88  
 Filippi, Sir Filippo de XIV 21  
 Firoz-ud-Din 146f.
- Garhi, Rasthaus von 8  
 Gata-Kunusch 207  
 Generalgouverneur in Urumtschi (siehe Urumtschi und Jang-Tsen-Hsing) 81 137 139 142f. 145 147ff. 151 152f. 156 180 189  
 Gerstenbier 26  
 Ghulam Kader 41 44
- Ghulam Kader, Tod und Begräbnis 44 f.  
 — Mohammed 173  
 Gobi 102 184  
 Ginori, Marquis 21  
 Golutwin 227  
 Gorawallah (Pferdeknecht) 27  
 Gorban Akhun 103  
 Gragnag-Schloß 25  
 Grammophon 39 78 80  
 Graphic 206  
 Großbritannien 181 183  
 Gulmarg, Wintersport in 13f.  
 Guma 68 76ff. 99 106ff. 140  
 Gumbertal 22  
 Gutschrina - Pagoschena 205
- Habiba 39 41 44ff. 50 57 64 82 90 103 111 119 124ff. 144  
 Habibullah 27 35 39 45ff. 57f. 68  
 Hadow, Major XIV 14  
 Hadschi 183  
 — Akrim 128 138  
 — Haschim Beg 66 69 98  
 Haji-Langar 63  
 Hanguya 122f.  
 Hantscheng 84 88f. 148ff.  
 Hazrat - Apak - Moschee 177  
 Hedin, Dr. Sven 27 184f.  
 Hemis-Kloster 26 29  
 — der Abt des 26  
 Henkerswüste 105  
 Hermannsson 82f. 88ff. 97 141 144

- Herrnhuter Mission 28  
 Heuschrecken in Rawalpindi 7  
 Himalaja 18 73  
 Hindu von Hoschiarpur 132 182  
 — von Schikarpur 182  
 Hindus 23 182  
 Hochland, tibetisches XIII 39  
 Hofer, H. XIV  
 Hotel de Moscou 216  
 Hsiang-tsang 127  
 Hugo, Victor 213  
 Hunter, Missionar 156  
 Hunzaleute 177 190 210  
 Hupeh (Provinz) 155
- Igor Ilynsky 224 235 f.  
 Iki-Gizek 207  
 Inder 8 23 68  
 Indien 5 115 143 154 174 f. 182 f. 193  
 Indischer Handel 183  
 Indus 21 f. 25 f. 30 63  
 Irkestam 146 173 f. 199 204 ff. 209 211 f. 215 229  
 Irwin, Lord 10  
 Isa Beg 92 97  
 Islam 189  
 Islamabad 137  
 Ismael Akhun 209  
 Ismailia 2
- Jadegruben 69  
 Jakub Beg 178 f. 182  
 Jalil Akhun 196 ff. 200 f. 203  
 Jangi-hissar 84 89 192  
 Japan 154  
 Jarkent 28 68 f. 80 ff.
- 88 ff. 97 105 140 f. 143 f. 179 189  
 Jehangir, Kaiser 15  
 Jelewenko, Dr. 87  
 Jumma Malik 45  
 Jurte (Kirgisenzelt) 162 f. 165 ff.  
 Jurunkaschfluß 128
- Kabulan 212 f.  
 Kader 44 f.  
 — Akhun 103 105  
 Kamanewa, Frau 236  
 Kameldornsträucher 92 130  
 Kamele 101 104 f. 107 119 130 144  
 Kalatse 26  
 Kan-Jugan 197 199  
 Karachi 5 183  
 Karakasch 111  
 Karakaschfluß 71 112  
 Karakaschtal 54 62 f. 71  
 Kara-Kir-Tim 110  
 Karakorum 41 48 f. 68 71 73 175 184  
 Karasu 216 f.  
 Kargalik 90 96 98 100 102 f. 108 110 132 140 198  
 Kargil 23  
 Kasalinsk 224  
 Kaschgar 69 80 83 ff. 88 103 107 140 142 ff. 153 156 158 f. 163 170 173 ff. 177 179 f. 188 195 197 ff. 203 210 216  
 — Heilige von 177 f.  
 Kaschgarlik 177  
 Kaschmir 7 f. 42  
 — Einwohner von 10  
 — Maharadscha von 8 f.
- Kaschmir, Stellvertreter des Maharadscha von 23  
 Kaschmiris 22  
 Kaufmann, General von 178  
 Kazakstan, Republik 242  
 Kazasse, russischer Vizekonsul, Kaschgar XIV 145 157 160 172 f. 186 210 218  
 Kengschawar 64  
 Kerekin-Bay 114  
 Keria 145 152  
 Keriafluß 129  
 Kerim Beg 115 136 138 f.  
 Khaiberpaß 14  
 Khazi von Upal 159 172  
 Khitai Dawan 62  
 Kiam 38  
 Kiljang 81 108 140  
 Kirgisen 63 f. 66 71 91 160 ff. 197 199 201 209 217  
 Kirgisenfriedhof 64  
 Kirgisenzurte 68  
 Kirgisenzurte 71  
 Kirgisensteppes 222  
 Kirgistan, Republik 212  
 Kisil-Tagh 91  
 Kizil-Su 196  
 Koekyar 140  
 Kohat 14  
 Kok-Rabat 144  
 Kokan 114  
 Kokand, Khan von 179  
 — Emir von 198  
 Kolomna-Werke 227  
 Kosch-Langar 103  
 Kosstytschi-Berge 226  
 Kozloff 189  
 Krassin 236

- Kreml 229f.  
 Krischoff 189f.  
 Kuda-Berdi-Bay 116  
 Kudret Akhun 103  
 Kuen-lun 49 55 73 89  
 109 112 132 140 147  
 159 175  
 Kultscha 210ff.  
 Kunz, Frau G. XIV  
 Kurram, der Expeditionshund 15 23 25 39  
 56 58 89 144  
 Kurramtal 15  
 Kuschuka 200f.  
 Kusnezsk 226  
 Kutschar 145 184  
 Kyzyl-Basar 145  
 — Khurgan 209ff.  
 — Oi 200  
 Kyzylpaß 199
- Ladakh 18f. 24 138  
 — Besuch beim König von 27ff.  
 — Eroberer von 38  
 Ladakhi (Sitten) 32f. 190  
 Lama 34 36  
 Lamafiguren 30 36  
 Lamapriester 24 34 36  
 Lamatänze 26  
 Lamayuru 24  
 Lamayuruschlucht 25  
 Larssen, Fräulein 84 88 160  
 Lawrence, Oberst 237  
 Leh 23 27 35 38  
 Lehmann, Prof. Dr. XIV  
 Lenin 229  
 Leningrad 144  
 Lenin-Mausoleum 231  
 Leuthold-Sprecher, Frau A. XIV
- Lhasa 31  
 Lingzi-tang-Plateau 41 48  
 Lop 132 135  
 Lop-Amban (siehe Amban von Lop) 131 135  
 Lop-nor-Gebiet 145 175
- Madé 214  
 Ma, General 148  
 Mani- (Gebets-) Mauern 26 35 38  
 Mann, Missionar 189 198  
 Maralbaschi 81 89 103  
 Marco Polo 121 208  
 Marschro, königliche Familie von 35  
 Martensson, Fräulein 89f.  
 Mary, Prinzessin 10  
 Masar-Tagh-Gebirge 89 130 136f.  
 Ma-Schao-Wu 85 146 148ff. 157ff. 174 185ff. 189 195  
 Maschrub 201  
 Mason, Major 27  
 Massaua 2ff.  
 Matayan 20f.  
 Mathewson, Jack 88  
 Matschoi 19  
 Mekkapilger 69f. 74 183f.  
 Meme-Lobzang 34  
 Mepa 82 97  
 Meta A.-G., Basel XIV  
 Metoula - Sprachführer 205  
 Metzger, Herr 229  
 Meyerhold-Theater, Moskau 224  
 Ming-yul 196 198 200
- Miro 218 220f.  
 Mirza Hakim 179  
 Misgar 173f.  
 Moghul-Kaiser, Gärten der 15  
 Mohammed Isa 27  
 Moldavak, K., Chotan XIV 114 f. 132 140  
 Mongolei 162  
 Moser, Henri 178f.  
 Moskau 193 210 216f. 219 221f. 224 227ff. 238  
 Moskwin 218  
 Motta, Bundesrat XIV  
 Mukden 145  
 Muk-Karaul, Fort von 172  
 Mulbekh, Kloster 24  
 Mullah 177
- Nanking 151 155  
 Nasim-Bag 15  
 Nedous Hotel, Srinagar 9  
 Negoreloje 238  
 Niedermayer, Dr. O. von XIV 238  
 Niglinaja uliza 230  
 Nischat-Bag 15ff.  
 Norstedt 88  
 Nullah (Tal) 50  
 Nur Jehan, Königin 15  
 Nyi-Ldawangmo 28
- Olhovsky 157 186 188 196  
 Oman, Golf von 5  
 Orenburg 224f.  
 Orleans, Prinz von 10  
 Osch 193 213ff. 219  
 Ostturkistan 41f.  
 Oudh Akhun 198  
 Ozean, Indischer 5

- Palmberg** 84 88 160  
 193  
**Pamirexpedition** 172  
**Pamirgebiet** 159 172  
 175  
**Pamsal** 46  
**Pandras** 21f.  
**Panggongsee** 38  
**Papierherstellung** 139  
**Pappelwälder** 108  
**Parachinar** 14  
**Paß, chinesischer** 1  
**Patan** 9  
**Peking** 80 143 145  
 151f. 154 174f. 184  
**Pensa** 227  
**Persien** 181  
**Peshawar** 13f. 175  
**Peter, Bischof in Leh**  
 XIV 28 31 33  
**Pferde, unsere** 39  
 — Verlust derselben  
 39 ff. 45  
**Philippinen** 152  
**Pialma** 109f.  
**Pilau, Reisgericht** 168  
**Piranian** 190 195  
**Pobrang** 38 44  
**Polen** 238  
**Port Said** 1  
**Posgam** 97f.  
**Postnikoff, russischer**  
 Generalkonsul, Kasch-  
 gar XIV 86 145 147  
 157 186f. 190  
**Potai** 84 98 125 145  
**Punzok** 57f.
- Rawak-Stupa** 120 123 ff.  
 130 ff. 135 ff.  
**Rawalpindi** 6ff.  
**Remo, Dampfer des**  
 Lloyd Triestino 1  
**Rickmers, Dr.** 172  
**Roosevelt, Mrs. K.** 10  
**Rose Jan** 103  
**Rubel** 203  
**Rüdi, H., Lugano** XIV  
**Ruefenacht, Schweiz.**  
 Gesandter, Berlin XIV  
**Russen** 194 214 221  
**Russischer Handel** 180  
**Russisches Konsulat** 147  
 193 195 197 236  
**Russisch-Turkistan** 145  
 163 178f. 182 188  
 210 219  
**Russisch-Asiatische Bank**  
 180 182  
**Rußland** 144f. 154 156  
 172 174f. 180 183  
 196 199 204 219 237  
 — asiatisches 162 181  
 204
- Sabur Malik** 39 46 f.  
 51f. 59 65f. 68 89f.  
 98 103 108 119 125f.  
 131 140  
**Saghyan Khan** 161  
**Salzsümpfe** 60  
**Samara** 225  
**Samarkandteppiche** 174  
**Sandmeer** 104  
**Sandschu** 74 ff. 81  
**Sandschupaß** 72 77 80  
 140  
**Sankar, Kloster** 34  
**Satara, Barbier und**  
 Masseur, Srinagar 10f.
- Schafe** 39  
**Schahidula** 53 71  
**Schah Jehan, Kaiser** 16  
**Schakal** 53 95  
**Schalimar-Bag** 15 ff.  
**Schamanentum** 162  
**Scheitan (Teufel)** 164  
**Schichin** 202 f.  
**Schlaginweit** 179  
**Schneehühner** 72  
**Schneider, L.** XIV  
**Schor-Bulak** 199 f.  
**Schulwepaß** 213  
**Schwedische Mission in**  
 Chinesisch-Turkistan  
 XIV 82  
**Seer** 99 101 153 182  
**Semipalatinsk** 99  
**Serai** 67 69 76 f. 79  
 98 100 196 f. 200  
 213  
**Serawschanfluß** 97  
**Sherriff, Capt., Kaschgar**  
 XIV 145 155 ff. 184  
 189 194 196 198 f.  
 236  
**Simkhana** 204  
**Sinaigebirge** 2  
**Sinkiang** 81 143 147  
 151 154 172  
**Sirigh - Jilganang - See,**  
 Aufenthalt am 40 44f.  
 47 f. 58  
 — de Terras Beschrei-  
 bung vom 41  
**Sketch** 206  
**Skuschok, Wahl eines**  
 34 f.  
**Sodnam Namgyal, König**  
 28 f. 31  
**Solovioff** 218  
**Sonam Tsering** 47 59 62  
**Sop-Kurghan-Tschat** 210

- Sowjet 147 154 180  
 182 185 188 204 231  
 Sowjet-Kirgisen-Rep-  
 blik 162  
 Sowjetkonsul 85  
 Sowjetkonsulat 190  
 Sowjetregierung 147  
 Sovtorgflot 209 216 218  
 Sperlingsberge 234  
 Spituk, Abt von 34  
 — Rasthaus von 31  
 Srinagar 9 154 187  
 Ssysran 226  
 Stakzang Raspas 26  
 Stanzing 50  
 Stein, Sir Aurel 55 60 f.  
 120 127 ff.  
 Stettin 144  
 Stok 27  
 Stoliczka, Dr. F. 68  
 Strong, Miß Anny 218  
 Subhana 45 55 57 f.  
 Suezkanal 2  
 Sufi-Kurghan 208 f.  
 Suget 81  
 Suget-Karaul 52 66 71  
 74 76 98 f.  
 Sugetpaß 67 81  
 Suya-Masar 120 ff. 131 f.  
 135  
 Syr-Daria 222  
  
 Tagebuch, Mein XIII 40  
 44 47 49 54  
 Takkapaß 213  
 Takla-Makan-Wüste XIII  
 71 103 112 174  
 Tamariskenstrauch 63 92  
 106 ff.  
 Tamascha 35  
 Tanganjika 157  
 Tankas 31  
  
 Tao 85 87 146 173  
 Tao-Tai (Chotan) 113  
 115 ff. 123 132 f.  
 136 ff. 157  
 — (Kaschgar) 80 83 85  
 87 142 f. 146 ff.  
 155 ff. 173 f. 185  
 187 193 ff.  
 Tarimbecken 174  
 Taschkent 180 182 188  
 210 216 218 f.  
 Täti 110 f.  
 Tavek-kel 124 128 130 f.  
 Taxila 8  
 Teheran 114  
 Tempelfahnen 31  
 Tempeltänze 26  
 Tenga 203  
 Terek-Paß 207 209 f.  
 Terra, Dr. H. de XIII ff.  
 17 ff. 26 28 31 41  
 44 ff. 50 54 56 f.  
 59 f. 64 f. 69 78 82 f.  
 85 89 f. 96 f. 101  
 108 110 124 132  
 142 144 193  
 Teufelstänze 26  
 Thal 14  
 Tibeter 20 23 33 55  
 Tien-Schan-Gebirge 157  
 175 178 189  
 Tikze 35  
 — Besuch des Klosters 36  
 Tisnabfluß 98  
 Ti-Tai 148 f. 191  
 Törnquist 84 f. 88 160  
 Trans-Alai 202  
 Transhimalaja 38  
 Trinkler, Dr. E. XIII ff.  
 17 f. 20 27 44 57 ff.  
 71 76 83 85 f. 88 ff.  
 98 101 ff. 105 107  
 109 f. 116 119 ff.  
 125 128 ff. 136 ff.  
 142 ff. 158 193  
 Trubnajamarkt 234  
 Tschang (Gerstenbier) 26  
 Tschang-la-Pass 31 38  
 Tschang-pa-Nomaden 38  
 Tschang-Tso-Ling 145  
 Tscheka 220  
 Tscherbakoff, Dr. 159  
 186  
 Tscherwonez 182  
 Tschin-Schu-jen 151 155  
 158  
 Tschorten 24 f.  
 Tschö-Skyong-Rnam-  
 Rgyal, König 27 f.  
 Tschu 88  
 Tu-Fa-Yun 150 f.  
 Tung-ling 115 f. 138  
 Turkis 177  
  
 Ugelik 168  
 Uksellar 201  
 Ulugh - Ma - Masar 160  
 169  
 Ulugh-Tschat 201 f.  
 Upal-Basar 159 171 f  
 Uralsk 179  
 Urumtschi 81 99 115  
 143 146 ff. 156 ff.  
 171 173 ff. 184 189  
 Usbeken 212 ff. 222  
 Usbekische Republik 161  
 Utsch-Turfan 148  
  
 Visser, P. 10 21  
 Visser-Hoofd, Frau  
 Jenny 10  
  
 Wales, Prinz von 10  
 Walser, Wing-Comman-  
 der 13  
 Walz 184 f.

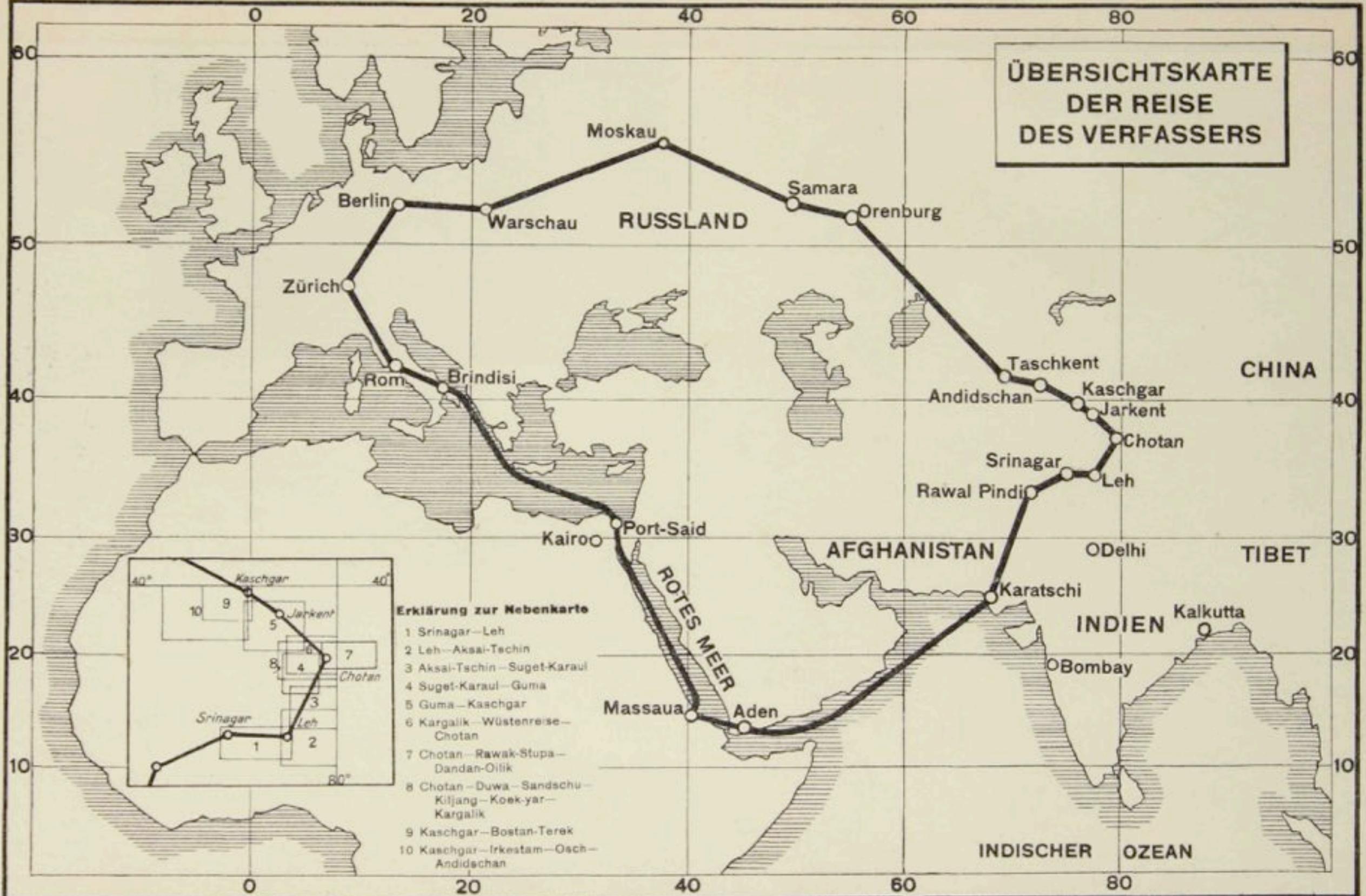
Warschau 238 f.	Yailik 166 168	Yezi 202
Wassermangel 54ff.	Yak 32 39f. 45ff. 53f.	Yuez-Baschi 132 167
Wazir 23	56ff. 61f. 64 72f.	
Westtibet 24 26 31	213	
Wildesel 50 53	Yaks, wilde 50f.	
Wildschafe 207	Yakbutter 33	Zeang-Zeang 57 60
Williamson, F., Brit.	Yakfleisch 52	Zeller, Prof. Dr. XIV
Generalkonsul, Kasch-	Yakmilch 65	178
gar XIV 81 84ff.	Yamen 80 83 99 107	Zentralasien 162 239
103 145 155ff. 184	134 167	Z'hamspa-Sekte 24
194ff. 198f. 236	Yang-Tsen-Hsing, Gene-	Zodschi-la-Paß 18 20 f.
Wingate, Miß 88	ralgouverneur 147	Zoo (Kreuzung Yak-
Wölfe 53	150 f. 154 157 173	Kuh) 32
Wolga 225	184 188	Zürich 144 239

## Berichtigungen

Es muß heißen:

- S. 52 Z. 1 von unten: Aksai-Tschin-See  
 S. 86 Z. 15 von oben: Postnikoff  
 S. 86 Z. 24 von oben: Worovskij  
 S. 132 Z. 18 von oben: Kuen-lun-Gebirge  
 S. 140 Z. 16 von oben: Kuen-lun-Gebirge  
 S. 140 Z. 1 von unten: Kuen-lun-Gebirge  
 S. 145 Z. 11 von unten: Kutschar  
 S. 147 Z. 1 von unten: Kuen-lun-Gebirge  
 S. 175 Z. 19 von oben: Kuen-lun-Gebirge  
 S. 182 Z. 10 von unten: alles Mohammedaner  
 S. 183 Z. 1 von unten: 1½ Schilling  
 S. 199 Z. 13 von unten: Pfropfen  
 S. 210 Z. 5 von unten: Kamelkarawanen kommen

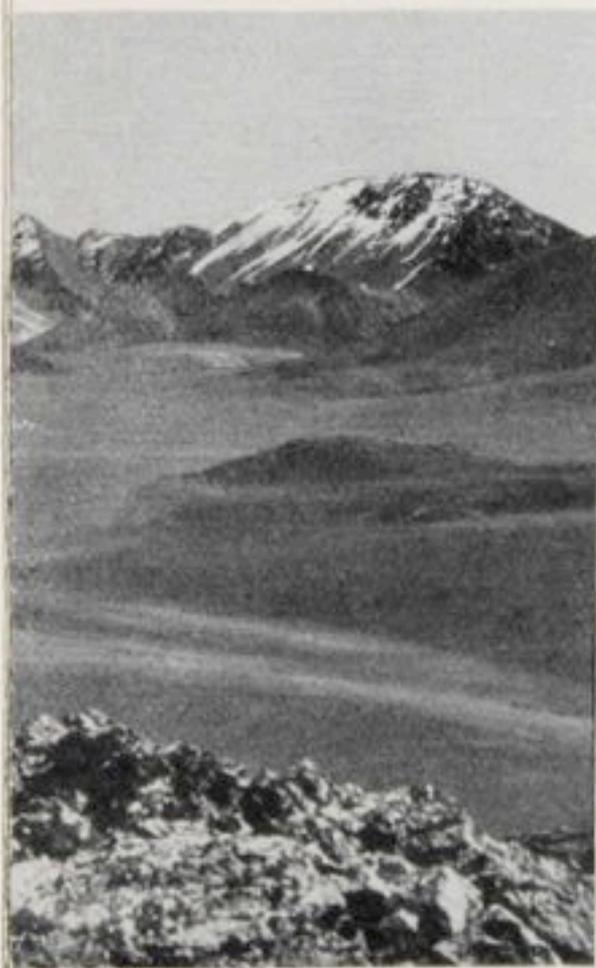
**ÜBERSICHTSKARTE  
DER REISE  
DES VERFASSERS**



**Erklärung zur Nebenkarte**

- 1 Srinagar—Leh
- 2 Leh—Aksai-Tschin
- 3 Aksai-Tschin—Sugel-Karaul
- 4 Sugel-Karaul—Guma
- 5 Guma—Kaschgar
- 6 Kargalik—Wüstenreise—Chotan
- 7 Chotan—Rawak-Stupa—Dandan-Oilik
- 8 Chotan—Duwa—Sandschu—Kiljang—Koek-yar—Kargalik
- 9 Kaschgar—Bostan-Terek
- 10 Kaschgar—Irkestam—Osch—Andidschan







*Paul Wirz*

## Dämonen und Wilde in Neuguinea

*Großoktav. 400 Seiten. Mit 126 Abbildungen auf 64 Tafeln*

*Geheftet RM 14,—, Leinenband RM 18,—*

Tägliche Rundschau, Berlin: . . . Am eindrucksvollsten ist dem Verfasser alles das gelungen, was sich auf den Dämonenkult der Einwohner Neuguineas bezieht. Er sieht bei den Festlichkeiten Tänze und Gesänge szenisch von Figuranten dargestellt, und es gelingt ihm in jahrelanger hartnäckiger Arbeit unter den ungeheuerlichsten Schwierigkeiten, den Sinn der zugrundeliegenden Mythen aufzuspüren und das große zusammenhängende System zu erkennen, das sie unzweifelhaft bilden . . . Ein seltsames, geheimnisvolles Reich einer dämonischen Magie.

*Ludwig Kohl*

## Leben, Liebe, Träume in einem Südseeparadies

*Oktav. Mit 3 Dreifarbentiefdrucken, 4 einfarbigen Tiefdrucken und*

*8 Kunstdrucktafeln. Leinenband RM 7,50*

Basler Nachrichten: Diesmal zaubert uns der Verfasser eine Karolineninsel mit all ihren Eigenheiten, ihren Naturwundern, den festgeformten primitiven und doch so achtbaren Menschengewohnheiten hin. Er ist ganz Dichterforscher, der sich in die Seele dieses Kindheitsvolkes zu versetzen versteht und uns darum auch die innersten Seelenregungen, die geheiligten und geheimen Sitten, Riten und Anschauungen, das eigenartige, tropische Liebesleben aufzudecken vermag.

*Heinrich Schmitthener*

## Chinesische Landschaften und Städte

*Mit 60 Abbildungen und 12 Karten. Leinenband RM 12,50*

Fränkische Tagespost, Nürnberg: Schmitthener führt uns in das Land des Rätselvollen, nach China, des wohl ältesten Kulturreiches dieser Menschenerde. Er schildert seine Ströme, die eigensinnig immer neue Wege einschlagen, seine geheimnisvollen Bergzüge und Lößlandschaften, seine ersticken- den Stürme und seine lieblichen Landschaften. Die Zerrissenheit der heutigen politischen Erscheinungen Chinas, die da zeigen, daß eine neue Welt im Werden ist, wird erst verständlich, wenn man die Lebensbedingungen des chinesischen Volkes kennt. Hier ist der Verfasser ein guter Führer.

---

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

*Hermann Consten*

## Der rote Lama

Ein Erlebnis aus dem innersten Asien

*Oktav. Leinenband RM 5,50*

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg: Wie im Fiebertraum zieht an dem Leser vorüber: Sonnenglut des Tages, Schrecken der Nacht, sinnlose Vergeudung, trotzlose Entbehrung, altrussischer Prunk, sibirische Kerkerfinsternis, glaubenslose Zügellosigkeit, tiefgläubige Selbstversenkung. Ein Buch für reife Menschen.

*Sten Bergman*

## Auf Schi und Hundeschlitten durch Kamtschatka

*Oktav. Mit 47 Abbildungen auf Tafeln. Leinenband RM 8,—*

Tägliche Rundschau, Berlin: In die unermesslichen Steppen der Tundra, in den äußersten Norden Asiens führen uns die abenteuerlichen Forschungsfahrten des Schweden, auf denen er in steter Begleitung seiner Frau auf Hundeschlitten und Schneeschuhen kreuz und quer die Halbinsel durchzog.

*Kai Donner*

## Bei den Samojeden in Sibirien

*Mit 61 Abbildungen und 1 Karte. Geheftet RM 6,—, Leinenband RM 8,—*

Sächsische Volkszeitung, Dresden: Kai Donner haben seine Forscherneigungen auf gefährlichen Schlittenreisen über sibirische Tundren und morsche Eisdecken der nordischen Flüsse nahe an das Eismeer gebracht, trotz schier unüberwindlicher Schneestürme und einer Kälte von 60 Grad. Das Leben der auf niedrigster Kulturstufe stehenden Samojeden und das Los der in diese Eiswüsten verbannten Russen war bislang wohl kaum so packend erzählt wie von diesem, den schlimmsten Widerständen trotzendem finnischen Gelehrten.

*Sten Bergman*

## Vulkane, Bären und Nomaden

Reisen und Erlebnisse im wilden Kamtschatka

*Mit 153 Abbildungen und 2 Karten. Leinenband RM 15,—*

Hamburger Nachrichten: Wir streifen mit dem schwedischen Forscher durch ein Gebiet, wo die Bären noch in Herden einhertrotten und Scharen von Seelöwen ihr Spiel treiben, wo der Japs Lachse konserviert, und Koreaner, schlaue Chinesen auf Geschäfte pirschen. Es ist ein Vergnügen, diese Schilderungen zu lesen und die vortrefflichen Abbildungen zu genießen.

---

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen







